Ferdinand

ein Roman

von

August von Thümmel.

Leipzig, 1803.
bey August Leberecht Reinicke.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

HALLE
(SAALE)

Ferdinand

ein Roman

von

August von Thümmel.

Vorrede.

Der Leser überschlägt gewöhnlich die Vorrede eines Romans, daher nur ein paar Worte an die Herren Recensenten. Diese wenigen Blätter sind mein erster Versuch in dieser Art von Dichtung; ich fühle selbst nur zu sehr das Mangelhafte desselben, und bin weit, sehr weit von der Vermessenheit entfernt, diesen Versuch in irgend einer Rücksicht für vollendet zu halten. Jede billige Kritik wird mir daher sehr willkommen seyn, jede Zurechtweisung werde ich künftig

dankbar benutzen; doch rechne ich dabey im Vertrauen auf die Großmuth, die dem Stärkern gegen den Schwächern immer eigen ist, auf Freundlichkeit und Schonung. —

Uebrigens gehöre ich nicht unter die Zahl derer, die ums liebe tägliche Brod schreiben; ich habe diesen Roman in Stunden der Muße zu meinem eignen Vergnügen, und für einen kleinen Cirkel von Freunden geschrieben, die, indem sie ihn lesen, ihren Freund wohl erkennen werden. —

A.

Ferdinand.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Schon verlor die Sonne ihr blendendes Feuer und röthete den westlichen Himmel, als der Oberförster Warburg zu Heileberg von einer kleinen Reise, die er nach der nächsten Stadt gemacht hatte, zurück ritt. Da ihn der Aufsteig an einer schattigen Eiche vorbey führte, die nicht weit von der Landstraße abstand, er-

blickte er einen jungen Menſchen, der von der drückenden Hitze des Tages entkräftet, unter dem Schutze ihrer dichtbelaubten Aeſte, in tiefſtem Schlafe lag. Die Schönheit des jungen Menſchen, der unverkennbare Zug von Unſchuld und Sanftmuth in ſeinem Geſichte, ſelbſt ſein feſter Schlaf, rührten ihn, ein wenig Neugierde kam dazu und bewog ihn, abzuſteigen und den Jüngling aufzuwecken. Er klopfte ihn ſanft auf die Schulter, Ferdinand richtete ſich langſam auf und rieb ſich die Augen, ohne vor dem fremden grünen Manne und ſeinem Hirſchfänger zu erſchrecken. „Junger Menſch, ſagte Warburg, es iſt noch weit bis nach Neuſtadt, wenn er heute noch hinkommen will, muß er ſich aufmachen, die Sonne ſteht ſchon tief.“ Ach! ich bin ſo müde, antwortete Ferdinand, und machte Anſtalt ſich wieder hinzulegen.

Ich glaub' es wohl, erwiederte Warburg lächelnd; aber er wird doch nicht die Nacht hier, wie die Lilien, auf dem Felde zubringen wollen?

Ach Gott! ich habe kaum so viel, daß ich ein Nachtlager bezahlen kann, ich bin so müde, so hungrig, meine Füße brennen mich, ich kann nicht weiter, ich bin schon so lange gegangen. — Steh auf armer Junge, unterbrach ihn hier Warburg hastig, es ist genug, ich will dich mit mir nehmen, mein Haus ist nicht mehr weit, hungern sollst du nicht, das verspreche ich dir, ein Bette ist ja wohl auch in der Wirthschaft noch übrig, und morgen sollst du noch einen Zehrpfennig auf den Weg mitnehmen. Da setz dich auf den alten Schimmel, ich bin das Gehen schon besser gewohnt.

Ferdinand sah ihn mit großen Augen an; die ehrwürdige Gestalt des alten Jägers flößte ihm Zutrauen ein; er wollte ihm danken, aber Warburg ließ ihn nicht zum Worte kommen, half ihm aufs Pferd und gieng schweigend voran.

Der Oberförster Warburg war kein ganz gewöhnlicher Forstbedienter, er war ein feiner

rechtlicher Mann, der einen Hasen zu schießen und Holz anzuweisen, nur für Nebensachen seines Standes hielt. Dafür hatte er aber auch in der ganzen Gegend den Ruf, daß er, trotz des starken jährlichen Holz-Schlages, seinen Wald nicht verderben lasse, und war überall als ein trefflicher praktischer Landwirth, bey dem man sich Raths erholen könne, bekannt.

Dabey trug er einen schlichten grünen Rock, unter dem das Herz eines Biedermanns schlug, seine Thüre wurde keinem Nothleidenden verschlossen, und die Armen hatten einen wahren Vater an ihm. Warburg hatte einen einträglichen Dienst, und von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen ererbt; er hätte vielleicht, wie manche behaupten wollten, seine Hausflur, wie einst Herr Melchior von Bremen, mit harten Thalern pflastern lassen können, und doch galt er rings umher für einen reichen Mann, ohne einen schlimmen Begriff damit zu verbinden.

Warburg hatte ſich in ſeinem dreißigſten Jahr mit einem braven wirthſchaftlichen, aber armen Mädchen, der Tochter eines Geiſtlichen aus einem benachbarten Dorfe verbunden, obgleich ſein Reichthum verſchiedene bemittelte Väter antrieb, ihm ihre Töchter unter der Hand anzutragen. Er war ſogar vorurtheilsfrey genug, ſich über ein Gerede hinwegzuſetzen, das durch eine Reiſe Mariens zu ihrer Tante ins Mecklenburgiſche entſtanden war, und ihren reinen fleckenloſen Ruf angegriffen hatte; aber er kannte und liebte ſeine Marie, und fand auch nie Urſache, dieſen Schritt zu bereuen, denn für die Schonung, mit der er ſie behandelte, lohnte ſie ihm mit heißer glühender Liebe, und war, einige kleine Fehler und Schwächen abgerechnet, das Muſter eines guten häuslichen Weibes. Aber die Seele des ganzen Hauſes, die alles um ſich erheiterte und belebte, war Julie, Warburgs einzige Tochter, des Vaters Stolz und der Mutter Liebling. Von braunen Locken umſchattet, blühten Lilien und Roſen auf

ihren Wangen; lange Wimpern gaben dem Feuer ihres dunkelblauen geistvollen Auges etwas unbeschreiblich sanftes, einnehmendes, freundliches; ein heiterer lachender Zug um den Mund verrieth ihres Herzens Güte, und Sittsamkeit umfloß wie Mondenschimmer ihre liebliche Gestalt. Von ihrer frühesten Jugend an, erleichterte sie ihrer guten Mutter die Besorgung des Hauswesens, und verkürzte ihrem Vater die langen Abende durch ihre unschuldige Fröhlichkeit und späterhin durch ihre angenehmen Talente. Oft mußte sie ihren Eltern aus einem guten Buche vorlesen, wobey Warburg selbst ihren Geist und ihr Herz bildete, und seine Anmerkungen, die sich auf practische Lebens-Weisheit gründeten, nicht sparte. Aber auch für Juliens Vergnügen sorgte der zärtliche Vater, er hatte ihr einen Theil des Gartens am Hause übergeben, den sie ganz nach ihrem Gefallen anlegen konnte, und den er, der guten Tochter zu Liebe, mit den seltensten Blumen bereicherte. So war Julie bey beständiger Beschäftigung

und unschuldigen Freuden, unter sorgsamer Pflege ihrer rechtschaffenen Eltern aufgewachsen, wie ein Bäumchen, das vor Frost und giftigem Mehlthau bewahrt, unter des Gärtners Händen lustig aufschießt, und ihn reichlich für seine Mühe zu belohnen verspricht. —

Zweytes Capitel.

Jetzt als sich die Straße um die Ecke des Waldes bog, zeigte Warburg mit der Hand links auf ein großes Dorf, auf allen Seiten von Gärten, Wiesen und Feldern umgeben, in dessen Vordergrund das Forsthaus lag; „das ist meine Wohnung, sagte er, den Jüngling ins Auge fassend."

Ferdinands zartes Gefühl für die Schönheiten der Natur, ließ ihn auf einen Augenblick seine Müdigkeit vergessen, er hieng mit trunknen Blicken an der sanft beleuchteten Gegend, die, als wäre sie das Urbild von Matthisons herrlichen Schilderungen, vor seinem überraschten Auge da lag, und ihm einen Ausruf der Bewunderung entlockte. Warburg lächelte,

ließ ihn absteigen, und beyde schlugen nun einen schmalen Fußsteig ein, der nach dem Garten führte. Jetzt als sie die Thüre vor sich sahen, gieng sie auf, und mit Schritten, die kaum den Boden berührten, flog ihnen Julie entgegen. Das liebliche Mädchen sah nur ihren zurückkehrenden Vater, sie schlang die schönen Hände um Warburgs Hals, und frug ihn mit der süßesten Stimme nach seinem Befinden. Ferdinand sah der Umarmung des Vaters und der Tochter mit süßer Wehmuth und mit klopfendem Herzen zu: Juliens erster Blick jagte das Blut in seine Wangen. Gleich einer himmlischen Erscheinung überraschte ihn das herrliche Mädchen; endlich wagte er es schüchtern, sie zu betrachten: ihr weißer häuslicher Anzug, der, wie das Gewand der Grazien, sich an den zarten schlanken Leib anschmiegte, der seidene Flor, der sittsam verhüllend dennoch des jungen Busens reizende Formen errathen ließ, der rührende Ausdruck der reinen zärtlichsten Liebe, in ihrer Haltung, der neue verführerische Anblick eines

schönen schmeichelnden Mädchens, weckte mit einmal Ferdinands schlummernde Gefühle. Ihm ward, als berührte ihn Alquifs Stab, er glaubte sich in ein Feenland versetzt. — „Ich habe einen Gast mitgebracht," sagte Warburg, indem er unsern Helden bey der Hand nahm, der röther als Scharlach, die Augen am Boden geheftet, vor dem blühenden Mädchen stand, „der arme Schelm ist hungrig und müde von einer weiten Reise, ich hoffe, meine Julie wird die gefällige Wirthin machen, und uns heute bald etwas zu essen geben." O! gewiß mein Vater, antwortete freudig das liebe gefällige Mädchen, mit einem flüchtigen Blick auf Ferdinand, ich springe voraus, und sie sollen die Suppe schon auf dem Tische finden. Pfeilschnell flog sie nach dem Garten zu. Komm Hans, rief sie, und der alte Schimmel, der bisher ruhig hinter unserm Ferdinand gestanden hatte, sprang ihr in fröhlichen Sätzen nach. Julie sah sich, ehe sie im Hintergrunde des Gartens verschwand, noch einmal um, ihr Blick begegnete dem seinigen

und wurzelte ihn wieder feſt an den Boden; Warburg mußte ihn ans Weitergehen erinnern; nun war des Alten Zunge ſelbſt, von Julien zu ſprechen, war ſein Steckenpferd. Er lobte den Gehorſam ſeiner einzigen Tochter, ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit, ließ in allen Stücken ihren vortrefflichen Eigenſchaften Gerechtigkeit wiederfahren, und kam mit dem frommen Wunſch an der Hausthüre an, ſie für alle ihre Liebe und die Freude, die ſie ihm täglich mache, bald in den Armen eines rechtſchaffenen Mannes belohnt zu ſehen. Auf Ferdinanden, der ſtill und aufmerkſam zugehört hatte, machte dieſer fromme Wunſch einen unangenehmen Eindruck, und ſtimmte ſeine Empfindungen herab, ohne daß er es ſich ſelbſt recht erklären konnte, warum? Aengſtlich betrat er das Haus, das Julie bewohnte, wie den heiligen Wohnſitz einer Gottheit. Frau Warburg empfieng ihn mit ſo unverſtellter Güte, wie eine Mutter ihren Sohn empfängt, daß er innig davon gerührt, ſich wie zu Hauſe fühlte,

Frau Warburg behandelte den Jüngling nicht wie einen Fremden, sie gieng mit ihm um, als wenn er zur Familie gehörte, oder längst erwartet wäre, und nöthigte ihn mit gutmüthiger Freundlichkeit zum Essen; Julie hielt Wort, sie fanden die Suppe auf dem Tisch. Die gute Mutter freuete sich über den Abgang, den ihr Gericht fand, und sah mit innigem Wohlbehagen dem fröhlichen Esser zu, den jetzt selbst Julie nicht in seiner Arbeit zu stören vermochte; doch als er gesättigt war, überließ sich seine schöne Seele desto lebhafter ihrem natürlichen dankbaren Gefühl, und das, was er aus dem Stegreif herstammelte, würkte mehr auf seine Zuhörer, als manche wohlausstudirte Rede.

Sobald sie vom Tische aufgestanden waren, Julie ihrem Vater Schlafrock, Pantoffeln und Canaster-Dose gebracht, Warburg in seinem grünen gepolsterten Lehnstuhl Platz genommen und den großen meerschaumenen Pfeifenkopf

angeraucht hatte, rief er unſern Ferdinand zu ſich hin. Komm her mein Sohn, redete er ihn an, nun erzähle uns, wenn du anders glaubſt, daß wir Zutrauen verdienen, wodurch du ſchon ſo jung und wohlerzogen, wie du zu ſeyn ſcheinſt, in die hülfloſe Lage gerathen biſt, in der ich dich angetroffen habe? Verheimliche mir nichts mein Sohn; wenn du durch eigne Unvorſichtigkeit an deinem Unglück Schuld ſeyn ſollteſt, fürchte nicht, daß ich dich zu ſtreng beurtheilen werde, ich bin kein mürriſcher Sittenrichter und habe Nachſicht mit den Schwächen Anderer. Ferdinand ergriff gerührt ſeine Hand. „Ich bin eine arme Waiſe, ſagte er: meine Geſchichte, lieber Herr Oberförſter, iſt kurz; noch vor acht Tagen war ich glücklich, ſehr glücklich, der plötzliche Tod meines Vaters machte meinem Glück auf einmal ein Ende, jetzt bin ich von Allen verlaſſen, und ſelbſt meine letzte einzige Hoffnung iſt auf ſeichten Grund gebaut.“ — Seine Stimme ſtockte, von ſeinen Empfindungen überwältigt, vermochte er nicht weiter zu

reben. Vater Warburg tröſtete ihn mit ſanften Worten, und ermahnte ihn, ſeinem gepreßten Herzen durch Mittheilung Luft zu machen. Die Oberförſterin und ihre liebliche Tochter ſetzten ſich mit ihrer Arbeit auf den Tritt im Fenſter, und Julie warf einen Blick voll theilnehmender Güte auf den armen Jüngling, der die Geſchichten ſeines Lebens, nachdem er ſich etwas wieder gefaßt hatte, ohngefähr in folgenden Worten zu erzählen anfieng.

Drittes Capitel.

1. Ich bin, wie ich nicht anders weiß, auf einem Guthe des Herrn von Dornberg in der Mark Brandenburg geboren. Meine Mutter habe ich nie gekannt; aus den erſten Jahren der Kindheit erinnere ich mich wohl noch ganz dunkel, daß eine ältliche Frau, die ich für meine Mutter hielt, mir die erſten weiblichen Dienſte leiſtete, und mich auf das zärtlichſte liebkoſete; ich habe aber hernach nie etwas von dieſer Frau erfahren können, ob ich gleich nicht zweifle, daß ſie lebt, ſo deutlich ſteht ſie noch vor meinen Augen. Von dieſer erſten dunkeln Vorſtellung an, bis in mein fünftes Jahr, verläßt mich mein Gedächtniß ganz; ob ich krank geweſen bin, oder wie es zugeht, kann ich ſelbſt nicht begreifen. Von meinem fünften Jahre an, ſo weit ich mich deutlicher zurück erinnern kann,

bin ich in Reichenau, im Hauſe des Dornbergiſchen Verwalters Reinhold erzogen worden. Alle die geringen Kenntniſſe, alle die kleinen Talente, die ich beſitze, verdanke ich dieſem edlen rechtſchaffenen Mann, der in einem Verhältniſſe ſtand, das gewiß weit unter ſeiner Sphäre war. Ich hielt ihn für meinen Vater, auch ließ er mich nie das Gegentheil ahnen, nur erſt nach ſeinem ſchnellen Tode, erfuhr ich es auf die kränkendeſte Art. Ich wurde früh zur Oekonomie angehalten, die mir mein Vater praktiſch anwies; ich folgte ihm wie ſein Schatten, in Feld und Wald, in Garten und Wieſen; ich hüpfte fröhlich neben ihm her, mein kindiſches Geſchwätz machte den edlen Mann nicht ungeduldig, aber immer wußte er ein Geſpräch herbeyzuführen, das für mich lehrreich wurde. Wenn er von Gott ſprach, o! wie einfach, wie überzeugend war dann ſein Religions-Unterricht. In den langen Winter-Abenden und wenn es im Sommer die Zeit erlaubte, unterrichtete er mich ſelbſt im Franzöſiſchen

ſchen, in der Muſik, und in der alten und neuern Geſchichte. Hielt ſich Herr von Dornberg, der eine groſe Würde in Berlin bekleidete, und unverheirathet war, einige Zeit anhaltend in Reichenau auf, ſo war er gewöhnlich bey uns und half meinem Vater, den er überhaupt ſeiner beſondern Freundſchaft würdigte, treulich in ſeinem Unterricht. Er liebte mich zärtlich, auch mein Herz fühlte ſich kindlich zu ihm hingezogen, er nannte mich ſeinen Ferdinand, und oft muſte ich ihn Vater nennen. O! warum war er nicht zugegen, als mein Vater ſtarb, gewiß hätte er ſich meiner angenommen, gewiß hätte der groſmüthige Mann mich nicht ſo grauſam verſtoßen, mein Herz ſagt es mir. — Jetzt komme ich zu dem ſchrecklichſten Augenblick meines Lebens, ein plötzlicher Schlag des unerbittlichen Schickſals zertrümmerte das ganze Gebäude meines Glückes, ach! ich ſollte Kummer und Elend um ſo ſchmerzlicher fühlen, weil es mir neu war, weil ich meine Jugend in ſüſer Zufriedenheit, in ungeſtörter Ruhe

verlebt hatte. Herr von Dornberg gieng als Gesandter nach Madrit, und übergab einem gewissen Herrn von Weichers die Oberaufsicht über seine Güter, einem Manne, der, ob er gleich in dem Range eines Staabs-Officiers stand, und durch die Bande des Bluts mit dem Herrn von Dornberg verbunden, an Körper und Seele ihm doch ganz unähnlich war. Wenn Herr von Dornberg seine Kinder besuchte, wie er seine Unterthanen nannte, so flogen ihm alle Herzen entgegen, lauter Jubel begrüßte ihn, und die wenigen Tage, die er bey uns blieb, waren Tage der Wonne für unser stilles friedliches Dörfchen. Kein Laut der Freude regte sich, wenn Herr von Weichers kam, selbst mein Pflegevater, dessen Laune sich sonst immer gleich blieb, war alsdann unmuthiger, und ich wagte mich selten aus dem Zimmer, um ihm nicht zu begegnen. —

Heute vor acht Tagen, zwischen Sechs und Sieben Uhr, niemals werde ich den schreckli-

chen Abend vergeſſen, zog von weiten ein Gewitter auf, es war drückend ſchwül; die Landleute eilten mit der Ernte; mein Vater gieng aufs Feld, um das Einfahren zu beſchleunigen; ich blieb zurück und beſchäftigte mich mit einem meiner Lieblings-Bücher. Im Leſen vertieft, weckte mich ein ungewöhnliches Geräuſch aus meinen Betrachtungen, ich flog an die Thüre, welch ein Anblick für mein fühlendes Herz, vier Arbeiter brachten meinen Vater getragen, der Schlag hatte ihm die rechte Seite gelähmt. — Er wurde aufs Bette gelegt, mit vieler Mühe gelang es dem Dorf-Chirurgus, ihn wieder ins Leben zurück zu rufen, er erkannte mich, er ſah meinen Schmerz, die Angſt meines Herzens, meine Verzweiflung; aber er vermochte nicht zu reden; ich lag am Bette auf meinen Knien, und bedeckte ſeine Hand mit Küſſen; ich ſahe, daß er mit mir ſprechen, daß er mir vielleicht ein wichtiges Geheimniß entdecken wollte, ich ſah es an ſeiner Anſtrengung; aber nur einzelne Worte ohne allen Zuſammenhang konnte ich

mit aller Mühe verſtehen, immer undeutlicher wurde ſeine Stimme, ſeine Augen brachen, ein neuer Anfall vom Schlage verſetzte ihn in einen bewußtloſen Zuſtand, aus dem er nicht wieder erwachte. Meine Bitten, meine Klagen, mein Schreyen, nichts konnte ſeine flehende Seele erhalten. — Kaum war er todt, ſo trat Herr von Weichers, der ſich eben damals in Reichenau aufhielt, ins Zimmer. Er ſchickte ſogleich nach den Gerichten, um, weil ſich keine Erben fänden, bis zu der Zurückkunft des Herrn von Dornberg verſiegeln zu laſſen. „Und wer biſt denn du, junger Menſch," fragte er mich mit einem höhniſchen Seitenblick, ohngeachtet er mich recht gut kannte, und oft gehört hatte, daß mich Herr von Dornberg zärtlich liebe; ich war nicht vermögend zu antworten, Schaam und Schmerz machten mich ſprachlos. Der alte Velten, ein Bauer, den mein Vater beſonders ausgezeichnet hatte, nahm ſtatt meiner das Wort. „Es iſt der Sohn des ſeeligen Verwalters, gnädiger Herr, wir alle kennen ihn." —

„Sein Sohn? antwortete Weichers mit bittern Spott, Reinhold war ja nie verheirathet, und ich bin nicht willens, Findelkinder auf diesem Guthe zu hegen. Er zog seine Börse, nahm einen Ducaten heraus, den er mir mit den Worten in die Hand drückte, „geh', mein Sohn, hier kannst du nicht bleiben, diene dem König, ich habe keinen Auftrag, müssige Burschе zu ernähren." „Hast du den Dukaten noch? fuhr hier der Oberförster auf, sieh mich an Junge, hast du den Dukaten noch?" — O nein! antwortete Ferdinand; unfähig zu denken und zu handeln, fühlte ich nur meinen gekränkten Stolz, ich legte ihn schweigend auf den Tisch, und verließ das Zimmer, nachdem ich die kalte Hand meines Versorgers noch einmal an meine Lippen gedrückt hatte. Der alte Welten dachte und handelte für mich, er packte mein bischen Wäsche, mein Reißzeug und eine Uhr zusammen, die mir mein großmüthiger Wohlthäter, vor seiner Abreise nach Madrit, geschenkt hatte; Weichers hinderte ihn nicht. — Die

ganze Gemeinde hatte sich nach und nach versammelt. Alle gaben mir Beweise ihrer Liebe und ihres Mitleidens, ich mußte mich mit Gewalt von ihnen losreißen. Der alte Velten begleitete mich, ohne daß ich es hindern konnte, bis auf das nächste Dorf, und blieb die Nacht bey mir. Am andern Morgen gab er mir die wenigen Sachen, die er mir nachgetragen hatte, drückte mir die Hand, und Thränen flossen von seinen grauen Wimpern herab. „Gehen Sie mit Gott, lieber junger Herr, sagte er innig gerührt, bey uns in Reichenau können Sie nicht bleiben, aber sechs Stunden von hier in Ramsbach habe ich eine Schwester, die an den Schulzen verheirathet ist, sie wird Sie gerne aufnehmen, und bey ihr können Sie ruhig wohnen, bis unser guter Herr zurück kommt." — Dankbar fiel ich dem alten Manne um den Hals, schlug es nicht ganz aus, um seine Gutmüthigkeit nicht zu kränken, und wankte dann mit ungewissen Schritten fort. O! mit welchen Empfindungen dachte ich an mein liebes Dörfchen

zurück, wie oft ſehnte ich mich nach ſeinen freundlichen Hütten zurück, alle meine kleinen Freuden und Leiden riefen ſich mir ins Gedächtniß zurück, die ganzen Jahre meiner Kindheit, meines Jünglings-Alters, die ganze Vergangenheit kam mir wie ein angenehmer Traum vor, aus dem ich jetzt auf einmal geweckt worden war. Die rauhe Würklichkeit ſtand vor mir, mir blieb nichts anders als die Erinnerung. Wie glücklich war ich noch den Morgen geweſen! Der erſte Strahl der Sonne lockte mich aus meiner Kammer, ich eilte in die Arme des Beſten der Väter, der mich gleich, als ob er unſre nahe Trennung geahndet hätte, liebevoll in ſeine Arme ſchloß. Und nun, wenn ich auf die Gegenwart zurückblickte. O der Wandlung! Da ſtand ich, einſam, ausgeſtoßen aus dem Kreiſe meiner jugendlichen Freuden, verlaſſen von meinem Freunde, meinem Wohlthäter, und vor mir die Ausſicht in eine dunkle freudenleere Zukunft. — Schwach erhellte ſie ein Lichtſtrahl von Hoffnung: ich erinnerte mich,

daß mein Vater oft mit Wärme von einem Jugendfreunde gesprochen hatte, der in Franken wohnte; zum Glück war mir sein Name nicht entfallen, ich beschloß ihn aufzusuchen. Mit dieser ungewissen Aussicht bin ich auf gut Glück fortgegangen, mein gestriges Nachtlager hat mir beynahe den letzten Rest meiner geringen Baarschaft gekostet, ich war der Verzweiflung nahe, als sie mir wie ein rettender Engel erschienen. Jetzt kennen Sie meine Lage, vollenden Sie Ihr angefangenes Werk, gönnen Sie mir einen Zufluchtsort in Ihrem Hause; ich kann arbeiten; machen Sie mich zu dem Geringsten Ihrer Diener, ich bin arm, ich habe keine Hoffnungen, keine Aussichten, aber ein dankbares Herz, o, daß Ihnen dies genug wäre!" Er schwieg und ergriff ehrerbietig die Hand des Oberförsters. Ferdinands Erzählung stimmte die ganze Familie zu seinem Vortheil. Julie trocknete sich verstohlen die Augen, die gute Mutter sah mit bittenden Blicken auf ihren Gatten, und Vater Warburg sprach die Worte des Trostes

für den Jüngling: — Ich glaube deinen Worten, mein Sohn, tröste dich, du sollst einen zweyten Vater an mir gefunden haben; Morgen, wenn du dich wieder erholt haben wirst, wollen wir mit einander von der Zukunft sprechen; gute Nacht für heute, Rudolph soll dir deine Kammer anweisen. Mutter Warburg küßte ihren lieben Alten für den Ausspruch, und Julie nickte unserm Helden eine freundliche gute Nacht zu.

Viertes Capitel.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, und ſchien durch die runden Scheiben des Fenſters, als Ferdinand erwachte; ſeine Müdigkeit hatte ſich verloren, er fühlte ſich neu geſtärkt. Mit den Kräften ſeines Körpers kehrte auch die Heiterkeit ſeiner Seele zurück. Sein glückliches Alter, in welchem nicht leicht der Kummer Wurzel faßt, — die gütige Aufnahme in Warburgs Hauſe, das Verſprechen des braven Mannes, ihn nicht zu verlaſſen, ließen ihm die Zukunft wieder im hellern Lichte erblicken, ſelbſt die Zweifel, die ſich noch geſtern Abends in ſeinem Herzen regten, entſchlüpften mit der Morgenſonne wie ein leichter Frühlingsnebel. So lange Jugend und Geſundheit den Pfad des Lebens mit Blumen überſtreuen, erſcheint Alles noch in einem roſenfarbnen Licht. Aber ihm ſelbſt unbewußt, erhellte Julie, das liebliche

Mädchen, das ganze reizende Bild der Zukunft, das seine rege Phantasie sich vormalte, wie die Flamme in der Zauberlaterne die magischen Figuren. Mit einem Sprunge war er aus dem Bette, in wenig Augenblicken in den Kleidern, und voller Ungedult Julien wieder zu sehen, flog er die Treppe hinab. Zwar suchte sein Herz diese Eile auf Rechnung der Dankbarkeit, und seiner Entschlüsse für die Zukunft zu schreiben, aber als er ihre Stimme hörte, stand er, den Drücker in der Hand, wie ein ertappter Sünder an der Thüre. Verlegen und leise öfnete er sie, Julie saß am Clavier und sang ein Morgenlied mit entzückender Stimme. Keines dieser angenehmen Talente, die das weibliche Geschlecht so sehr verschönern, hatte Vater Warburg bey seiner Tochter vernachläßigt, aber alles war, wie schimmernde Folie, dem weisen bescheidenen Schleyer ihrer Unschuld untergelegt. Wie ein Engel kam sie ihm in ihren Morgenkleide entgegen, eine halb aufgeblühte Rose an der Brust. Ihr freundlicher Gruß gab ihm

die Sprache wieder, sie holte ihm das Frühstück, das, wie sie lächelnd versicherte, eigentlich der Langschläfer versäumt habe, erzählte ihm, daß ihr Vater schon lange in den Wald, und ihre Mutter aufs Feld gegangen sey, und beyde schwerlich vor Mittags zurücke kommen würden. Das offne natürliche anspruchlose Betragen des lieblichen Mädchens stellte Ferdinands Unbefangenheit wieder her, das schüchterne Wesen das seiner Seele fremd war, und das er nur erst auf seiner Wanderschaft angenommen hatte, verlor sich, und bald koseten sie freundlich zusammen, als ob sie seit vielen Jahren schon mit einander bekannt oder unter einem Dache aufgewachsen wären. — Ich habe immer gewünscht einen Bruder zu haben, sagte Julie freundlich lächelnd, jetzt da mein Vater sie an Kindes statt angenommen, und ihnen selbst diese Rechte eingeräumt hat, so sind ja auf einmal meine Wünsche erfüllt. — Spotten sie nicht eines Unglücklichen, Mamsel Julie, wenn ihr Herr Vater mich armen Verwiesenen

auch nicht verstößt, so hat er mich doch nicht an Kindesstatt angenommen. — Wie soll ich es denn nennen, antwortete sie lächelnd, er will als Vater für sie sorgen, heißt das nicht so viel, als daß sie nun mein Bruder seyn sollen, und ich ihre Schwester. — O! wenn ich so glücklich wäre, aber wer weiß, bereuet es ihr Herr Vater nicht jetzt schon. — „Da kennen sie meinem guten Vater noch nicht, sein Wort brach er noch nie, und gewiß sorgt er nun auf irgend eine Art für sie, bis er ihre Eltern gefunden hat." — Ach! diese Aussicht ist in weitem Felde, Mamsel Julie, ich zweifle, daß es jemahls möglich ist. — Wer wird denn gleich alles bezweifeln, unterbrach sie ihn, mein Vater hat schon viel möglich gemacht, und finden sie auch ihre Eltern nicht, so haben sie sie an den meinigen gefunden, was wollen sie mehr? Ach! wenn sie wüßten wie schwer es mir wird von Allmosen zu leben — seine Stimme stockte, wenn er mich als Burschen annehmen, und mir die Jägerey lernen wollte! — Julie brach in

ein Freudengeschrey aus. „O! ich bin überzeugt daß ihnen der grüne Rock gut stehen wird, nun werden sie meinem Vater noch einmal so lieb seyn, denn wer seinen Stand in Ehren hält, ist sein Mann, und wenn Sonne und Luft die Jäger gleich braun färbt, so sind sie doch gesund und frisch, ihr selbst geschossener Braten schmeckt und gedeihet ihnen, und die freye Luft, die Bewegung, macht sie heiter und froh. — Glauben sie würklich? — Ja! ungläubiger Thomas, kommen sie, noch einmal so gerne will ich ihnen jezt alle die Herrlichkeiten des irdischen Paradieses zeigen, das wir bewohnen." Nun schlang sie mit reizender Vertraulichkeit den Arm um ihn, und zog ihn mit sich fort. Sie führte ihn in die weitläuftigen Gärten, in deren Mitte das Forsthaus lag, verweilte mit ihm bey ihren Beeten, musterte und begoß die Blumen, wobey er ihr treulich half, zeigte ihm ihre Lieblingslaube, und ließ kein Plätzchen unbesucht, dann befahl sie ihm ordnerisch ihrer an dem Thore zu warten, eilte

in die Küche zurück, nach dem Essen zu sehen, holte ihn bald wieder ein, und gieng auf seinen Arm gelehnt, den Weg nach dem Holze zu, ihrem Vater entgegen. Die glücklichen unbefangenen Geschöpfe! Julie hat kein Geheimniß für ihn, er kennt ihre häusliche Lage, ihre Beschäftigungen, ihre Freuden; die ganze Gegend kömmt ihn an ihrer Seite bekannt vor, ihm ist es, als wäre er tausendmal den Weg nach dem Holze gegangen, weil sie ihn täglich geht. Alle Schüchternheit ist aus seiner Seele gewichen, der Oberförster ist ihm nicht mehr fremd, es ist ja ihr Vater, sie hat alles Fremde von ihm abgestreift. — Er kömmt, sie sehen ihn schon von weiten, und eilen ihm freudig entgegen. „Hier kommen ihre Kinder, mein guter Vater, rief Julie! und der erstaunte Oberförster fühlte sich von beyden umschlungen.“

Fünftes Capitel.

Obgleich Vater Warburg ſich nicht genug über Ferdinand und Juliens gutes Vernehmen verwundern konnte, ſo hatte er doch zu viel Erfahrung, als daß er durch ſein öffentliches Mißfallen, den Funken ihrer aufkeimenden Liebe, zur hellen Flamme hätte anblaſen ſollen. Er drückte den Jüngling, der ſeine Hand gefaßt hatte, an die Bruſt, freuete ſich ſeiner wieder auflebenden Munterkeit, umarmte ſeine Tochter zärtlich, und folgte den jungen Leuten, die ſcherzend und lachend vor ihm her hüpften. Er ſchüttelte zwar oft noch bedächtig den grauen Kopf, aber eben ihre unbefangene Fröhlichkeit ließ ihm die Lage der Sachen in einem mildern Lichte ſehen. Sie ſind in einem Alter, ſprach er für ſich, der Kummer und die hülfloſe Lage des armen Jungen, hat Juliens Mitleid rege gemacht, es hat ihr immer an einem Geſpielen

gefehlt

gefehlet, jetzt hat ſie ihn gefunden, und freuet ſich darüber, das iſt Alles. Dieſe Gedanken verbannten nach und nach allen Verdacht aus ſeiner Seele. Nach Tiſche nahm Warburg den Jüngling mit ſich auf die Schreibeſtube. „Haſt du dir ſchon einen Plan für die Zukunft gemacht, mein Sohn, hub er an, wie du dir einmal ſelbſt in der Welt dein Brod verdienen willſt? ich halte mein Wort, du ſollſt einen Vater an mir gefunden haben, bey jedem billigen Vorſchlag kannſt du auf meine thätige Mitwürkung rechnen. Indeſſen will ich dich nicht übereilen, mein Sohn; einſtweilen kannſt du, da du dich ſo auf Oekonomie gelegt haſt, mir hier in der Wirthſchaft zur Hand gehen, und mir auf der Schreibeſtube helfen; vielleicht gelingt mir indeß ein Verſuch, etwas von deiner Geburt zu erfahren. Auf alle Fälle iſt etwas dahinter verborgen, daß Weichers dich ſo geſchwind entfernte, er konnte dich gleich unter die Soldaten ſtecken, wenn es ihm nicht daran lag, dich ganz aus dem Wege zu ſchaffen. Viel-

leicht weiß er nur zu gut, wem du angehöreſt; vielleicht erhalten wir auch von dem Herrn von Dornberg ſelbſt Aufſchluß über dein Schickſal. Madrit iſt nicht aus der Welt, an ihn werde ich mich zuerſt wenden. Du ſelbſt kannſt auch an ihn und an den Freund deines verſtorbenen Pflegevaters ſchreiben, wir werden ja hören, was ſie antworten." Ferdinand dankte ihm mit gerührtem Herzen für ſeine väterliche Verſorge, dann kam er mit ſeiner Bitte, ihm die Jägerey zu lehren. Vater Warburg beſann ſich eine Zeit lang. Unſer Stand iſt beſchwerlich, mein Sohn, haſt du dir das auch wohl überlegt? Der gemeine Jäger jagt nicht blos zum Vergnügen. Mit Tages Anbruch muß er heraus, Wind und Wetter darf ihn nicht abhalten; wenn Andre hinter dem Ofen ſitzen, muß er ſtundenlang auf dem Anſtand ſtehen und frieren; Hunger und Durſt, Froſt und Hitze muß er ertragen können, oft ganze Tage lang im tiefſten Schnee waden, und das Gehen ſcheint eben deine Sache nicht zu ſeyn.

Ich werde es gewiß noch gewohnt werden, antwortete Ferdinand mit Feuer.

Nun dann, in Gottes Namen, es ist mir gewissermaaßen lieb, daß du einen Stand gewählt hast, bey welchem ich dir vielleicht in der Folge nützlich seyn kann, bey deiner Vorkenntnissen soll, wenn du anders fleißig seyn willst, mit Gottes Hülfe ein verständiger Waidmann aus dir werden. — Ferdinands Wunsch wurde erfüllt: der edelmüthige Warburg, der nichts halb that, ließ ihm alles neu machen, was er brauchte. Wie er zum erstenmal in seinem neuen grünen Reck vor ihm stand, eine von Julien verfertigte Cocarde am Huth, konnte selbst Vater Warburg sein inneres Wohlgefallen an ihm nicht verbergen. Er hatte versprochen, dem Jüngling Vater zu seyn, und so behandelte er ihn auch, er nahm ihn mit an seinen Tisch, kein Dienst von niedriger Art wurde von ihm verlangt, und Alles, was in sein Fach schlug, lehrte er ihm selbst. Ferdinand mußte ihn

überall hin begleiten; ein jeder solcher Spaziergang war für den Jüngling lehrreich, den Warburg spielend über die verschiedenen Holzarten, ihr Wachsthum, den ihnen angemessenen Boden, ihre Nutzbarkeit und die Art sie zu behandeln, unterrichtete. Auch mit der Naturgeschichte der Insekten, die ihnen schädlich sind, machte er ihn bekannt, und jedesmal kam er zufriedener mit seinem fähigen Kopf und seiner Aufmerksamkeit zurück. So viel Zeit Ferdinand jetzt auch außer dem Hause zubrachte, so kamen doch auch Augenblicke, wo er mit Julien zusammen seyn konnte. Die guten Kinder hatten zwar ihre Empfindungen nicht laut werden lassen; aber ein inneres Gefühl lehrte sie sich ohne Hülfe der Sprachorganen verstehen. Wenn Julie die Harfe spielte, und sie mit ihrer Stimme begleitete, fiel, bey des Liedes rührenden zärtlichen Stellen, unwillkührlich ihr Blick auf den Jüngling. Ihre süßtönende Stimme erhielt dann mehr Biegung, wurde sanfter, weicher, ausdrucksvoller. Ein Blick der Liebe

aus ſeinem leuchtenden Auge antwortete ihr, eine Thräne rollte von der Wange des Jünglings herab, und des Mädchens ſüßer Geſang verhallte langſam in ſeiner Seele. Wenn er ihr mit der Flöte zum Clavier accompagnirte, lag in dem ſanften Ton, den er dem todten Inſtrumente entlockte, der Ausdruck ſeines lebendigen Gefühls; ſelbſt in dem gleichgültigſten Geſpräch, das ſie zuſammen führten, lag etwas, was nur Liebe geben, und Liebe verſtehen kann. Sie machte den unerfahrnen Jüngling erfinderiſch. Jeden Augenblick, den ihm ſein Dienſt übrig ließ, widmete er Julien; jeder Morgen überraſchte ſie mit einem neuen Beweis ſeiner Liebe. Alle Geſchäfte, die die abſcheidende Jahrszeit in ihrem kleinen Gärtchen verlangte, verrichtete er ungeheißen, und opferte ihr gern ſeine Erholungsſtunden auf. Im ſpätern Herbſt, wenn Obſt von den reichgeſegneten Bäumen abgenommen wurde, ſuchte er ihr unter allen das ſchönſte aus; die letzten Blumen hob er für ſie auf, und pflegte ſie ſorgfältig. Wenn

der Pfarrer von seinem reichern Bruder aus Gotha neue Musikalien erhalten hatte, nahm er oft die Nacht zu Hülfe, um die Noten für sie abzuschreiben. Kein Schlaf kam dann in sein Auge, und selbst in dieser trockenen Arbeit fand er süßen Genuß, denn er arbeitete ja für sie! — Konnte Julie, weich und warm wie sie war, bey allen diesen untrüglichen Kennzeichen der reinsten zärtlichsten Liebe ungerührt bleiben? Auch sie erfand ihrerseits eine Sprache, die das Herz des Jünglings mit süßer Hoffnung erfüllte. Wenn sie in den immer länger werdenden Abenden ihren Eltern vorlas, richtete sie oft ganze Stellen an ihn; zwar unmerklich nur erhob sie dabey ihre Stimme; aber auch dieses Unmerkliche, worauf der unbefangene Zuhörer nicht achtet, entgieng dem lauschenden Ohr des liebenden Jünglings nicht. — Selige Zeit der ersten Liebe, wo ein Wink mit den Augen, ein Händedruck diese Erde zum Himmel macht! warum, ach warum ist ihre Dauer so kurz? O, daß sie nie verwelken

möchte, die Blüthe der ersten jungen Liebe! — Oft erhielt Ferdinand ansehnliche Geschenke von der Oberförsterin, die mit wahrer mütterlicher Sorgfalt für ihn sorgte, oft, noch ehe er selbst inne ward, was ihm mangelte; aber immer hatte Julie dabey die Hand mit im Spiele, wußte ihre gütige Mutter, die nicht leicht ihrem Augapfel eine Bitte versagte, allmählich darauf zu bringen, und so wurde von der Hand der Liebe Ferdinands Bedürfnissen abgeholfen.

Dem Scharfblick Vater Warburgs entging zwar dies alles nicht ganz, er sahe seine Muthmaßung ihrer wechselseitigen Neigung bestätiget; anfänglich aber hatte er erst die Antworten auf sein und Ferdinands Briefe abwarten, und etwas näheres von seinen Familien-Umständen erfahren wollen, um selbst mit sich einig zu seyn, ob er sie billigen oder mißbilligen sollte. Allein als ein Vierteljahr und darüber verflossen war, ohne daß Herr von Dornberg antwortete, und der Cammerrath Greins, Reinholds Freund, sich zwar anheischig machte,

den jungen Menschen als den Pflegesohn seines Freundes zu unterstützen, aber auch nicht im Stande war, das Geringste von Ferdinands Verhältnissen anzugeben, hatte er unterdessen den Jüngling so lieb gewonnen, daß er ihn nicht mehr von sich lassen konnte; doch behielt er ihn immer in den Augen, suchte ihn so viel als möglich zu beschäftigen, und schnitt den Liebenden alle Gelegenheit ab, sich allein zu sprechen. Nach und nach wurde Warburg zwar lauer in diesem Geschäfte, aber wahrscheinlich hätten sie noch länger in ihrer unschuldigen Vertraulichkeit fortgelebt, einander zärtlich geliebt, ohne es sich zu sagen, hätte nicht die Dazwischenkunft eines Dritten ihnen den Muth zum Reden gegeben, und die Gefahr Julien zu verlieren, das Geständniß des Jünglings herbeygeführt. Sie sollten die Seligkeit zu lieben und geliebt zu werden, in vollem Maaße genießen, um das Schmerzliche der Trennung desto bitterer zu empfinden.

Sechstes Capitel.

Der Winter gieng vorüber. Die Bäume fengen wieder an auszuſchlagen, die Luft wurde gelinder, einzelne Blumen keimten ſchon auf den ſich heller färbenden Wieſen, das beſcheidene Veilchen blühte im Verborgenen, und in Juliens Gärtchen ſchoſſen bunte Aurikel und duftende Hiacinthen auf, als Vater Warburg einen Brief von dem Oberforſtmeiſter von Wildenſen erhielt, worinn er ihm den Tag der Förſterey beſtimmte. Dieſer Brief war das Signal zu einer groſen Revolution im Hauſe. Frau Warburg und ihre liebliche Tochter hatten alle Hände voll zu thun. Die Stuben und Treppen wurden geſcheuert, und mit feinem weißen Sande beſtreut, ein paar Turteltauben, mit dunkelblauen glänzenden Hälſen, das Spielwerk der ganzen Familie, die nur durch ein

Drathgitter von der übrigen Stube abgesondert, unter dem Ofen friedlich wohnten, wurden in eine Dachkammer verwiesen. Den alten ehrwürdigen Grosvaterstuhl, in welchem Vater Warburg Mittagsruhe zu halten pflegte, verdrängten zwey neumodische Stühle mit geraden Füßen. An die Stelle der weißen, aber groben Vorhänge machte Julie feinere auf, und legte sie in zierliche Falten. Auch bereitete das liebe geschäftige Mädchen zwey Betten, so weich und fein die Wirthschaft sie nur immer hergab, für die Herren in der Oberstube, die Jägerbursche pochten ihre grünen Röcke aus, polirten die grosen gelben Knöpfe, und nun sah Alles begierig der Ankunft des Oberforstmeisters entgegen. — Juliens Mutter war noch in der Oberstube mit Anordnung des Tischzeuges beschäftiget, Warburg war auf sein Feld gegangen, um nach der Saat zu sehen, Julie saß allein, den Kopf auf die Hand gestützt, am Fenster: als Ferdinand aus dem Walde zurück kam. Ein flüchtiger Hinblick belehrte

ihn von seinem Glück, er trat in die Stube zu ihr. Julie stand auf und kam ihm entgegen; sie lächelte den Jüngling an, aber es war, als ob sich ihr Mund zum Weinen verzöge, und eine geheime Unruhe lag auf ihrem Gesicht. So scheint die Sonne durch trübe fliegende Wolken. Ferdinand reichte ihr schweigend ein Sträußchen von Veilchen, das er für sie gepflückt hatte. Sie nahm es, und ihr Auge wurde feucht. Julie weint? rief er mit blitzenden Augen. Ich weiß nicht, warum ich heute gerade so albern bin, antwortete sie, sonst habe ich mich immer auf die Försterey gefreuet, es ist mehr Leben im Hause, man hört auch wohl etwas neues, und der Vater trinkt sich immer mit seinem alten Freunde, dem Oberforstmeister, lustig; diesmal aber, nein, diesmal freue ich mich gar nicht, ich wollte es wäre überstanden. — Mir geht es auch so, mir ist es, als erwartete mich ein Unglück, liebste Julie, es liegt mir wie Centnerlast auf dem Herzen. — Träumer, mit Ihren Ahndungen,

wo soll denn das Unglück herkommen? Ich wüßte keines, als daß Sie dem Oberforstmeister so gefielen, daß er Sie mit in die Stadt nähme. Das wäre freylich ein Unglück, aber nur für uns! — Und nicht auch für mich, glauben sie? sagte er mit zitternder Stimme und glühenden Blicken, sie würden mich also nicht gerne verlieren? — Wo denken sie hin, Ferdinand! Wer hielte mir mein Gärtchen in Ordnung, wer schriebe mir Noten, wer accompagnirte mich denn zum Clavier, wenn Sie nicht wären? Und wenn es auch gleich ein anderer thun wollte, so wäre es doch nicht so; nein, da ließ ich lieber alles liegen, Freude würde mir es gewiß nicht mehr machen. — Von Sehnsucht und Liebe hingerissen, ergriff Ferdinand ihre Hand: „Julie, o meine Julie!" stammelte er; da hörten sie des Vaters Fußtritte im Vorhause. Außer sich, eben in diesem Augenblick gestört zu werden, trat er ans Clavier; kaum daß er sich etwas wieder sammeln konnte. Julie hatte ihren Platz am Fenster wieder eingenommen.

Vater Warburg sah ernster aus wie gewöhnlich. Julie, die ihm sonst immer entgegen sprang, blieb stehn, verlegen und ängstlich, die Augen aufs Strickzeug geheftet. Mühsam unterdrückte Warburg eine Bewegung des Unwillens. Ein Auftrag von ihm entfernte den Jüngling aus dem Zimmer.

Siebentes Capitel.

Um 10 Uhr des Morgens kam der Oberforſtmeiſter in Begleitung des Forſtſchreibers, eines feinen jungen Mannes, der die rauhen Ecken des Naturmenſchen in der großen Welt abgeſchliffen hatte, vor das Forſthaus gefahren. Vater Warburg empfieng ſeinen alten Freund ehrerbietig, aber herzlich, die liebe geſchäftige Hausfrau mit vielen gutgemeinten Complimenten, und Julie mit jener unbefangenen Freundlichkeit, die Unſchuld und Natur nur allein den Mädchen geben kann. Nun wurden nach vollbrachter Arbeit zwey Tage in feſtlicher Ruhe verlebt, wobey ſich die Herren die Gerichte, von Juliens Händen bereitet, und Warburgs alten Wein trefflich ſchmecken ließen. Obgleich Ferdinand, der jetzt ſo wie die andern Jägerburſche bey Tiſche mit aufwarten mußte, eine Sa-

che, die seinem Ehrgefühl nicht wenig schmerzte, dem Oberforstmeister weiter nicht auffiel, der auf Warburgs Erzählung, wie er zu dem jungen Menschen gekommen sey, ein gleichgültiges: „das macht Ihrem Herzen Ehre, lieber alter Freund", antwortete, so kam doch am Abend des ersten Tages eine Sache zur Sprache, wobey Ferdinand, wie meine Leser sehen werden, nicht wenig interessirt war. Der Forstschreiber Merheim, ein junger talentvoller Mann von sechs und zwanzig Jahren, der seit vier Jahren in Diensten des Oberforstmeisters von Waldensee stand, von ihm wie ein Sohn geliebt wurde, und das Mittel gefunden hatte, sich ihm unentbehrlich zu machen, sahe Juliens Reize nicht mit gleichgültigen Augen an; er hatte sie aufblühen sehen, sie jedesmal schöner und lieblicher gefunden, und schon lange in geheim den Plan gemacht, bey dem Oberförster um sie anzuhalten. Er hatte allmählich den alten Waldensee von seinen Wünschen unterrichtet, und das Gespräch über den Gegen-

ſtand ſeiner Neigung immer ſo geſchickt herbey-zuführen gewußt, daß der Oberforſtmeiſter end-lich ſteif und feſt glaubte, es ſey ſein eigner Einfall, ihn mit Julien zu verheirathen, und da er Warburgs Denkungsart und Vermögens-Umſtände genau kannte, verſprach er, Alles anzuwenden, um ſeinem Liebling das holde Mädchen zu verſchaffen. So bald alſo Julie und ihre Mutter ſich entfernten, und ihren Ar-beiten nachgiengen, die drey Herren bey einem Glaſe Wein vertraulich beyſammen ſaßen, und Warburg ſich heiterer als gewöhnlich getrunken hatte, brachte der Oberforſtmeiſter, wie von ohngefähr das Geſpräch auf Warburgs ſchöne Tochter, und gab dadurch dem jungen Mer-heim Gelegenheit, eine wohlausſtudirte Rede zu Juliens Lobe zu halten, die den zärtlichen Vater, der treulich mit einſtimmte, gleich zu ſeinem Vortheil einnahm, und als Merheim ſich kurz darauf abſichtlich entfernte, verſtärkte das Bild, das Waldenſen von ihm entwarf, und ein paar Worte, die er über ſeine künftis

gen guten Aussichten fallen ließ, den Eindruck, den der junge Mann selbst auf Warburg gemacht hatte, nicht wenig. Es war sein Lieblings-Gedanke, Julien gut versorgt zu sehen, er hieng ihm mit Vergnügen nach, so daß er es den Verbündeten leichter machte, als sie geglaubt hatten. Noch vor der Zurückkunft des lieben Mädchens waren sie schon so weit zusammen gekommen, daß Merheim einen förmlichen Antrag hatte machen können, den Vater Warburg nicht nur nicht verworfen, sondern versprochen hatte, ihn mit seiner Frau und Tochter in Ueberlegung zu nehmen. Ein Ausspruch, der den entzückten Forstschreiber, der von Juliens Seiten keine Abneigung vermuthete, in solch eine frohe Stimmung versetzte, daß er den Abend und den folgenden Tag Julien die zärtlichsten Dinge vorsagen, und der verständigen Hausfrau manche feine Schmeicheley über ihre Kochkunst, (der sicherste Weg zu ihrem Herzen) machen konnte. Den folgenden Tag machte der Oberforstmeister noch manche

bedeutende Anſpielung, die Julie zwar ſo unbefangen mit anhörte, als ob von einer dritten Perſon die Rede ſey; aber Merheims zudringliche Zärtlichkeit wurde ihr doch am Ende ſo läſtig, daß ſie herzlich froh war, als endlich am dritten Tag früh der Wagen wieder zum Hofe hinaus rollte. Ferdinand, dem, ſo ſelten er auch zugegen geweſen war, die zärtlichen Blicke und Worte des Forſtſchreibers nicht entgangen waren, fiel es jetzt wie Schuppen von den Augen. Die Möglichkeit, die nahe Gefahr vielleicht, Julien zu verlieren, belehrte ihn deutlich über ſeine Gefühle; immer gewiſſer wurde ihm Juliens unwiderſtehliche Gewalt über ſein Herz; er fühlte ſich zum erſtenmal unglücklich, Liebe und Eiferſucht marterten ihn gleich ſehr; außer ſich eilte er in den Garten, und troſtlos warf er ſich unter einen Baum. Julie, die ſich auf einige Augenblicke von ihrer Mutter entfernt hatte, ſuchte ihn überall auf, und fand ihn endlich, den Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt, mit fin-

ſtern vor ſich hin ſtarrenden Blicken, den Ausdruck des tiefſten Grams auf ſeinem Geſichte. — Was fehlt Ihnen, Ferdinand? rief ſie ihm ſchon von weiten zu; ſie lief nicht zu ihm, ſie flog; haſtig ergriff ſie ſeine Hand, und ſah ihm zärtlich, geängſtigt von ſeinem Kummer, ins Geſicht, hat Sie jemand gekränkt, lieber Ferdinand? So ſprechen Sie doch, ſehen Sie mich an Ferdinand, ſind Sie böſe auf mich? — Auf Sie, antwortete er mit halb erſtickter Stimme, auf Sie Julie, nein; er legte die Hand auf die Bruſt, ach, ich weiß nur zu gut, was mir fehlt, aber, rief er, indem er ſie ſanft von ſich ſtieß, Ihnen kann ich es nicht ſagen, Ihnen darf ich es nicht ſagen, Ihnen am allerwenigſten! — Mir nicht? antwortete ſie ſchnell, und kniete bey ihm nieder; wenn Sie mir es nicht ſagen dürfen, wem dürfen Sie es denn ſagen? Ferdinand, bin ich nicht Ihre beſte Freundin? — Eine hohe Röthe überzog ihre Wange, wie ſie es ſagte, als fürchtete ſie, zu viel geſagt zu haben.

Ach, Julie! Sie bringen darauf, mein Geheimniß zu erfahren, und es wäre vielleicht beſſer für Sie, wenn Sie es nie erführen, ich liebe Sie Julie! ich fühle es, ich kann ohne Sie nicht leben; er verbarg ſeinen Kopf in ihren Schooß, und heiße Thränen benetzten ihre Hand. Jetzt kam die Reihe an Julien zu ſchweigen; wie ein elektriſcher Schlag hatte das Wort Liebe ihre Seele erſchüttert, der Schleyer war gefallen, ſie fühlte wie er; unwillkührlich drückte ſie ſeine Hand, ihre glühende Wange ſank an die ſeinige, ihr Herz ſchlug an dem ſeinigen, ihre Lippen berührten ſich; ſolch ein ſeliges Ergießen reiner ſchuldloſer Liebe entweiht kein Laut. Eine lange Umarmung beſiegelte den Bund ihrer Herzen. Ich bin dein! rief Julie mit hervorſtürzenden Thränen, und ſank aufs neue an ſeine Bruſt; — aber laß mich — mich allein mit meiner Mutter reden — Julie, liebes theures Mädchen, wenn du mich je vergeſſen könnteſt, du Einzige! — Nein, ſagte ſie feſt, und legte die Hand aufs Herz.

Nun giengen ſie Arm in Arm nach dem Hauſe zu. Verſchönert erſchien jetzt Julien die ganze Natur, feuriger der Strahl der Abend-Sonne, der ſich durch die falben Weſtnewölke brach, lieblicher und friſcher das Grün. Ihr geheimes Sehnen war geſtillt, ſie hatte den Jüngling gefunden, den ſie liebte, ſie war ſeiner Gegenliebe gewiß; konnte ihr fühlendes Herz andere als freudige Gedanken beherbergen?

Achtes Capitel.

Vater Warburg fand bey der Erwähnung von Merheims Antrage die gute Mutter schon ganz für ihn eingenommen, sie konnte nicht genug zu seinem Lobe erzählen, so gar die Bedienten des Oberforstmeisters hatten ihn gegen sie gerühmt, sie zweifelte keinen Augenblick, daß Julie eine gleiche Meinung von ihm haben würde, und eilte, ihr liebliches Töchterchen zu holen. — Es gieng der Oberförsterin bey dieser Sache, wie den meisten Menschen, die gerade das nicht sehen, was ihnen am nächsten liegt. — Nicht so Vater Warburg; sein Auge hatte diesmal weiter gesehen, als das Auge der Mutter, schon längst war er von einem Jägerburschen auf das Betragen der beiden Liebenden aufmerksam gemacht worden, aus Juliens leuchtenden Augen, aus Ferdi-

nands Schwermuth, aus manchem ihrer verſtohlenen Blicke hatte er ihr Geheimniß errathen, und jetzt nach Merheims Antrage beſchloß er, ſie zu trennen, ehe noch die Liebe, wie er meinte, feſte Wurzel in ihren Herzen faſſen konnte. Als aber Julie bey ihres Vaters Anrede erblaßte, ihn heftig um den Hals fiel, bey ihrer Mutter Berechnung von Merheims Vorzügen, raſch antwortete: ich kann ihn nicht lieben, zwingen Sie mich nicht, meine beſten Eltern, und eilig das Zimmer verließ, ſchüttelte Warburg bedächtig den Kopf.

Was fehlt dem Mädchen, lieber Alter, fragte die erſtaunte Mutter? — Liebes Weib! da haben wir einen Fehlgriff gethan, antwortete er ſeufzend, wir haben den Blitz hieher geleitet, und wundern uns nun, daß er zündet. Wenn die Zeit nicht heilt — ſo weiß ich kein Mittel.

Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Ferdinand — Gute Alte, unterbrach ſie War-

burg, und drückte ihre Hand, ſchweige noch, verrathe mit keinem Wort, was du geſehen haſt, hörſt du? Jetzt geh, laß mich allein, laß mich handeln nach reiflicher Ueberlegung und meiner beſten Einſicht, es gilt das Glück unſerer einzigen Tochter. —

So feyerlich hatte ſie ihn lange nicht geſehn; ſie küßte ihn ſchweigend und gieng mit ſichtlicher Erſchütterung ihren Geſchäften nach. — Als Ferdinand am Abend aus dem Walde zurück kehrte, erwartete ihn Julie ſchon am Eingange des Gartens. Wie ſchwelgte er, als er ſie ſchon von weitem erblickte, im ſüßen Gefühl der Erinnerung, gerade da war es, wo er ſie zum erſtenmal ſah, da war es, wo ſie ihm wie ein Weſen höherer Art erſchien, und ſeine ſchlummernden Gefühle weckte, und dieſen Engel jetzt ſein zu nennen, von ihr mit Sehnſucht erwartet zu werden, welche unnennbare Seligkeit!

Julie kam ihm langſam entgegen, ſtiller Kummer ſchwebte auf ihrem Geſichte, Thrä-

nen perlten in ihrem Auge, ſie lächelte durch ihre Thränen, um ſie zu verbergen, ſie gab ihm ſchweigend die Hand, ſie ſchien verlegen um das zu ſeyn, was ſie ihm ſagen wollte. Er ſah ihr mit dem Ausdruck unausſprechlicher Liebe und Rührung ins Geſicht. „Du kömmſt, um mich auf den Abſchied vorzubereiten, liebes gutes Mädchen," ſagte er mit zitternder Stimme.

Wie kannſt du das entſetzliche Wort ausſprechen, Ferdinand! aber — Rede Julie, ich bin aufs Schrecklichſte gefaßt!

Meine Eltern haben wegen des Forſtſchreibers mit mir geſprochen.

O, ich bin verloren! rief er aus, und riß ſich im unſinnigſten Schmerz von ihr los. Sie hielt ihn mit Gewalt; höre doch Ferdinand! rief ſie in der höchſten Angſt, ich will ihn nicht, ich haſſe, ich verabſcheue ihn, ich liebe nur

dich, meine Eltern zwingen mich gewiß nicht! Er sah und hörte nicht, die heiligsten Betheuerungen der Treue, und die zärtlichsten Liebkosungen von ihrer Seite, konnten ihn kaum wieder zu sich selbst bringen.

Aber auf einmal ermannte er sich, die ruhige Vernunft gewann die Oberhand über seine aufgeregte Leidenschaft. — Vergieb mir Julie, sagte er sehr bewegt, daß ich einen Augenblick vergessen konnte, was ich dir, was ich deinen Eltern schuldig bin. — Wir müssen uns trennen Julie, ich wäre ein Ungeheuer von Undankbarkeit, wenn ich zum Lohn dafür, daß deine Eltern mich in ihr Haus aufnahmen, ihre einzige Tochter verführen wollte! Nein Julie, es wird mir das Leben kosten, aber Sie müssen mich vergessen! — Er schwieg, sein Schmerz hinderte ihn weiter zu sprechen.

Glaubst du, antwortete sie feyerlich, daß ich ohne dich glücklich werden kann? Ich bin kein wankelmüthiges Mädchen, thue was du

willst, Ferdinand, aber ich schwöre dir hier unter Gottes freien Himmel, nie werde ich eines andern Weib. Dabey zog sie einen Rubin in Gestalt eines Herzens vom Finger, den sie von ihrer Mutter bekommen hatte, gab ihn dem Jüngling, sagte mit fester Stimme, trage ihn als Zeichen meiner Treue, und zum Andenken an diese Stunde, und nahm einen kleinen goldenen von ihm, den er ihr sich halbsträubend überließ. — Beyder Entschluß war gefaßt, ihr Herz dadurch etwas erleichtert, hingerissen von Liebe und Dankbarkeit flog er feurig an ihre Brust, lange hielten sie sich fest umschlungen, dann giengen sie langsam zurück. — Beym Schlafengehen, als sie mit ihrer Mutter die Treppe herauf gieng, hielt er sie absichtlich auf, drückte sie heftig an sein klopfendes Herz, und eine Thräne zitterte an ihrer glühenden Wange herab. Julien wurde es ängstlich ums Herz, sie sah ihn furchtsam ins Gesicht, und entfernte sich erst auf wiederholtes Rufen ihrer Mutter. —

Mit Tages Anbruch stand Ferdinand auf, er zog die Kleider an, in denen er zu Warburg gekommen war, die er absichtlos aufgehoben hatte, nur von dem Hüthe mit Juliens Cocarde konnte er sich nicht trennen. Sein Bündel war bald geschnürt, leise öffnete er die Thür; er mußte an ihrer Kammer vorbey, einen Augenblick blieb er stehen, in diesem Augenblicke erhob er sich über sich selbst, sein ganzes Gefühl war ein stilles Gebet für Juliens künftiges Glück, dann trat er völlig reisefertig mit zerrissenem Herzen und verweinten Augen zu Warburg in die Schreibestube. — Der Oberforster sah den eintretenden Jüngling mit großen Augen an.

Was bedeutet der Aufzug? fragte er. — Ich kann, antwortete Ferdinand mit schwankender Stimme, nicht ohne Abschied von dem Manne gehen, der mich so großmüthig aufnahm. Ihre Wohlthaten werden ewig meinem Herzen unvergeßlich seyn, Worte sind zu

ſchwach, um meine Dankbarkeit auszudrücken. Was Sie mir gegeben haben, liegt oben in meiner Kammer, ich verlaſſe Ihr Haus, wie ich es betrat, arm, aber ſchuldlos. — Was fällt dir ein, Junge? welche Anwandlung haſt du? rief Warburg, der von ſeinem Erſtaunen nicht zurück kommen konnte. — Ich bin nicht undankbar, Herr Oberförſter, ein leiſes Schluchzen unterbrach hier ſeine Stimme, ich bin es nicht, wenn ich es gleich ſcheine. Wenn es ein Verbrechen iſt, Julien zu lieben, ſo bin ich ſtrafbar, ich fühle es, ich liebe ſie mehr als mein Leben, aber beſtimmen, wann ich es zuerſt fühlte, wann ich mich von meiner Liebe zu ihr überzeugte, kann ich nicht, ſie entſtand in meinem Herzen, als ich ſie zum erſtenmal ſah, und wuchs unwillkührlich mit jedem Tage, je mehr ich ihre ſchöne Seele in ihren Handlungen erkannte. An mir iſt es, nun wieder gut zu machen, was ich verdarb, ſo viel in meinen Kräften ſteht; freywillig verbanne ich mich aus Ihren Augen, dann, wenn ſie meine

Leiden nicht ſieht, wird es ihr leichter werden, den Mann zu nehmen, den ihre Eltern ihr beſtimmen.

Seltener Menſch! rief Warburg gerührt, und gab ihm freundlich die Hand. Ferdinand küßte ſie mit Feuer, und gieng raſch auf die Thür zu. — Bleib, ſagte Warburg, ſo laſſe ich dich nicht von mir, für dein Fortkommen ſorge ich, hier nimm dies einſtweilen; er gab ihm eine volle Börſe. In Arnſtadt erwarte mich, deine Sachen die rechtmäßig dein ſind, bringe ich dir morgen nach. — Und nun, willſt du nicht noch von Julien ſelbſt Abſchied nehmen, oder ſoll ich es ausrichten? — Um Gotteswillen ſchonen ſie mich, laſſen ſie mich gehen, ehe ſie erwacht! rief er, — ſeine Standhaftigkeit gieng zu Ende, ihn trieb es fort, wie das böſe Gewiſſen, er fürchtete Juliens Verzweiflung. — Nun ſo gehe mein Sohn, antwortete Warburg, morgen erwarte mich, hörſt du? vielleicht heute noch. — Ferdinand

gieng. Der Hund kam schmeichelnd aus der Hütte und leckte ihm die Füße, reichlich flossen seine Thränen. Juliens Laube, den Platz im Garten, wo er ihr seine Liebe gestanden hatte, besuchte er noch einmal, dann gieng er den Weg nach dem Holze zu, den er so oft mit Warburg gegangen war, wo Julie ihm so oft entgegen gekommen war. Am Eingange des Waldes sahe er sich noch einmal nach dem lieben Forsthause um, die Fenster blitzten ihm im Strahl der Morgensonne entgegen, und wie ein glücklicher Traum schwebte die Zeit, die er dort verlebt hatte, an seiner Seele vorüber. Lange stand er so im Anschauen, in den süßen Bildern der Vergangenheit verloren, dann wanderte er mit einem tiefen Seufzer waldeinwärts.

Ferdinand.

Zweytes Buch.

Erstes Capitel.

Lange floh, vom schalkhaften Amor verscheucht, der wohlthätige Schlaf Juliens einsames Lager. Ihre Wangen glühten, ungestüm pochte ihr Herz, unruhig warf sie sich von einer Seite auf die andere. Endlich entschlief sie. Da offenbarte der lächelnde Sohn Cytherens dem liebenden Mädchen die Trennung von dem Geliebten

liebten im Traum, und zeigte ihr wie in einem magischen Spiegel ihr künftiges Schicksal. Ihr war es, als gienge sie, an der Hand des Geliebten ihres Herzens, den Weg nach dem Walde zu; plötzlich sinkt der Erdboden unter seinen Füßen zusammen, er stürzt hinab, tief, immer tiefer, sie hört ihn um Hülfe rufen, will ihm nach, und eherne Ketten umschlingen sie; jetzt verhallt der letzte Ton seiner Stimme in ihrem Ohr, sie arbeitet mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, um sich loszureißen, kalter Schweiß steht ihr vor der Stirn, sie windet sich, sie weint, sie schreiet, umsonst, sie ist an den Boden gefesselt; noch einmal versucht sie es, sich frey zu machen — da schüttelte sie eine starke Hand aus dem Schlafe auf, und ihr Vater stand vor ihr. — Sie holte tief Athem und trocknete sich die Thränen ab, die ihr in großen Perlen die Wangen herab rollten.

Das war ein böser Traum, sagte Warburg, ich hörte dich stöhnen, als ich vor der Kammer

vorbey gieng, erhole dich Julie, sieh mich an, ich bins, dein Vater.

Gott sey Dank, daß es nur ein Traum war, bester Vater! rief sie, sich aufrichtend: Ferdinand sank an meiner Seite in eine unabsehbare Tiefe, träumte mir, ich wollte ihm nach, und fühlte mich festgehalten, darum habe ich mich so abgearbeitet; Gottlob, es war nur ein Traum!

Freilich wird ihn die Erde nicht verschlungen haben, murmelte Warburg etwas verlegen, hänge deinen albernen Träumen nicht weiter nach, Julie, sagte er laut und strafend, stehe auf, ermuntre dich, die Mutter wird mit dem Frühstück auf uns warten.

Er gieng, Julie folgte ihm, nachdem sie sich etwas erholt hatte, langsam nach. Schon auf der Treppe hörte sie ihre Eltern laut sprechen, kam eben an die Thür, wie ihre Mutter

ſagte: „Ei Alter, ohne Frühſtück hätteſt du den armen Jungen doch nicht fort laſſen ſollen,“ und ſank mit einem lauten Schrey ohnmächtig nieder.

Die Eltern riſſen erſchrocken die Thür auf, und fanden Julien ohne Empfindung bleich und kalt auf der Schwelle liegen. Die ängſtliche Mutter, halb tod vor Schrecken, rief das ganze Haus zuſammen, weinte, und rang außer ſich die Hände. Warburg ließ ſie unterdeſſen in ſeinen Lehnſtuhl tragen, rieb ihr die Schläfe, und fertigte die läſtigen Zeugen wieder ab.

Beruhige dich nur Mutter, ſagte er zu ſeiner troſtloſen Frau, ſie wird ſchon wieder zu ſich kommen, der Schelm muß etwas von unſerm Geſpräch gehört haben, und Ferdinands Abreiſe iſt ihr in die Glieder gefahren, das iſt es Alles. Geh, hole dein ungriſches Waſſer, das wird ihr beſſere Dienſte leiſten, als das Händeringen.

Die gute Mutter eilte was ſie konnte, es herbey zu holen, und machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß ſie nicht ſelbſt daran gedacht hatte. — Julie ſchlug nach einer kleinen Weile die Augen wieder auf, die zärtlichſten Liebkoſungen ihrer Mutter, und ein Glas alter Wein, das Warburg ihr zur Stärkung reichte, brachten ſie bald wieder zu ſich.

Sie nahm ihres Vaters Hand, und drückte ſie an ihre Lippen. — Wo iſt Ferdinand? ſtammelte ſie — Sie haben ihn fortgeſchickt, um meinetwillen verſtoßen?

Ich habe ihn nicht fortgeſchickt, mein Kind, ſagte Warburg ernſthaft, er iſt von ſelbſt gegangen, der edle Stolz, die Tochter ſeines Wohlthäters zu ihrer Pflicht zurück zu führen, hat ihn dazu beſtimmt. Du aber, Julie, machſt uns zum erſtenmal viel Kummer, eine thörigte Liebe läßt dich vergeſſen, was du deinen Eltern ſchuldig biſt.

O mein Vater! rief ſie ſchluchzend, und wollte ſich ihm zu Füßen werfen.

Laß das Julie, antwortete er, ſie abhaltend, mehr Vertrauen zu mir oder zu deiner Mutter wäre mir lieber geweſen: Ferdinand iſt noch ein Kindskopf, kaum ſo alt wie du, ſein Character iſt gut, aber noch fehlt ihm Feſtigkeit, kennſt du ihn hinlänglich, kannſt du wiſſen, ob du in Zukunft glücklich mit ihm ſeyn wirſt? Manche Ehe, wo ſich das Mädchen ſo ohne Ueberlegung, dem erſten dem beſten an den Kopf geworfen hat, iſt am Ende eine Hölle auf Erden geworden. — Ja, ſchmälte Mutter Warburg, und wir wiſſen ja nicht einmal, ob Ferdinand hübſcher Leute Kind iſt. — Meine beſten Eltern, ſagte Julie weinend, ich verdiene Ihre Vorwürfe, ach Gott! ich habe Ihre Liebe verſcherzt, aber der Himmel iſt mein Zeuge, nicht Mangel an Zutrauen war es, was mich abgehalten hat, mich Ihnen zu entdecken, ich ſelbſt wußte nicht, daß es Liebe war, was mich

an Ferdinand feſſelte, nur erſt ſeit dem Antrage des Herrn Forſtſchreibers fieng ich an es zu vermuthen, aber gewiß wußte ich es erſt, als ich Ferdinands Verzweiflung ſahe.

Wie, er weiß es doch nicht, daß du ihn liebſt? ſagte die Mutter.

Gewiß, liebe Mutter, er weiß es, ich habe es ihm geſagt.

Du haſt es ihm geſagt? Du Unglückskind, rief die Mutter entrüſtet. Ach Gott! muß ich das an dir erleben?

Nun ſey nur ruhig Alte, ſagte Warburg, zu geſchehenen Dingen muß man das Beſte reden, wir ſind da alle durch den Blitz-Jungen verſtimmt, den ich ins Haus gebracht habe, alſo bin ich im Grunde Schuld daran, und du hätteſt die Augen eher aufſperren, und dein Töchterchen beſſer hüten ſollen, du biſt auch

mit Schuld Alte: aber freylich biſt du doch am meiſten daran Schuld Mädel, ſagte er halb lächelnd, halb ernſthaft, denn du hätteſt dich nicht verplempern ſollen. — Julie, die ihren Vater kannte, fiel ihm hier um den Hals, und erſtickte ihn faſt mit ihren Küſſen, die gute Mutter, die den Augenblick wieder auf ihres Lieblings Seite war, ergriff bittend ſeine Hand.

Ho ho, ſo weit ſind wir noch nicht! wir ſind da in einen fatalen Handel mit dem Merheim verwickelt, ich habe ihm geſagt, er ſoll auf vierzehen Tage zu uns heraus kommen, um uns in unſerm häuslichen Cirkel zu ſehen und kennen zu lernen, und das wird er, weil er verliebt iſt, je eher je lieber thun; abweiſen kann ich ihn nicht, denn ich habe ihm Hoffnung gemacht, was würde er alſo von uns denken?

Abweiſen? Ey Gott bewahre, das geht nicht, Vater! unterbrach ihn die alte verſtän-

dige Hausfrau, er würde uns im ganzen Lande für unhöflich ausschreyen, und dann gefällt er Julien vielleicht erst, wenn sie ihn genauer kennen lernt.

O, niemals, liebste Mutter, werde ich Ferdinand vergessen! Sie haben ihn ja selbst immer so lieb gehabt, als wenn er Ihr Sohn wäre, und der Vater auch.

Nun ja, antwortete er, ich habe ihn immer als deinen Bruder betrachtet, aber nicht als deinen Mann; weil es aber einmal nicht anders ist, so mag es drum seyn, aber erst in zwey Jahren, verstehst du mich? bis dahin will ich ihn zu meinem Vetter nach Dresden schicken.

Julie hieng wieder an ihres Vaters Hals. — Laß mich nur los Zetermädel, sagte er, denn das Schlimmste kömmt noch nach. Du darfst ihm aber nicht schreiben, und er dir auch nicht, kurz, erfahren darf er gar nicht, wie

die Sachen hier stehn, denn es soll zu seiner Prüfung seyn, und dann will ich auch nicht, daß du gebunden seyn sollst. Du sollst erst den Forstschreiber kennen lernen, und dann erst, wenn das Feuer nicht eben so geschwinde wieder verraucht als es angundet hat, wenn du nach zwey Jahren noch so denkst wie jetzt — dann, nun dann, ja dann sollst du ihn in Gottes Namen haben. — O, ich werde immer so denken, liebster Vater! Aber jetzt Väterchen, darf ich ihn nicht noch einmal sehen, nicht Abschied von ihm nehmen? — Nein! mein Töchterchen, sonst möchte das wohl nicht Geheimniß für ihn bleiben, was er zu eurer beiden Frieden jetzt noch nicht erfahren darf; aber gleich nach Tische will ich zu ihm nach Arnstadt reiten, und ihn vielleicht von dort aus selbst bis Erfurt begleiten; mache, daß wir bald essen, Alte. — Mit diesen Worten gieng Warburg aus der Stube, und ließ Mutter und Tochter allein, die nach einigen kleinen Vorwürfen von Seiten der Mutter und einigen

herzlichen Liebkosungen von Seiten der Tochter sich ganz versöhnt auf das zärtlichste umarmten.

Zweytes Capitel.

Vater Warbura machte ſich nach Tiſche, von den Segenswünſchen ſeines guten Weibes und ſeiner frommen Tochter begleitet, auf den Weg. Julie aienz mit ihm bis ans Thor, ſah ihm noch lange nach, warf ihm eine Menge Küſſe zu, von denen wir freylich nicht mit Gewißheit angeben können, ob ſie alle ihrem Vater, oder ob nicht auch einige ihrem Geliebten gelten ſollten, und kam fröhlich und guter Dinge wieder zu ihrer Mutter zurück. Sie ſprang leicht über die zwey Jahre, von denen ihr Vater geſprochen hatte, hinweg und träumte ſich ſchon in Ferdinands Arme, ſah ſich als ſeine Gattin und alle ſtille Wünſche ihres Herzens erfüllt. Wir überlaſſen ſie ihren glücklichen Träumen und folgen ihrem Vater, der ſich, ſo bald er nach Arnſtadt gekommen und bey ſeinem guten Freunde, dem Kaufmann Bet-

ringer abgestiegen war, überall nach unserm Helden erkundigte, aber aller angewandten Mühe ohngeachtet nicht das mindeste von ihm erfahren konnte. Er schickte Rudolphen, den er bey sich hatte, von Arnstadt nach Gotha, um dort gleichfalls Erkundigung einzuziehen, ritt den andern Tag selbst nach Erfurt, und kam, als er auch dort auf alle sein Nachfragen keine befriedigende Antwort erhalten hatte, den dritten Tag sehr übler Laune nach Hause; nicht als ob er Juliens Verbindung mit Ferdinanden gewünscht hätte, aber es war dem edlen Manne nicht gleichgültig, ob der junge Mensch, den er sich gewöhnt hatte, wie seinen Sohn zu betrachten, aufs neue ohne Bestimmung, ohne Aussicht in der Irre herum lief oder nicht. Er wußte erst nicht, wozu er sich entschließen, was er zu Hause vorbringen und ob er Julien Ferdinands unerklärbares Verschwinden verheimlichen oder ihr die Wahrheit sagen sollte. Endlich entschloß er sich zu dem Letzteren und vertröstete sie auf Rudolphs Zu-

rückkunft. Als aber auch dieser unverrichteter Sache zurück kam, machten freylich Juliens Thränen und Klagen dem guten Vater das Herz so schwer, daß er ihr endlich, um sie zu beruhigen und sein Töchterchen wieder vergnügt zu sehen, versprach, in allen Zeitungen vom Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten an bis zum Hallischen Courier, den jungen Menschen citiren zu lassen, und ihm mit verblümten, aber deutlichen Worten sein Glück anzukündigen.

Julie versprach sich die gewisse Erfüllung ihrer Wünsche von dieser Bekanntmachung, die sie selbst mit ängstlicher Sorgfalt überall hin besorgte, und sah nun von einem Tage zum andern der Ankunft ihres Geliebten entgegen. Auf Juliens inständiges Bitten hatte endlich Warburg dem Forstschreiber schriftlich die Abneigung seiner Tochter gegen eine Verbindung mit ihm zu erkennen gegeben, ihm jede Hoffnung abgesprochen, und ihm zwar mit schwe-

rem Herzen, aber doch ehrlich und redlich geſtanden, daß ſeiner Tochter Herz verſchenkt ſey, doch ohne ſeinen Nebenbuhler zu nennen, ſo daß nun Julie auch von dieſer Seite ohne Sorgen ſeyn konnte.

Eines Tages gieng Julie gegen Abend nach dem Walde zu, von der kleinen Tochter des Pfarrers, einem freundlichen blonden Mädchen von acht Jahren, begleitet, die ſich immer ſchmeichelnd an ſie hieng, und lieber bey Julien war als bey ihren Eltern. Julie hatte das blonde Engelskörpchen auch gern um ſich, ſpielte mit der kleinen Schwätzerin, antwortete, ohne ungeduldig zu werden, auf Lottchens kindiſche Fragen, und unterrichtete ſie auch manchmal in den Anfangsgründen weiblicher Arbeiten. Eine Buche ſtand eben auf der Anhöhe mitten unter jungen Bäumchen in ehrwürdiger Einſamkeit, dorthin ſetzte ſie ſich mit Letzterer, gab dem Mädchen etwas zu nähen, um ungeſtört ihren Gedanken nachhän-

gen zu können, und warf von Zeit zu Zeit Blicke voll Sehnsucht auf die Straße, wo sie glaubte, daß ihr Liebling herkommen könnte. — Auf einmal fieng Lottchen an zu weinen und zu schreyen, und ließ die Arbeit fallen; sie hatte sich mit der Nähnadel in den Finger gestochen. Julie sprang erschrocken auf, suchte sie durch ihre Liebkosungen zu beruhigen, band ihr Schnupftuch von feiner weißer Leinwand um den wunden Finger, und kußte ihr die Thränen von den Augen, dann kniete sie bey dem Mädchen nieder, die ihren Kopf in ihren Busen verbarg und leise schluchzte. Julie war in der Beschäftigung, das kleine Wesen wieder zu besänftigen, so vertieft, daß sie zwey Reiter, die um die Ecke des Waldes gekommen waren, nicht eher bemerkte, als bis der vorderste, wie es schien der Herr des andern, ganz nahe bey ihr hielt, und sehr höflich nach dem nächsten Wege nach Heilsberg fragte. Sie wandte sich erröthend nach dem Sprecher um, der ihr schon einige Zeit mit innigem Vergnü-

gen zugesehen hatte; aber wer beschreibt Juliens Erstaunen, als sie einen Jüngling von zarter schlanker Gestalt, schön wie den Gott der Liebe, in einer grünen Reit-Weste mit goldnen Epaulets, auf einem stolzen muthigen Engländer vor sich sahe. Ob er sie gleich erschreckt hatte, so verweilte ihr Blick doch mit Wohlgefallen auf seinem schönen Gesicht; sie gab ihm sogleich Bescheid und beschrieb ihm freundlich den Fussteig, den er zu reiten hatte, worauf er, nachdem er ihr in verbindlichen Ausdrücken gedankt hatte, sein Pferd in Galopp setzte, und bald aus ihren Augen entschwand. Das Pferd hatte einigemal, während Julie sprach, fortgewollt, sich aber allemal auf sein, sieh Brauner, sogleich beruhigt.

Als der junge Mann den Hügel hinab geritten und nicht mehr zu sehen war, sagte Julie zu der Kleinen, die über die beiden Reiter ihren Schmerz vergessen hatte: der konnte recht reiten, nicht wahr Lottchen?

Ja!

Ja, antwortete die Kleine, und die schönen goldnen Quäste, die er hatte, die waren prächtig, kömmt der um dich zu heyrathen Julchen? — Du bist ein Närrchen, sagte Julie erröthend und halb unwillig, — komm, es wird spät, laß uns nach Hause gehen. —

Drittes Capitel.

Ich hätte es gleich vermuthen ſollen, daß es meine ſchöne Couſine war, die mir ſo gütig den Weg beſchrieb, ſagte der junge Mann, indem er Julien entgegen trat.

Vetter Auguſt, rief ſie freudig, und reichte ihm die Hand, die er ſanft drückte, ohne ſie an ſeinen Mund zu führen. — So iſts, ſagte Warburg, ein lieber Gaſt; dein Vater hätte mir keine gröſsere Freude machen können, Auguſt, als durch den Einfall, dich zu mir zu ſchicken. — Und je länger Sie bey uns bleiben je — Je beſſer wird es Ihnen bey uns gefallen, ſo wars gewiß gemeint, nicht wahr Alte? — Nicht doch Vater, antwortete ſie unwillig, je mehr werden Sie uns zeigen, ob es Ihnen bey uns gefällt.

Wahrhaftig liebe Tante, ſagte Auguſt, ich bin im Stande, ſo lange bey Ihnen zu bleiben, bis Sie mich ſelbſt wieder fortſchicken. — Sie wollte antworten, als Vater Warburg dem Geſpräch ein Ende machte. Laß das Complimentiren liebe Alte, ſagte er, und hole lieber eine Flaſche Wein! — Auguſt, der Sohn des Rath Warburgs in Dreßden, war ein ſchöner gebildeter junger Mann, aber er war mehr als dieß, er war ein Mann von vortrefflichen Grundſätzen; er hatte die beſte Erziehung genoſſen, und alle die groſſen Erwartungen ſeines Vaters erfüllt, wo nicht übertroffen. Jetzt da er bald ausſtudiret hatte, ſchlug ihm ſein Vater eine Reiſe zu ſeinem Vetter in Thüringen vor, weil er von Leipzig aus näher habe, als von Dreßden. Er rühmte ihm die Rechtſchaffenheit des Oberförſters, und verſprach ihm eine gute Aufnahme von Seiten ſeines alten Freundes und ſeiner Frau, übrigens, ohne ihre ſchöne Tochter nur mit einem Worte zu erwähnen, wiewohl er eigentlich eine kleine Speculation auf

Warburgs reiche Tochter mit dieſer Reiſe verband. Der alte Vetter in Dreßden kannte aber ſeinen Sohn, er wußte, daß er gewiß ſeinen Vorſchlag nicht angenommen haben würde, wenn er eine ſolche Abſicht dabey vermuthet hätte; er wußte, daß ihm nichts verächtlicher war, als ſolche Heyrathsſpeculationen. Jetzt aber, da er ſeines Vaters Gedanken nicht errathen konnte, von Julien aber nicht viel mehr wußte, als daß ſie lebte, war er nicht wenig überraſcht, ſeine Couſine ſo ſchön und ſo liebenswürdig zu finden, und wurde um ſo mehr von ihren Reizen gerührt, je weniger er hier eine Gefahr für ſein Herz geahnet hatte. Ohne daß er es ſich ſelbſt geſtehen wollte, hatte ihr erſtes Zuſammentreffen ihn unwiderſtehlich an ſie gefeſſelt, immer ſtand ſie vor ſeinen Augen, wie ſie die Thränen des weinenden Mädchens abtrocknete, und ſie durch ihre Liebkoſungen zu beruhigen ſuchte; von dem Augenblick an wünſchte er ſich heimlich Julien zum Weibe, und wurde täglich vertrauter mit dieſem Gedanken.

ſe mehr er ihre himmliſche Sanftmuth, ihre häuslichen Tugenden, ihr gefühlvolles Herz kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Da er es nun für den edelſten Beruf, für die heiligſte Beſtimmung des Menſchen hielt, ſich zu verheyrathen, ſein höchſter irdiſcher Wunſch aber ein gutes Weib war, ſo war er noch nicht acht Tage in Heilsberg, als er nur auf den günſtigen Augenblick wartete, Julien ſeine Geſinnungen zu entdecken. Auch Julie ſchien ſich in Vetter Auguſts Geſellſchaft zu gefallen, ſie war viel heiterer als zuvor, war ſehr geſchwind mit ihm bekannt geworden, vertraut ſo gar, und gieng mit ihm um, wie eine Schweſter mit ihrem Bruder. Er konnte ihr in die Augen ſehen, ohne daß ſie ſeinen Blick vermied, erzählte er, und Vetter Auguſt erzählte gut, ſo ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen auf ſeinem ſchönen Geſichte, das durch ſeine lebhafte Mienen- und Geberden-Sprache noch reizender wurde; ſie fühlte aber in ſeiner Geſellſchaft nicht jene ſchmerzlich ſüße Unruhe,

nicht jene unnennbare Beklemmung der erſten Liebe; den Eindruck, den Ferdinands gleichgültigſtes Geſpräch auf ſie machte, verfehlte Auguſts intereſſanteſte Erzählung. Da war kein Drang des Blutes zu dem Herzen, wenn er da war, keine ſüße Angſt, wenn er fehlte, er vertrieb ihr die Zeit, das war es alles, darum war ſie heiterer und vergnügter wie vorher. Aber Niemand war ſeit Auguſts Ankunft glücklicher, Niemand freute ſich mehr über Beider gutes Vernehmen, als Juliens Eltern. Sie liebten den angenehmen, gefälligen, zuvorkommenden Auguſt bald eben ſo ſehr, als Julien, und eben ſo bald kannten ſie keinen ſehnlichern Wunſch, als aus Beiden ein Paar zu machen. Die gute Mutter wäre wahrſcheinlich zehnmal damit herausgeplatzt, wenn Vater Warburg, der ihre Unvorſichtigkeit kannte, es ihr nicht auf das ſtrengſte verboten hätte; aber dafür gab er den jungen Leuten auch im Stillen deſto mehr Gelegenheit, ſich zu ſehen und zu ſprechen, ließ ſie oft zu halben Tagen allein, fand immer die

vertraulichſten Stellungen Beider am natürlichſten, und hielt, als Auguſt zu ſeiner Abreiſe Anſtalt machte, den Jüngling mit ſo vieler Wärme zurück, daß er verſprechen mußte, gar nicht mehr daran zu denken, und deshalb an ſeinen Vater zu ſchreiben: dabey bemerkte denn Auguſt mit unverſtellter Freude, daß Juliens Eltern ſeine Verbindung mit ihr eben ſo ſehr wünſchten, als er ſelbſt.

Viertes Capitel.

Julie ahnete von alle dem nichts, ſie hieng ſich vertraulich an Auguſts Arm, neckte ſich, ſpielte und tändelte mit ihm, verſteckte ſich, wenn er ſie ſuchte, überraſchte ihn plötzlich, entlief ihm, wenn er ſie bey der Hand faſſen wollte, und warf dem Nacheilenden eine Hand voll Roſenblätter ins Geſicht, ließ ſich dann endlich von ihm fangen, und die Hand von ihm küſſen, die ihn gezüchtiget hatte. Ein andermal ſaß ſie ehrbar neben ihm am Forteplano und ſpielte eine Deppel-Sonate mit ihm, die, ſeitdem Auguſt im Hauſe war, Vater Warburg am liebſten hörte, oder ſie ſangen ein Duett zuſammen, das Auguſt von Julien gelernt hatte, und das wieder der Mutter ihr Leibſtückchen geworden war. Dann fieng Auguſt an, Julien zu mahlen, er ſaß ihr gegenüber und commandirte, ſie müßte ihn anlächeln,

bald ſich etwas verbeugen, bald mehr rechts, bald mehr ihm anſehen, und das trieb er ſo lange, bis ſie aufſprang und davon lief; dann holte er ſie wieder, drehte, ihr keine Stunde im Reiten mehr zu geben, und ſie kam demüthig wieder, ſetzte ſich, wie er es haben wollte, ließ ſich Alles gefallen, und hörte geduldig ſeinen Spott darüber an.

Aber am allerfolgſamſten war das liebliche Mädchen auf der Reitbahn, ſo hatten ſie einen Sandfleck hinter dem Hauſe getauft, wo Auguſt Julien im Reiten Stunde, und ihr alles, was er vom Stallmeiſter Roſenzweig erlernt hatte, wieder zum Beſten gab. — Julie war eine ſehr gelehrige Schülerin, und bald hatte ſie ſo viel begriffen, daß er mit ihr ins Freye reiten konnte, worauf ſie ſich nicht wenig einbildete, und ſich allemal kindiſch darauf freuete. Mutter Warburg war im Anfang nicht wenig über Vetter Auguſts tollen Einfall, wie ſie es nannte, Julien Stunde im Reiten zu

geben, und über ihre Bereitwilligkeit es lernen zu wollen, betreten, zu ihrer Zeit wäre es freylich etwas unerhörtes gewesen; allein da ihr August versicherte, es gehöre zum guten Ton, wie ein Dragoner zu reiten; mit Anstand und Ordnung hielt er es übrigens für etwas sehr unschuldiges, und Vater Warburg, der recht froh war, daß August etwas gefunden hatte, was Julien Vergnügen machte, nichts dagegen hatte, so gab sie es endlich, wiewohl noch immer mit vielem Kopfschütteln zu, war zwar von dem Augenblick an, wo Julie aufstieg, in beständiger Angst, konnte aber doch ihre Freude nicht verbergen, wenn sie ihre liebliche Tochter so neben dem Vetter hin galloppiren sah. Ganz Heilsberg lief zusammen, wie Julie zum erstenmal mit ihrem Vetter durchs Dorf ritt, einige alte Weiber schlugen die Hände über den Kopf zusammen; aber die meisten freuten sich des schönen Paares, und wünschten ihnen so viel Glück und Seegen, daß Julien einigemal das Blut in die Wangen stieg.

Jetzt fieng man an, Julien allgemein für Auguſts Braut zu halten, wozu das Betragen der jungen Leute ſelbſt das meiſte beytrug; indeß widerſprach auch Warburg dem Gerücht nicht. Julie und Auguſt kamen ſehr vergnügt von ihrem erſten Spazierritt zurück; Warburg nannte Julien jetzt ſeine Amazone, und da die gute Mutter ſahe, daß keine Zeichen und Wunder dieſerhalb geſchahen, auch kein unglückweiſſagender Comet ſich ſehen ließ, ſo gab ſie ſich geduldig drein, und erſtaunte nur noch manchmal über Juliens Kühnheit, mit der ſie die Hülfen anwandte, die ihr Auguſt gezeigt hatte. Eines Nachmittags ſetzten ſich Julie und ihr Stallmeiſter zu Pferde, um den Eltern, die nach Arnſtadt gefahren waren, entgegen zu reiten. Anfangs gieng es wie gewöhnlich ſehr gut, kurz vor dem Walde aber machte ein Reh, das über den Weg lief, Juliens Rappen ſcheu, der Rappe ſtieg, hoch, immer höher, Julie konnte ſich nicht erhalten, wankte, fiel und ſtürzte in Auguſts Arme. Bleich wie eine Mar-

mer-Büſte war der Jüngling vom Pferde ge-ſprungen, und eben noch zu rechter Zeit hatte er die Fallende aufgefangen. Julien war nichts weiter geſchehen, als daß ſie ſehr erſchrocken war, ſie ſetzte ſich, von Auguſten unterſtützt, unter den nächſten Baum, unter eben die Buche, bey welcher Auguſt ſie das erſtemal angetroffen hatte. Auguſt noch immer ganz außer ſich, ohne ſich weiter um ſeine Pferde zu bekümmern, die, ſo bald ſie ſich frey fühlten, pfeilſchnell, kaum mit den Hufen die Erde berührend, dahin flogen, kniete bey ihr nieder, und ſtreichelte ihr die Wangen. Julie bog ſich erröthend zurück, ich bin Ihnen vielen Dank ſchuldig, Vetter Auguſt, ſagte ſie, ſie ſind meiner Ungeſchicklichkeit zu Hülfe gekommen, es iſt wie im Tom Jones, fuhr ſie lächelnd fort, (ſie hatten ihn erſt kürzlich zuſammen geleſen) er kann nicht raſcher geweſen ſeyn, ſeine Sophie zu retten. — Sie haben recht Julie, antwortete er feurig, es iſt wie im Tom Jones, wenigſtens liebe ich Sie eben ſo zärtlich wie Tomas

Sophien — er ſtockte, dann fuhr er fort und ergriff ihre Hand. — Es iſt einmal geſagt, ja ich liebe Sie, ich bin kein Mann von vielen Worten, Julie, aber mein Herz gehört dein! verwirf es nicht. Ach! Auguſt — rief ſie; ſie konnte ihm, ergriffen von ſeinen herzlichen Worten, die Wahrheit nicht ſagen. — Antworte Julie, willſt du mein treues liebendes Weib ſeyn? die Mutter meiner Kinder? — Julie hielt die Hände vor das Geſicht, ſie konnte nicht antworten, Thränen erſtickten ihre Stimme, ſie dachte an Ferdinand, an ihr Verſprechen, an die Wünſche ihrer Eltern; zum erſtenmal ſtellte ſie einen Vergleich zwiſchen Ferdinand und Auguſt an, ſie liebte Ferdinand noch immer; aber ſie konnte es Auguſt nicht geſtehn, kränken konnte ſie in dieſem Augenblicke ihren Retter nicht.

Auguſt umfaßte ihre Knie, verbarg ſein glühendes Geſicht in ihren Schooß, dann ſahe er ſie mit einem Blick an, der ſeine

ganze Seele mahlte. Ich habe eine Mutter Julie, ein Weib wie es wenige giebt, ihr Segen war, als ich sie verließ: finde eine Gefährtin durchs Leben, die deine Liebe verdient, und die ich mit Freuden als Tochter umarmen kann, o! laß mich glauben Julie, daß ihr Segen in Erfüllung gegangen ist, komm mit mir Julie, schlinge deine schönen Arme um sie, und laß mich ihr sagen, Mutter, du kannst deine Tochter mit Freuden umarmen, denn sie verdient deines Sohnes Liebe, und macht das Glück seines Lebens.

Juliens Thränen flossen unaufhaltsam, der junge Mann war so schön, das Feuer mit dem er sprach, machte ihn so reizend, so liebenswürdig, so daß sie unwillkührlich von der Wahrheit seines Gefühls mit hingerissen wurde; sie bog sich zu ihm herab, seine Arme umschlangen das zitternde Mädchen, sie that keinen Widerstand, und bald ans Herz sie drückend, bald gedrückt, suchten und fanden seine Lippen die

ihrigen, und Julie ſog ein ſüßberauſchendes wollüſtiges Vergeſſen von ſeinen Lippen ein.

Dies alles war das Werk weniger Augenblicke. Juliens durch den Schreck, durch den Fall erſchütterte Nerven waren reizbarer geworden, des Jünglings Geſtändniß hatte ſie überraſcht, ſeine Liebkoſungen ſie unwillkührlich hingeriſſen, Ferdinands Bild war nicht erloſchen, nur verdrängt.

Als ſie aus ihrem Taumel erwachten, ſtand Warburg vor ihnen, hinter ihm Rudolph mit den Pferden, die er wieder gefangen hatte.

Liebt ihr euch Kinder? rief er, als ſie ihn erblickten und erſchrocken aufſprangen, und konnte kaum ſeine Freude verbergen.

Darf ich Julien mein nennen Vater? rief der entzückte Jüngling.

Nimm ſie hin mein Sohn und meinen beſten Segen — Julie fiel ihrem Vater um den Hals und verbarg ihr glühendes Geſicht an ſeiner Bruſt. —

Fünftes Capitel.

Wir laſſen Julien in dem Kreiſe ihrer glücklichen Familie, in den Armen eines entzückten Vaters, und eines für Freude trunkenen Geliebten, und wenden uns zu dem Helden unſerer Geſchichte, um unſern Leſern von ſeinen fernern Schickſalen Nachricht, und über ſein ſchnelles unbegreifliches Verſchwinden Aufſchluß zu geben. Ferdinands heldenmüthiger Entſchluß Julien zu verlaſſen, die Kraft, mit der er ſich von der Geliebten ſeines Herzens losriß, ohne ſie noch einmal zu ſehen, die Entfernung von Heilsberg, die er ſich ſelbſt vorſchrieb, wo er einen zweyten Vater gefunden hatte, und es ihm ſo wohl gegangen war, der immerwährende Kampf mit ſeiner glühenden Liebe, hatten ſeine Nerven auf das höchſte geſpannt, der gefährlichſte Grad dieſer Spannung war ſeine anſcheinende Ruhe; je weiter er ſich von Heilsberg entfernte,

je mehr er seine Lage überdachte, die er für eben so hülflos, für eben so traurig hielt, wie bey dem Verlust seines Pflegvaters, desto kälter wurde er, desto finsterer wurde es in seiner Seele. Ein Anfall von Wahnsinn hatte ihn aller seiner Gefühle beraubt, er sah und hörte nicht, sein Zustand gränzte an Bewußtlosigkeit; aber dennoch triebs ihn wie das böse Gewissen vorwärts; keine Miene, kein Zug seines Gesichts kündigte den Aufruhr in seinem Innern an, aber ein krampfhafter Schmerz zog ihm die Brust zusammen, und benahm ihm fast den Athem. Lange konnte dieser unnatürliche Zustand nicht anhalten, das starke Geben erschöpfte die Kräfte seines Körpers, seine Seele unterlag dem Wettstreit der heftigsten Leidenschaften, alle seine Muskeln erschlafften, ohnmächtig sank er zu Boden. Als er wieder zu sich selbst kam, konnte er eher zusammenhängend über seine Lage nachdenken: es schien ihm unmöglich zu seyn, noch ferner von dem Vater seiner Geliebten Unterstützung anzunehmen, sein

ganzes Gefühl widerſetzte ſich dieſer Abhängigkeit; ſchon wollte er die Börſe, die ihm Warburg beym Abſchied gab, wieder zurück ſenden, und nur die feſte Ueberzeugung, daß er ſeinen Wohlthäter dadurch kränken würde, hielt ihn davon ab. Er entſchloß ſich nun, den Cammerrath Greiner, den Freund ſeines Vaters, in Bamberg aufzuſuchen, und trat die Reiſe über den Thüringer Wald an. Er kam den Tag bis in die Nähe von Schleuſingen, in ein anſehnliches Dorf, woſelbſt er zu übernachten beſchloß. Als er in die Schenke trat, hörte er ein Getöſe, das groß genug geweſen wäre, die Todten zu erwecken. Er öffnete die Stubenthür, und aus einer dicken Wolke von Tobacksdampf, die Alles vor ihm in einen undurchſichtigen Nebel hüllte, ſchallte ein wildes Geſchrey männlicher Stimmen, erbärmliche Töne einer gekratzten Violine, ein freches Gelächter weiblicher Perſonen, und das Geheul einiger groſſen Hunde, dem erſtaunten Jüngling entgegen. Ganz betäubt von dieſer hölliſchen Muſik, ſchlug Fer-

dinand die Thür wieder zu, und war im Begriff weiter zu gehen, als ihm der Wirth, dessen scharfsichtigen Blicken, trotz des Qualmes, der Eintritt einer fremden, und wie es schien rechtlich gekleideten Person nicht entgangen war, auf dem Fuße folgte. Nu immer herein junger Herr, sagte er, indem er an der Mütze rückte. In die Mördergrube unter die Menschen, daß mich Gott bewahre! antwortete Ferdinand mit einem verächtlichen Blick, und wollte gehen.

Hoho Moßgeh, sagte der Wirth, indem er ihn bey dem Arm ergriff, mein Haus ist keine Mördergrube, weiß er das, das junge Volk drinnen ist wohl á bischen lußig, aber da hat man seine Freude dran.

Das kann wohl seyn, antwortete Ferdinand, und suchte sich loszumachen, aber ich habe keine Freude daran, und überhaupt liebe ich solche Gesellschaften nicht.

Solche Gesellschaften? ei seht doch mal, schrie der Wirth, der ihn immer fester hielt, es sind brave Leute, Mosge, die zum Dienst der allerdurchlauchtigsten Kaiserin Maria Theresia angeworben sind, lauter feine junge Leute, aber er mag mir wohl ein Vagebunde seyn, Mosge, weil er sich so fürchtet hereiu zu kommen.

Kerl! sagte Ferdinand erbittert, und warf den Wirth ziemlich unsanft an die Wand, ist das Manier Reisende so zu behandeln? Ich werde ihn bey den Gerichten belangen.

Ich bin selbst die Gerichten, brüllte der Wirth, der sich wieder aufraffte, ich bin Erblehn-Richter hier, du sollst mir kleine zugeben Bursche, so wahr ich Steffen heise; holla Herr Corporal, hier giebts frischen Zuwachs!

Die ganze höllische Rotte stürmte zur Thüre heraus, und Ferdinand, der der Uebermacht weichen mußte, wurde in die Stube geschleppt,

die Vertheidiger Marien Thereſiens ſchloſſen einen dichten Kreis um ihn und den Wirth. „Haſt du einen Paß, Burſche?" rief der Wirth, der für Wuth zitterte.

Ferdinanden fiel es jetzt wie Centnerlaſt aufs Herz, er wußte nicht gleich, was er antworten ſollte, er ſtockte, endlich ermannte er ſich und antwortete mit feſter Stimme, nein! — I ſo ſoll dich ja das heilige Donnerwetter, fuhr Herr Steffen auf, du Landſtreicher, keinen Paß und die Juſtiz angegriffen, wart ich will dirs anſtreichen. Er holte einen armsdicken Prügel und fuhr damit auf den erſchrockenen Jüngling los. — Einer von den Werbern fiel dem erhitzten Wirth in den Arm, und ſagte mit gutherzigen Mienen: Wollens noch warten, Herr Hauspatron, laſſens mich halts mit'n reden. Bürſchle, raunte er unſerm Helden ins Ohr, hier iſt halt käne Rettung als'n Kaiſer zu diene, nimm zwanzig Gulden Wiener Währung. — Ferdinand, dem die Angſt, auf

das schändlichste gemißhandelt zu werden, beynahe den Athem versetzte, sagte, ohne sich zu besinnen, ja! — ‚Brav rief der Werber, ihr seyd nun mein Rekrut, und der Herr soll mirs nun bleiben lassen, euch anzurühren, hörts der Herr? — Wenn es so ist, brummte der Lehnrichter, mag es seyn.

Ferdinand wurde nun mit einem lauten Geschrey von seinen neuen Cammeraden bewillkommt, der Unterofficier setzte ihm ein Tasquet auf, fragte ihn nach seinem Namen und seiner Herkunft, gab ihm das versprochene Handgeld, wovon Ferdinand die Hälfte zum Versaufen hergab, um die Zudringlichkeit der jungen Martis-Söhne, seiner Spießgesellen, entübrigt zu seyn, und wurde dafür bis in den Himmel erhoben. Das Geschrey wurde nun wo möglich noch stärker als zuvor, die Geige, die bisher verstummt war, ließ sich von neuen hören, Gesang, Gelächter, freyer Scherz, der Klang der Gläser und des Saitenspiels, Tanz und das

Geheul der Hunde machten das Konzert vollſtimmig. Unſer Held hielt ſich die Ohren zu, aber umſonſt; er merkte nun wohl an des Wirths Ruhe und Einverſtändniß mit den Werbern, daß ſeine Wuth verſtellt, und er betrogen war; aber was ſollte er machen, er war nun einmal Soldat, was geſchehen war, ließ ſich nicht ändern, er beſchloß daher, ſich geduldig in ſein Schickſal zu fügen, das Beſte, was er vor der Hand thun konnte.

Sechstes Capitel.

Den andern Morgen mit Tages Anbruch machte sich der ganze Hause auf den Weg. Meine Leser werden mir die Erzählung der Reise erlassen. Wem ein solcher Rekruten-Transport etwas neues ist, der schlage die lesenswürdige Beschreibung des berühmten Laukhards nach, der sichs recht angelegen seyn läßt, in seinem Wolfstein die erbärmlichen Nachtquartiere der armen Rekruten zu schildern. — Ferdinand gieng wie im Traum in dieser schlechten Gesellschaft, die ihn öfters zum Ziel ihres derben Witzes brauchte, immer nach Böhmen zu. Er hätte gern das Entsetzliche seiner Lage sich selbst verhehlt, gern alles nur für einen bösen Traum gehalten, aber nur zu oft wurde er an die unangenehme Würklichkeit erinnert. — So schnell kann der übereilte Entschluß eines Menschen das ganze Gebäude seines Glückes

über den Haufen werfen, so oft kann der Zeitraum von einigen Stunden seine Lage ändern. Noch vor zwey Tagen war Ferdinand so glücklich, er war in eine edle, rechtschaffene Familie aufgenommen, von Juliens Eltern geschätzt, von diesem vortrefflichen Mädchen geliebt, hatte Aussicht, in der Zukunft auf eine ruhige Art sein Brod zu verdienen, unbekannt mit dem Elend der Menschen, unbekannt mit Nahrungssorgen, von keiner harten Arbeit zu Boden gedrückt, floß sein Leben im Schooße der Freundschaft und Liebe ungetrübt, wie ein stiller friedlicher Bach zwischen Veilchen und Rosen dahin, und jetzt von kindischer Furcht, wie er nun wohl einsah, überrascht, hatte er sich auf immer zum Sclaven gemacht, für elende zwanzig Gulden seine Freiheit, das Kostbarste was der Mensch besitzt, verkauft, er sah keine Erlösung aus diesem Labyrinthe, und so wie der Bergmann, dem giftige Dünste im tiefen dunkeln Schacht die Lampe auslöschen, und ihn selbst betäuben, daß er

die Fahrt vergißt, auf der er ſicher heraufſteigen kann, ſo vergaß Ferdinand ſeine Freunde, und rang muthlos, gebeugt von der unverdienten Härte ſeines Schickſals, in Verzweiflung die Hände. — Ferdinands Gram, ſein edles geſetztes Betragen, die Sanftmuth und Gelaſſenheit, mit der er die Spöttereyen ſeiner elenden Gefährten anhörte, ſich nicht darüber beklagte, ja ſie nicht einmal beantwortete, der Abſcheu, den ihre Unſittlichkeit ihm ſichtbarlich einflößte, und endlich die anſcheinende ſtille Ergebung mit der er ſein unverdientes Schickſal, die ermüdenden Märſche, die Unfreundlichkeit des Wetters und die ſchlechteſte Koſt ertrug, machten endlich faſt wider ſeinen Willen den alten Seracanten, der den Transport führte, auf ihn aufmerkſam. Er ließ ſich zum öftern mit ihm ins Geſpräch ein, fragte dem gutherzigen Jüngling, dem es doch wohlthat, wieder manchmal ein liebreiches Wort zu hören, nach und nach ſeine ganze Geſchichte ab, und da er immer mehr Kenntniſſe bey dem

Jüngling entdeckte und mit dem größten Erstaunen vernahm, daß er so gar Französisch sprechen könne, so prophezeite er dem gebeugten Jüngling das größte Glück im östreichischen Dienst, wo man halter so was zu schätzen wisse, sprach ihm Trost und Muth ein, und nahm ihn nunmehro in seinen besonderen Schutz, wodurch Ferdinand doch wenigstens so viel gewann, daß er dem unverschämten, hämischen Witz der übrigen Rekruten nicht mehr so Preis gegeben war, wie im Anfange. Der alte Werber, der im Grunde ein ganz erträglicher Schlag von Menschen und eine gute ehrliche Haut war, fieng an unsern Helden mit wahrer Achtung zu behandeln, und da Ferdinand, der eine sehr schöne Händ schrieb, seine Rechnungen in Ordnung brachte, seine Rapports ins Reine schrieb, und die vielen orthographischen Fehler corrigirte, faßte er eine wahre Zuneigung zu ihm, und betrachtete den jungen Menschen mit seinen, einem Kaiserlichen Unterofficier freilich unbegreiflichen und unerhör-

ten Kenntniſſen, wie das achte Wunderwerk der Welt. Auf Ferdinands dringende Bitte, verſprach er, ihn zur Cavallerie abzugeben, und ſchlug ihm das Regiment Löwenſtein Dragoner vor, weil er den Obriſten des Regiments als einen vortrefflichen Herrn kenne. — Ferdinand dankte dem Sergeanten mit vieler Rührung, und fieng an ſich weniger unglücklich zu fühlen. Nur die Erinnerung an die verfloſſenen glücklichen Tage, und das ſchmerzlich ſüße Andenken an ſeine Julie verwundeten ſein Herz, umwölkten ſeine Stirn, und ſcheuchten den Schlaf von ſeinem harten Lager.

Siebentes Capitel.

Sie kamen in Eger an, ein Commando von Löwenſtein holte den Jüngling mit noch vier andern Rekruten im Werbhauſe ab, und brachte ihn nach Leutmeritz, wo damals anderthalb Jahr vor dem Ausbruche des einjährigen Krieges der Staab ſtand. — Als Ferdinand in Leutmeritz ankam, war eben eine große Geſellſchaft beyderley Geſchlechts bey dem Obriſten des Regiments, Grafen von Riancourt, verſammlet. Zwar übernahm der Adjutant die Rekruten, fertigte den Unter-Officier, der ſie gebracht hatte, ab, vertheilte ſie an die Diviſionen, bey denen Leute fehlten, und ordnete Alles zu ihrer Verpflichtung an; als aber unſer Held eben zu dem Auditeur geführt wurde, fiel dem zweiten Rittmeiſter von Woronzow, der zu dem Obriſten gebeten war, und den Commandirten begegnete, der Ausdruck ſeines Geſichts und

ſeine ſchlanke Geſtalt ſo ſehr auf, daß er glaubte, den Obriſten von dieſer ſeltenen Erſcheinung benachrichtigen zu müſſen, und da er gar nicht aufhören konnte, des Burſchen Schönheit und manierliches Betragen zu preiſen, ſo machte er endlich den alten Riancourt ſo neugierig, daß er, da die ganze Geſellſchaft ebenfalls den Wunſch äußerte, den jungen Menſchen zu ſehen, den Befehl gab, ihn zu holen. Aller Erwartung war geſpannt; denn gewiß war es kein gewöhnlicher Menſch, der den kalten ernſthaften Rittmeiſter, der ſonſt ſo ſelten jemanden leidenſchaftlich lobte, ſo in Feuer ſetzen konnte. Ferdinand trat ein, der Anblick einer großen Geſellſchaft, das Ehrfurcht gebietende Aeußere des Obriſten im Kreiſe ſeiner Officiers überraſchte ihn, aber es erſchreckte ihn nicht. Er ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen, ſich ſelbſt bewußt, daß ſein Anzug eben nicht der beſte ſey, hatte die Farbe der Schaam ſeine Wangen höher geröthet, und eben dieſe Verwirrung vermehrte das Intereſſante ſeiner Figur. Der Obriſte ſah ihn

mit Verwunderung an, den schönsten jungen Mann, der ihm jemals vorgekommen war, schön wie man den Geliebten Dejanirens mahlt, mit Kraft und Würde, so abgeschabt sein Rock auch war, in der ungezwungenen Stellung, die den wohlerzogenen Jüngling vor dem minder gut erzogenen auszeichnet, und gemeiner Rekrut, ohne Vermögen, ohne Herkunft, dies war ihm ein unbegreifliches Räthsel.

Auf alle seine Fragen antwortete Ferdinand mit bescheidenem Ton, aber ohne Verlegenheit, und seine feierliche Versicherung, daß er sich freywillig engagirt habe, und sich glücklich fühle, gerade zu dem Regiment gekommen zu seyn, das ein so allgemein geschätzter Mann commandire, vollendete den guten Eindruck, den seine Gestalt und sein Anstand schon auf den Obristen gemacht hatte. Besorgen Sie es Woronzow, sagte er zu dem Rittmeister, daß er eingekleidet wird, und lassen Sie ihm ein gutes Quartier anweisen, ich will ihn bey mei-

ner Escadron behalten. — Kann ich ihn wohl zu mir nehmen, wenn er exerciren gelernt hat, gnädiger Herr Graf? — Recht gern Woronzow. — Wie viel hast du Handgeld bekommen, mein Sohn? fragte er den Jüngling. — Zwanzig Gulden, mein Herr Obrist. — Nicht viel für so einen hübschen Burschen, hier hast du noch zwey Ducaten, da nimm! Applicire dich, und ich will weiter für dich sorgen. Die ganze Gesellschaft schien nur darauf gewartet zu haben. Alle beschenkten ihn reichlich, er war betreten, aber doch gerührt. Das Geld steckte er gleichgültig ein, nur ein zwey Gulden-Stück von Gräfin Amalien von Riancourt, der Tochter des Obristen, behielt er in der Hand, und drückte es beym Abgehen verstohlen an seine Lippen. Als er abgetreten war, blieb er noch einige Zeit der Gegenstand des allgemeinen Gespräches, viel wurde zu seinem Lobe gesagt, nur Gräfin Amalie schwieg; gern hätte auch sie das Ihrige dazu beygetragen, aber der strenge Zwang des Wohlstandes hielt sie zurück.

So war denn Ferdinand Soldat: da er es einmal war, so bestrebte er sich, durch Fleiß und gute Aufführung die Gunst seiner Vorgesetzten zu erwerben, und es gelang ihm. Was zur Dressirung eines ausgearbeiteten Soldaten gehört, so wohl zu Pferde als zu Fuß, lernte er spielend, und nie hat wohl ein Rekrut dem Unter-Officier weniger Mühe gemacht, als Ferdinand. Der Rittmeister nahm ihn jetzt zu sich, brauchte ihn weniger zu seiner Bedienung, als zum Schreiben, und ließ ihm überhaupt viel Freyheit. Da es bald bekannt wurde, daß er eine schöne Hand schrieb, so verdiente er sich auch nebenbey durch Abschreiben einiges Geld, so daß er im Ganzen genommen ziemlich zufrieden seyn konnte; aber die Sehnsucht nach Julien raubte ihm alle Ruhe, und die Zurückerinnerung an seine vergangenen glücklichen Tage warf ein zu widriges Licht auf sein jetziges Leben. Reinhold! sagte der Rittmeister eines Morgens zu ihm, ich kenne ihn nunmehr als einen treuen brauchbaren Menschen,

ich werde ihm jetzt einen Auftrag geben, wobey ich mich aber nicht allein auf seine Treue, sondern auch auf seine Klugheit verlassen muß. Ich habe dem Obristen seine schöne Hand gerühmt, er wird von Morgen an den beiden jungen Grafen, seines Bruders Söhnen, Stunde im Schönschreiben geben, bey der Gelegenheit wird es ihm leicht seyn, Gräfin Amalien ein Billet von mir zu übergeben, und mir dafür ihre Antwort zurück zubringen. Ich will mich ihm anvertrauen, Reinhold, der Obriste vermuthet meine Liebe zu seiner Tochter, er sieht sie nicht gerne, mir schneidet er alle Gelegenheit ab, sie zu sehen und zu sprechen, auf ihn aber wird er hoffentlich keinen Verdacht werfen, und so kann ich doch wenigstens dem herrlichen Mädchen meine Liebe schriftlich versichern, mündlich kann ich es vielleicht noch lange nicht, vielleicht nie. Ferdinand sahe seinen Herrn an, wie einer, dem dieser ganze Handel nicht recht gefallen wollte; als aber Woronzow darauf bestand, versprach er es, wurde

dann von ihm bey dem Obriſten eingeführt, der ihm ſeine Neffen übergab, und die Stunden anordnete. Gleich den erſten Tag hatte er Gelegenheit, Amalien, die ihm auf dem Saale begegnete, den Brief des Rittmeiſters zu übergeben. Sie nahm ihn, ohne ſich lange zu bedenken, aber mit dem ſüßen Erröthen der jungfräulichen Schaam, dabey warf ſie einen bittenden Blick auf unſern Helden, und legte den Finger auf den Mund. Ferdinand verſtand ſie, legte die Hand aufs Herz und ſchwieg, und jetzt hätte er geſchwiegen, hätte man ihn auch auf die Folter geſpannt, um die Wahrheit von ihm zu erpreſſen.

Achtes Capitel.

Gräfin Amalie von Riancourt war jetzt eben achtzehen Jahr alt geworden. Nie hat die Bildnerin Natur ein reizenderes Mädchen geformt. Es war nicht möglich, ihren hohen königlichen Wuchs ohne Bewunderung, den Busen, der mit schöner Ungeduld seine Fesseln zu durchbrechen strebte, ohne Sehnsucht anzuschauen. Sanftmuth und holde Freundlichkeit lag auf ihrer offenen Stirn, Verstand blitzte aus ihrem schönen Auge, und in ihre kleinsten Bewegungen ergoß sich jene süße Grazie, die so unwiderstehlich die Herzen an sich zieht. Kein Wunder, daß selbst der kalte Woronzow seine Freyheit an dieses Meisterstück des Schöpfers verlor, wenn auch nicht eine halbe Million mit dem Besitz ihrer Hand verknüpft gewesen wäre. Amalie hatte (ein unersetzlicher Ver-

luſt für ſie) ihre Mutter frühzeitig verloren, und war bey einer Tante, ohnweit Wien, auf dem Lande erzogen worden. Dieſe hatte ſie zwar nach ihrer Art bilden wollen, aber das Eigenthümliche des holden Mädchens ließ ſich nicht überwältigen. Manches wurde ihr nur um deſto lieber, je mehr ihre Tante dawider declamirte. Die ſchönen Künſte, der Zauber der Muſik würkten mit Allmacht auf ihre Seele, und ſo ſehr man auch die Bildung ihres Herzens vernachläſſigte, ſo konnte man es doch nicht verderben, dieſes vortreffliche Herz, das ſie als Erbtheil ihrer edlen Mutter himmliſch rein im Buſen trug. Seit einem Jahre war ſie bey ihrem Vater, der, ſo ſtolz er auch auf ſeine Tochter war, ſie dennoch mit ängſtlicher Sorgfalt bewachte; und darum war es bis jetzt dem Rittmeiſter trotz allen Verſuchen unmöglich geweſen, ſich ihr zu nähern, um ihr ſeine Liebe zu geſtehen; und er wartete daher mit Sehnſucht auf dieſen günſtigen Augenblick. Jetzt hatte er ſich den jungen Reinhold

zum Werkzeuge ausersehen, von dessen Treue und Verschwiegenheit er überzeugt war. Doch wagte er immer sehr viel; er glaubte zwar, daß er Amalien nicht gleichgültig sey, glaubte in ihren Blicken, in dem Ton ihrer Stimme, wenn sie mit ihm sprach, in der Auszeichnung, mit der sie ihn behandelte, eine geheime Aufmunterung wahrzunehmen, und nährte in seinem Herzen die süßeste Hoffnung, aber wie oft sind solche Kennzeichen nicht trügerisch, wie oft führt die Eigenliebe uns nicht irre. Wie Amalie aber seinen Brief aufnehmen würde, wußte er immer nicht, und Furcht und Hoffnung, Sehnsucht und Zweifel peinigten ihn bis zu Ferdinands Zurückkunft nicht wenig.

Kaum war aber dieser in des Rittmeisters Zimmer getreten, als er auf ihn zusprang, in einem Athem so viel Fragen an ihn that, daß Ferdinand gar nicht zum Worte kommen konnte; als er ihn aber endlich sprechen ließ, und Worenzow erfuhr, daß Gräfin Amalie seinen

Brief mit freundlichem Lächeln angenommen, und zum Zeichen, daß sie Verschwiegenheit verlange, den Finger auf den Mund gelegt habe, fiel er ihm stürmisch um den Hals, nannte ihn hundertmal seinen Freund, versprach ihm dieser guten Nachricht wegen für seine Beförderung zu sorgen, tanzte in der Stube herum, und geberdete sich wie ein Wahnsinniger.

Ferdinand kam nun selten in das Haus des Obristen, ohne mit des Rittmeisters Briefen bepackt zu seyn, begegnete dann immer wie von ohngefähr Gräfin Amalien auf der Treppe oder im Saal, vertauschte seine Depeschen mit den ihrigen, und brachte dem entzückten Liebhaber regelmäßig Amaliens Antworten zurück. Alles gieng vortrefflich, der Obriste, mit Ferdinands Art zu unterweisen, und mit den Fortschritten seiner Neffen ganz wohl zufrieden, war weit entfernt, in dem Schreibemeister seiner Neffen den heimlichen Briefträger seiner Tochter zu vermuthen. Diese Si-

cherheit des Obriſten machte den glücklichen Woronzow immer kühner, und er unternahm nun auch das Wageſtück, Amalien zu ſehen und zu ſprechen.

Je glücklicher aber Woronzow und Amalie waren, deſto ſchmerzlicher fühlte Ferdinand ſeine Trennung von Julien, deſto unwiderſtehlicher wurde ſeine Sehnſucht nach ihr; ihr nur einmal zu ſchreiben, ſie von der Fortdauer ſeiner zärtlichſten Liebe, von ſeiner unerſchütterlichen Treue zu überzeugen, die ſeligen Augenblicke der erſten Zeit ihrer jungen Liebe ihr in das Gedächtniß zurückzurufen, war jetzt ſein heißeſter Wunſch; täglich kämpfte er den Kampf der feurigſten Liebe mit Edelmuth und Tugend. Er hatte ſich freywillig aus Warburgs Hauſe verbannt, alle Freuden ſeines Lebens, ſeine glückliche Liebe hatte er der Dankbarkeit aufgeopfert, ein einziger Brief von ihm an Julien und das ganze Gebäude ſeines Edelmuths wäre zuſammengeſtürzt, ſeine Aufopferung, ſein Fliehen umſonſt geweſen.

Aber immer ſchwächer wurde ſein Widerſtand, täglich gewann ſein Herz mehr über ſeine ruhige Vernunft; Woronzows Glück ſetzte ihn in Feuer und Flammen, ſelbſt Amaliens Schönheit erhöhete die Sehnſucht ſeines ungeduldigen Herzens. Wenn er von ihr zurück kam, ſie ihn mit holder Freundlichkeit angeblickt, ihm einen Brief gegeben, und ihre Hand die ſeinige dabey berührt hatte, o! dann war er wie auſer ſich, dann wär er gern geflohen, ſo weit ſeine Füße Kraft hatten ihn zu tragen, die grauenvollſte Einöde wäre ihm lieber geweſen, als die Nähe des liebenden Paares, dann hatte er nirgends Ruh und Raſt, jede Arbeit ekelte ihn an, das Feuer der Liebe und Sehnſucht brannte auf ſeinen Wangen, in ſeinen blitzenden Augen, und wilde Träume, erzeugt von ſeiner erhitzten Phantaſie, beunruhigten ſeinen Schlaf. Gott weiß, was in dieſer Stimmung aus ihm geworden wäre, wenn nicht Woronzows Unternehmungs-Geiſt ei-

nen Vorfall herbey geführt hätte, der ihn auf eine ziemlich unſanfte Art aus ſeiner idealiſchen in die würkliche Welt verſetzte.

Neuntes Capitel.

Woronzow, der in allen seinen Briefen Amalien um eine geheime Unterredung bat, täglich dringender wurde, täglich mehr Scheingründe für die Erfüllung seines Wunsches anzuführen wußte, ertrotzte endlich von dem unerfahrnen Mädchen, was er nicht von ihm erbitten konnte. Sie glaubte nur die Wahl übrig zu haben, entweder den Geliebten auf immer zu verlieren, oder seinen Willen zu erfüllen; zärtlich geängstigt von dem Bilde seiner Qualen, von seiner heißen Liebe gerührt, von seiner Leidenschaft ergriffen, gab das sanfte, harmlose, gedrängte Mädchen endlich nach, und versprach, wenn er die Hindernisse aus dem Wege räumen, und ein Mittel erfinden könnte, wie sie sich ohne Gefahr entdeckt zu werden, sehen und sprechen könnten, ihn bey sich aufzunehmen. Der Rittmeister war über diese Ant-

wort Amaliens eben ſo entzückt, wie über ihren erſten Brief, und machte nun Anſtalt, ſeinen längſt durchdachten Plan auszuführen. Wo-ronzow, dem es nicht an Menſchenkenntniß fehlte, hatte auf den erſten Blick Ferdinanden für das gehalten, was er war, für einen Jüngling von feſten Charakter, der für ſeine Freunde jeder Aufopferung fähig ſey, jemehr er ihn beobachtete, jemehr fand er ſeine Meinung beſtätigt, und ob ihm gleich des jungen Menſchen wenig es Vertrauen auf ihn nicht entgieng, ſo ſahe er doch, daß dieſer, wo nicht Liebe, doch unbegränzte Hochachtung für Amalien fühlte, und Beide um ihrentwillen gewiß nie verrathen würde, wenn auch ſein Leben dabey auf dem Spiele ſtände. Darauf bauete er ſeinen Plan. — Ferdinand, der die ganze Zeit keinen Dienſt gethan hatte, mußte jetzt wieder auf die Wache ziehen, um von Eins bis um drey Uhr den Poſten vor dem Quartier des Obriſten übernehmen zu können.

Jetzt machte Woronzow seinen Vertrauten mit dem Plan bekannt, den er sich ausgedacht hatte, und theilte ihm seine Rolle zu. Er wollte sich, sagte er ihm, wenn Ferdinand Schildwacht stände, verkleidet durch das immer offne Haus bis zu Amaliens Zimmer schleichen, dort bis zu seiner Ablösung verbleiben, und endlich der Liebe höchstes Glück in ihren Armen genießen. Aber schloß der Schlaue, indem er ihn bey der Hand nahm, Amaliens guter Ruf, Amaliens Ruhe, deines Freundes Glück hängt von deiner Verschwiegenheit ab, versprich mir Reinhold, ehe das Aeußerste über dich kommen zu lassen, als uns zu verrathen, sollte ich, wir wollen das Schlimmste annehmen, im Hause selbst entdeckt werden, bis zu dir werde ich mich schon durchschlagen, dann hältst du mich zum Schein auf, läßt mich aber entkommen, ich war ein Dieb, der dir in der Dunkelheit der Nacht entsprungen ist; kurz, gieb mir dein Ehrenwort Reinhold, daß du auf jede Weise, was auch geschehen könnte, mich und Amalien aus dem Spiel lassen willst.

Ferdinand sah ihn kalt und stolz in die Augen, Sie müssen mich für keinen gewöhnlichen Menschen halten, um mir so etwas zumuthen zu können, ich soll meine Ehre, vielleicht mein Leben aufs Spiel setzen, damit Sie glücklich seyn können, wahrlich Herr von Woronzow, dazu gehört Entschließung; aber, fuhr er nach einer kleinen Pause; seyn Sie ruhig, ich gab der Gräfin mein Wort zu schweigen, dieß sey Ihnen genug, was ich versprach, werde ich halten: machen Sie Amalien glücklich, und ich bin zufrieden. Woronzow dadurch völlig beruhiget, bestimmte nun Amalien schriftlich den Tag ihrer Zusammenkunft, schrieb ihr Ferdinands Aeußerung, und benahm ihr alle Furcht. Zur bestimmten Stunde schlich er sich unbemerkt in das Haus, fand Amaliens Zimmer offen, und flog in ihre Arme. — In solchen Situationen des Lebens eilt die Zeit, als wenn sie ihre Flügel vom Sturmwind entlehnte. — Die Stunde der Trennung rückte so schnell heran, daß er Amalien eilig verlassen mußte, um noch vor

Ferdinands Ablösung aus dem Hause zu kommen. Er kam glücklich bis an die Hausthür, Niemand hat mich bemerkt, flüsterte er diesem zu, und schlüpfte in eine Seitengasse, weil schon die Ablösung von der Wache her kam. Was ist das? rief jetzt der Obriste im heftigsten Zorn; unglücklicherweise ließ ihn ein heftiges Kopfweh nicht schlafen, er war aufgestanden, um frische Luft zu schöpfen, sah den Rittmeister aus dem Hause schleichen, und hörte die Worte, die er im Vorbeygehen unserm Helden zugeflüstert hatte. Auf den Zuruf des Obristen beschleunigte die Wache ihre Schritte, und auf seinen Befehl wurde Ferdinand, so bald er abgelöst war, in Arrest gebracht, und an Händen und Füßen geschlossen. Auch dem Andern befahl der Obriste nachzusetzen, allein Wörnzow war bereits in Sicherheit, und schon lange hinten durch den Garten in sein Haus gekommen, als die Ordonanz des Obristen vorn an die Thür pochte, und ihn zum Obristen beschied.

Woron-

Woronzow stellte sich, als wenn er so eben aus dem tiefsten Schlaf erwachte, zog sich so schnell als möglich an, und kam fast zugleich mit der Ordonanz zum Obristen, wo er den alten Herrn in grosser Gemüthsbewegung antraf. Da haben sie ihren Protege', rief er ihm zu, als er eintrat, er steht Schildwacht, und es schleichen sich mit seinem Wissen unbekannte, verdächtige Menschen ins Haus, Gott weiß in welcher Absicht, vielleicht um mich zu morden, oder zu bestehlen, ich hörte ganz deutlich, wie der Eine mit ihm sprach, und ihn versicherte, er sey nicht bemerkt worden. Ein Glück für mich, daß mich ein heftiger Kopfschmerz nicht schlafen ließ, ich wüßte sonst kein Wort von dem infamen Complott. Ich kann von meinem Erstaunen gar nicht zurückkommen, antwortete Woronzow mit heuchlerischer Miene, sollte es möglich seyn, daß sich Reinhold so weit vergessen, daß sein offenes ehrliches Gesicht so trügen könnte; mir selbst sind zwar seit einiger Zeit immer Kleinigkeiten weggekommen, ich habe es

aber bloß seiner Nachlässigkeit, nicht seiner Untreue zugeschrieben, und ihn deswegen auch wieder von mir entfernt; da ihn aber der gnädige Herr Graf selbst auf der That ertappt haben, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, und ich bekenne mich schuldig. — Sie haben nicht gefehlt, Herr von Woronzow, unterbrach ihn der Obriste, an der offnen Stirn, an dem schuldlosen Auge dieses Bösewichts wär der beste Menschen-Kenner irre geworden. Besorgen Sie es, daß morgen Kriegs-Recht über ihn gehalten, und er nach der Strenge der Gesetze gerichtet wird, das Protokoll will ich sehen. Gute Nacht für heute. Der Rittmeister entfernte sich, und der Obriste legte sich unmuthig nieder.

Zehendes Capitel.

Ferdinand, ohne auf die beleidigenden Reden der andern Dragoner zu achten, die, so wie jedes kleine Glück, jeder Vortheil, er sey auch noch so unbeträchtlich, seinen Neider findet, ihm die Stelle bey dem Rittmeister mißgönnten, erwartete in der größten Gelassenheit, ja selbst mit ruhigem Herzen sein Schicksal. Der Jüngling von zwanzig Jahren denkt über manches anders, wie der gesetztere Mann, er findet oft darinnen Seelengröße, wo die kalte ruhige Vernunft des Mannes nur Uebereilung sieht. So fand es auch Ferdinand groß, sich für Amalien aufzuopfern, ob er gleich selbst Woronzows Liebe nicht für die uneigennützigste hielt; aber er wollte sterben, sein Herz war gebrochen, ohne Julien war ihm das Leben gleichgültig. „So wird denn bald meine Laufbahn vollendet seyn, sagte er für sich, für ein Ver-

brechen bestraft, das ich niemals begangen habe, werde ich von allen Menschen verdammt, von allen verabscheut, und meinem Andenken geflucht werden. Nur Amalie wird mich segnen, mein unverdientes Schicksal bedauren, und meinem Andenken eine Thräne weihen. Was auch über mich verhängt ist, o! daß es ewig dir mein ehrwürdiger Freund, mein zweyter Vater, und dir mein geliebtes Mädchen verborgen bliebe. Was werdet ihr sagen, wenn ihr erfahret, daß der Jüngling, den ihr eurer Liebe würdig hieltet, als gemeiner Verbrecher gestorben ist, ihr werdet es nicht glauben, euer Gefühl wird selbst eurer Ueberzeugung widersprechen, und durch den dunklen geheimnißvollen Schleier, der diese Nacht verhüllt, werdet ihr euren Freund eurer nicht unwürdig handeln sehen." Unter solchen Gedanken entschlief er sanft auf seinem harten Lager, nicht erschreckt durch das Rasseln seiner Ketten, fest und ruhig, wie die Unschuld schläft. Um Neun Uhr wurde er vor das Gericht geführt; so ver-

wickelt auch die Fragen des Auditeurs waren, so blieb seine Aussage sich doch immer gleich, er bekannte sich schuldig, bekannte, daß er, da er jetzt öfters Gelegenheit gehabt habe, in dem Hause des Herrn Obristen zu seyn, von der Menge des Silbers geblendet worden sey, und sich entschlossen habe, mit noch einem Gehülfen die Schränke auszuräumen, und dieser habe sich, während er gestern auf dem Posten gestanden, erst mit dem Innern des Hauses bekannt machen sollen, damit sie gemeinschaftlich ihr Vorhaben ein andermal ausführen könnten. Auf alle Fragen des ungeduldigen Auditeurs, wer denn sein Mitschuldiger sey, antwortete er nicht, und blieb bey allen seinen Drohungen kalt und gelassen. Da er indessen die That eingestanden hatte, und sein Verbrechen nicht leugnete, so verurtheilten ihn die Beysitzer des Gerichts einstimmig zum Tode, und der Auditeur überbrachte dem Obristen das Urtheil zur Bestätigung und weiteren Versendung: Ferdinand wurde bis dahin wieder auf die Wache gebracht.

Eben hatte der Auditeur und die zum Kriegs-Recht commandirten Officiers den Obriſten wieder verlaſſen, er ſprach noch mit dem Rittmeiſter Woronzow im Allgemeinen über die Bosheit der Menſchen, und dieſer durch Ferdinands ſtandhaftes Betragen ganz beruhigt, ſagte eben einige Worte über ſeine unbegreifliche Verſtocktheit, als Amalie, die vor wenigen Augenblicken erſt von ihrer Cammer-Jungfer den Verlauf der Sache erfahren hatte, mit fliegenden Haaren, halb angekleidet zu ihrem Vater in das Zimmer ſtürzte. Um Gottes willen mein Vater, was iſt mit Reinhold? — Er hat mich mit noch einem, den er nicht nennen will, beſtehlen wollen, ich ſelbſt habe aber zum Glück das Complott entdeckt. Und was geſchieht ihm? fragte das zitternde Mädchen, die jetzt erſt ihren nachläſſigen Anzug bemerkte, und ſich tiefer in ihr Schawl wickelte. — Er ſtirbt, antwortete der Obriſte gelaſſen, in ſolchen Fällen wird der delinquirenden Schildwacht der Tod zuerkannt. — Nein, ſterben ſoll er nicht, rief ſie mit blitzen-

den Augen. — Gräfin, unterbrach sie hier der Rittmeister, bald blaß bald roth vor Schrecken, lassen Sie sich von ihrem [illegible] Herzen nicht zu weit verführen. — Ich will reden, rief sie mit glühenden Wangen, denn ich verachte Sie; ich bin strafbar mein Vater, sagte sie, indem sie sich an den Obristen wandte, ich habe diesen Menschen geliebt, habe ihm ohne Ihr Vorwissen eine Zusammenkunft mit mir erlaubt; ich weiß nicht, wo ich das Herz hernehme, es Ihnen zu gestehen, aber die unglückliche Lage des jungen Menschen, der sich so großmüthig für meine Ruhe aufopfert, entreißt meinen Lippen das Geständniß, der Mitschuldige, den er nicht nennen wollte, ist Woronzow, er ist diese Nacht bey mir gewesen. — Ist das möglich, rief der Obriste ganz erstarrt? — Woronzow schwieg, und die Blässe des Todes hatte sein Gesicht überzogen. — O sehen Sie ihn nur an, rief das heldenmüthige Mädchen, ob er mit einer Miene meiner Aussage widerspricht; er hatte den Charakter des großmüthi-

gen Jünglings, den er ſich zum Werkzeug ſeines unmenſchlichen Plans auserſehen hatte, richtig berechnet, nur den Meinigen nicht. Daß ich ihm einen Strich durch die Rechnung machen würde, hatte er vergeſſen. Ja mein Herr! mich hatten Sie noch nicht genug ſtudiret, auf ewig ſey auch die leiſeſte Regung von Liebe für Sie aus meinem Herzen verbannt, und ſo lange ich lebe, werde ich mir es nie vergeben können, daß ich einen Augenblick glauben konnte, es ſey Liebe, was dieſer kalte herzloſe Menſch für mich fühlte. — O, mein Vater! retten Sie den unſchuldigen jungen Menſchen, und geben Sie mir die Ruhe der Seele wieder, die ich vielleicht auf ewig verloren hätte. — Daß du mich ungehorſam machteſt, und mein Herz verführen wollteſt, vergeb ich dir, aber daß du mich zum Mitſchuldigen eines Mordes machen wollteſt, vergeb ich dir nie. Hierauf entfernte ſich Amalie, mit einem Blick der tiefſten Verachtung auf Woronzow, aus dem Zimmer, und verließ ihren Vater überraſcht, gekränkt, be-

ſtürzt, und beyde den Obriſten ſowohl als den Rittmeiſter in der heftigſten Bewegung.

Es herrſchte ein Stillſchweigen von einigen Minuten unter ihnen beyden, dann brach es der Obriſte zuerſt. Iſt das wahr, was meine Tochter ſagte, Herr von Woronzow? — Ich kann es nicht leugnen, ſtotterte er, daß meine heftige Liebe mich irre geführet hat — Genug Herr von Worenzow, fuhr der Obriſte fort, ich verlange nichts mehr zu wiſſen. Daß Sie ſich hinter meinem Rücken in das unerfahrne Herz meiner Tochter geſchlichen haben, hätte ich Ihnen als Vater verzeihen können, Ihr unmenſchliches Betragen gegen den armen Reinhold, und die grauſame Liſt, mit der Sie heute in mir den Verdacht gegen ihn, den Sie doch unſchuldig wußten, zu vermehren ſuchten, kann ich Ihnen als Obriſt nicht verzeihen. Ich gebe Ihnen dahero von heute an Urlaub auf Ihre Güter in Pohlen, und die Erlaubniß, von dort aus um Ihren Abſchied anzuhalten.

Danken Sie es der Achtung, die ich für das ganze Officier-Corps hege, daß ich Sie nicht als Arreſtant nach Wien ſchicke. Ihr letzter Dienſt hier ſey, dem jungen Reinhold ſelbſt die Feſſeln abnehmen zu laſſen, und ihn ſogleich zu mir her zu beſcheiden. Mit dieſen Worten entfernte ſich der Obriſte, und ließ ihn in ſprachloſer Verwirrung ſtehen.

Eilftes Capitel.

Ferdinand, auf Befehl des Rittmeisters, der gleich darauf abreiste, seines Arrestes entlassen, trat, nicht ohne einiges Herzklopfen zu dem Obristen ins Zimmer. Der alte Riancourt faßte ihn ins Auge, als er eintrat, sein Blick war ernst, der Jüngling schlug beschämt die Augen nieder. Tritt näher Reinhold, sagte er nach einer kleinen Pause, sieh junger Mensch, mit alle dem, womit auch dein Herz deine Handlung beschönigen mag, kannst du doch meinen Blick nicht ertragen. Mit aller der Großmuth, die du Schwärmer in deiner Aufopferung finden magst, fühlst du doch jetzt, daß du ein Verbrechen begangen hast. Eine glühende Röthe überzog Ferdinands Wangen. Ja ein Verbrechen, fuhr der Obriste fort, oder ist es keins, den alten Vater um die einzige geliebte Tochter zu betrügen, die Hand dazu zu bieten, daß

ein gewissenloser Verführer sich mit glatten Worten in ihr unerfahrnes Herz schleichen, daß es durch ihn überredet, von der heiligsten Pflicht, von der kindlichen abweichen konnte? Du hast ein doppeltes Verbrechen begangen, denn du hast als Schildwache, die zur Sicherheit meines Hauses da steht, dem gefährlichsten Räuber, dem Räuber der Ehre meiner Tochter, gegen deine eigne Ueberzeugung, hereingelassen. Oder kannst du Woronzows Handlung billigen? Du hast als Schildwache gegen deinen Obristen complottirt. Verdienst du keine Strafe? — Er schwieg, und Ferdinand, von der Wahrheit alles dessen was ihm der Obriste sagte, unwiderstehlich ergriffen, konnte kaum seine Thränen zurückhalten. — O! wie war es möglich, daß ich mich nicht weigerte, daß ich nicht Alles entdecken konnte, sagte er halb laut. — Du siehst also ein, fuhr der Obriste, mit strenger Stimme fort, daß du Strafe verdienst, du hältst mich nicht für ungerecht, wenn sie an dir vollzogen wird? — Womit verdie-

ne ich dieſe großmüthige Herablaſſung? ſtotterte er.

Aber, unterbrach ihn der alte Riancourt auf einmal mit verändertem Ton, und wurde immer weicher, je mehr er ſprach, du haſt dein Leben aufopfern wollen, um den Ruf meiner Tochter zu retten, du haſt ſterben wollen um ihrentwillen, ihrer kraftbaren Liebe willen, und ſagſt jezt kein Wort zu deiner Vertheidigung. Komm in meine Arme großmüthiger Jüngling, der Obriſte und der gemeine Soldat ſey jezt zwiſchen uns vergeſſen, ſieh nur den dankbaren Vater in mir.

Ueberraſcht, beſtürzt, entzückt ſank Ferdinand auf ein Knie vor dem Obriſten nieder und drückte ſeine Hand an die Lippen. Riancourt hob ihn auf und ſchloß ihn in ſeine Arme.

Ich bleibe in deiner Schuld, ſagte der gerührte Vater, ſo lange bis ich ſie abtragen

kann, aber womit kann ich Ehre und Leben aufwiegen, die du für meine Tochter hingeben wolltest. Indessen wer so etwas für ein Mädchen thun kann, das er kaum kennt, ist auch der größten und edelsten Aufopferungen für seine Monarchen fähig, ich werde dich weiter zu befördern suchen, und denke meiner Kaiserin keinen schlechten Dienst dadurch zu erweisen. Vor der Hand sey Corporal; ich habe zeither dem Corporal Matuschka die Aufsicht über mein Hauswesen und meine Montirungskammer übergeben, ich bin nicht wohl mit ihm zufrieden, übernimm es von heute an Reinhold. Da du aber meinen Nesten Stunde giebst, und eigentlich ihr Lehrer bist, so kannst du auch im Hause wohnen und bey mir essen. Gehe jetzt und melde dich bey dem Escadrons-Commandanten. Mittags erwarte ich dich.

Ferdinand, von zu viel Gefühlen bestürmt, versuchte zu reden, er konnte nicht. Der Obriste winkte ihm, und er gieng. Wie viel be-

redter war ſein Schweigen als manche ſchwülſtige Rede!

Als er die Treppe hinab gieng, kam Amalie aus dem Garten, ſie hatte geweint, ihre Augen waren trübe; aber als ſie den Jüngling erblickte, blitzte ein ungewöhnliches Feuer in ihrem Auge. Seltner Freund, ſagte ſie, und reichte ihm die Hand, treu bis zum Tode. Er küßte ihre Hand mit Feuer. — Ihnen verdanke ich meine Rettung, Ihnen Gräfin, das fühle ich, Sie erfuhren meine Gefahr, geſtanden Alles, um mich nicht ſterben zu laſſen. Worenzow hätte es nicht gethan.

Nenne mir ſeinen Namen nicht mehr. — Er war Ihrer nicht werth, ein edlerer Mann beglücke das ſchöne Herz der gnädigen Gräfin.

Da nimm Reinhold zum Andenken an dieſe Stunden! Sie gab ihm ein zuſammen geſchlagenes Papier.

O! rauben Sie mir nicht den einzigen kleinen Werth, den meine Handlung hatte, mein Leben, so gering es auch ist, lasse ich mir nicht bezahlen. — Nun, sagte sie ungeduldig, es war für Werenzow bestimmt, ich habe die Nacht daran gearbeitet, ich bleibe immer deine Schuldnerin, nimm, es ist ein Andenken der Freundin.

Er schlug das Papier auseinander, es war eine Brieftasche von ihrer Hand gestickt, der Name Amalie von ihren Haaren.

Zu viel Gräfin! rief er entzückt, ich verdiene es nicht. — Ist dein Leben weniger, antwortete sie, ihm entschlüpfend. — Noch eins Gräfin, rief er ihr nach, ich werde Sie jetzt noch öfter sehn, Sie kennen mich nicht, behandeln mich nicht gütiger, es darf kein Mensch, um Ihrer selbst willen, ahnen, daß Sie es sind, der ich meine Freylassung verdanke. Ich bleibe für Sie, was ich jetzt bin, Capitain d'armes Ihres Herren Vaters.

Ohne

Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er das Haus. —

Als er zur Tafel kam, fand er alle Offiziers der Garnison bey dem Obriſten verſammelt. Reinholds Eintritt erregte ein allgemeines Flüſtern, keiner unter den Anweſenden konnte ſein Erſtaunen verbergen, noch heute zum Tode verurtheilt, und jetzt ein Gaſt des Obriſten, welche plötzliche unbegreifliche Veränderung!

Erlauben Sie, meine Herren, ſagte der alte Graf, indem er den jungen Mann bey der Hand nahm, daß ich ſelbſt die Klage zurücknehme, die ich gegen den Dragoner Reinhold geführet habe, er iſt unſchuldig; ich habe viel bey ihm wieder gut zu machen; erlaſſen Sie mir die nähern Umſtände, wie ich es erfuhr, trauen Sie ſämmtlich dem Wort ihres Obriſten, meine Ehre, die mir, wie Sie Alle wiſſen, immer heilig war, verpfände ich, daß ſeine Seele nichts

von dem schändlichen Verbrechen weiß, das ich ihm angedichtet habe, es war ein Mißverstand, jetzt ist alles aufgeklärt. Als einen kleinen Ersatz für sein unverdientes Leiden, und um ihn vor dem ganzen Regiment zu rechtfertigen, ziehe ich ihn heute, wenn Sie anders nichts dawider haben, meine Herren, an meine Tafel.

Die Offiziers verbeugten sich schweigend: aber des Obristen unbegreifliche Herablassung blieb Allen ein Räthsel. — Lege ab, Reinhold, sagte er, und die Gesellschaft setzte sich zu Tische.

Ferdinand wohnte jetzt in des Grafen Hause, aß mit ihm an einem Tische, war den ganzen Tag um ihn, und wurde der Liebling des alten Herrn, der ihn in kurzen zum agregirten Wachtmeister beförderte. Nach und nach erfuhr der Obrist seine ganze Geschichte, und entdeckte immer mehr und mehr Talente an dem jungen Manne. Ferdinand gab nun auch

den jungen Grafen Stunde im Franzöſiſchen und in der Mathematik, und mußte öfters Gräfin Amalie mit ſeiner Flöte zum Clavier accompagniren. Ein neues Leben ging für ihn an. Auch für Amalien, ſie war wie umgewandelt, unbekannte Gefühle, die in ihrer jungen Bruſt erwachten, dämpften das Feuer ihres Auges, es flammte nicht mehr, aber gemildert war ſein Glanz, nicht erloſchen, und nur deſto tiefer drang ſein Blick ins Herz. Sanfte Schwermuth hüllte ihre liebliche Geſtalt in einen geiſtigen Schleyer, und gab ihr jenes unnennbare Etwas, das das gefühlvolle Weib ſo anziehend macht, indeß uns die ſtolze Schönheit kalt läßt. Die ganze Natur ſchien ihr verändert, ihre Spaziergänge wurden einſamer, ſie vermied die rauſchenden Geſellſchaften; oft blieb ſie zu ganzen Tagen allein in ihren Zimmer, dort unterhielt ſie ſich mit ihren Lieblingsbeſchäftigungen; aber ſie hatte den heitern Anſtrich nicht mehr wie ſonſt, in ihren Zeichnungen wurden die Conture weicher, die

wilden Felsen der Schweiz wurden von Italiens sanftern Hügeln verdrängt, und wenn sie am Clavier phantasirte, trat an des rauschenden Allegros Stelle das sanftere Adagio.

Ferdinand sahe täglich das vortreffliche Geschöpf, täglich kam sie ihm reizender, täglich liebenswürdiger vor. Beide fühlten so viel Dankbarkeit für einander, und doch ist nichts gefährlicher, als solch ein Verhältniß. Wer weiß, ob nicht die schöne Gräfin Juliens Andenken ganz aus seinem Herzen verdrängt hätte, wenn ihm nicht der Zufall das Blatt in die Hand gespielt hätte, worinnen er das Jahr vorher auf Juliens Bitten von Warburg nach Heilsberg beschieden war.

Der alte Graf erhielt aus Leipzig Vasen und Figuren en biscuit, die er sich in der Meißner Fabrique bestellt hatte. Ferdinand half sie mit auspacken; unter mehrern weichen Sachen, mit denen die Vasen angefüllt waren, damit sie nicht hohl seyn sollten, waren auch Zeitungen, auch das Blatt, in dem Ferdinand

eitirt wurde. Von ohngefähr bekam er es in die Hand, er las die Anzeige flüchtig durch, fand die Stelle, die ihn anging, und war wie vom Blitz gerührt. Der Graf bemerkte seine Bestürzung; — was ist dir Reinhold? fragte er; — er hielt ihm das Zeitungsblatt hin, von Julien stammelte er. Der Obriste las; — Nun so geh hin, du sollst Urlaub haben, und damit du desto willkommener bist, sagte er nach einer kleinen Pause, so knüpfe das Port-Epee ein. Sie sind Officier, Reinhold — für Ihre Equipage sorge ich. — Dieser ergriff ganz ausser sich des Obristen Hand, der Obriste umarmte ihn, Gott segne dich, wackrer Junge, reise glücklich und komme gesund wieder; mit diesen Worten schob er ihn zur Thüre hinaus. —

In einer Stunde war die Stadt hinter ihm, er hatte ein Pferd unter sich, das ihm der Obrist geschenkt hatte, sein Patent, seinen Reisepaß und hundert Luid'or in der Tasche.

Ferdinand.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Jahr und drüber war schon verflossen, seitdem Ferdinand das Haus seines Wohlthäters, des Oberförsters Warburg, so plötzlich verlassen hatte; an einem heitern lachenden Frühlingsmorgen kam er in die Gegend von Heilsberg. Von mancherlei Gefühlen erschüttert und bewegt, ritt er auf den dunklen Tannenwald zu, den er als Jäger oft so fröhlich durchstrichen hatte, der jetzt noch zwischen ihm und dem Wohnort seiner Geliebten lag. Mit

jedem Schritte, den sein Pferd vorwärts that, erwachte eine süße Erinnerung in seiner Seele; obgleich sein Herz ungeduldig klopfte, und ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen rastlos bis hieher getrieben hatte, durch diesen Wald, den stillen Zeugen seiner ersten Liebe, der sie hatte aufkeimen, wachsen und reifen sehen, konnte er dennoch nicht anders als langsam reiten: in jedem Baum begrüßte er einen alten Bekannten, jeder einzelne Strauch in der Blüthe, jedes Plätzchen, wo sich zwischen jungen Grasspitzen das bescheidne Veilchen verbarg, versetzte ihn mit Einem Mahle wieder in jene glückliche Zeit der ersten jungen Liebe, die ihn die Tage des Kummers vergessen ließ und seine Seele erheiterte, wie Aurorens Rosenschimmer die Schatten der Nacht verjagt und die Erde in liebliche Farben kleidet. In die Rinde dieses Baumes hatte er Juliens Namen geschnitten, an jenem hatte sie ihn einst erwartet, hier hatte er die ersten Veilchen für sie gepflückt, bis zu jenem blühenden Strauche dort hatte sie ihn

einſt begleitet. Ein ungeduldiges Verlangen brannte auf ſeinen Wangen, und trieb das Blut ſchneller zu ſeinem Herzen; Alles was ihn jemals ſchmerzte, hatte er vergeſſen, einer heitern Ausſicht ging er entgegen. So gaukelt die Hoffnung den armen Menſchen ſchöne Träume vor, und beym Erwachen ergreift ſie die rauhe Wirklichkeit mit kalter Hand; der ſchöne Traum ſchwindet, der Nebel zerrinnt, und ſtatt des gehofften freundlichen Obdachs, ſtarrt dem ermüdeten Wanderer die verfallene Brandſtätte öd und freudenlos an.

Jetzt kam Ferdinand aus dem Walde heraus, in ſchöner Beleuchtung lag Heilsberg mit ſeinen Gärten, Wieſen und Feldern vor ihm; näher kam er dem Dorfe, immer näher; jetzt blitzten ihm zwiſchen blühenden Bäumen die Fenſter des Forſthauſes entgegen. Julie! meine Julie! rief er überraſcht und entzükt, und wonnetrunken hing ſein naſſer Blick an Warburgs freundlicher Wohnung. Die Zügel

entfielen seinen Händen, er breitete die Arme aus, als wollte er Sie an sein hochschlagendes Herz drücken; verloren im Anschauen und in der Vergangenheit lieblichen Bildern, war die Gegenwart seinem Auge entrückt, er träumte, ohne sich deutlich bewußt zu seyn, aber nie hatte er schöner geträumt, nie hatte er sich seliger gefühlt.

Der Gedanke, der Geliebten so nahe zu seyn, brachte ihn endlich zu der Gegenwart Spur zurück, „sie ahndet nicht, wie nahe du ihr bist, weint vielleicht um den Verloreney," dachte er und klagte sich unverzeihlicher Säumniß an; rasch ergriff er die Zügel, gab seinem Pferde die Sporn, und dahin flog er mit der Eile des Sturmwindes. Bis an den Garten jagte er in gestrecktem Galopp, an der Thür band er den Rappen an, Julie sollte seine Ankunft nicht eher als bey seinem Eintritt in das Zimmer erfahren: wenn auch der Vater schon in den Wald gegangen ist, dachte er, Mutter und

Tochter finde ich noch beym Frühstück, ich öffne dann leise die Thür, trete geschwind an den Tisch und bitte mir meine Tasse aus, wie ehemals, o! wie wird die Mutter, wie wird Julie freudig erschrecken. Nun lief er schnell durch den Garten dem Forsthause zu. Hoch schlug sein Herz, als wollte es ihm die Brust zersprengen, Rock und Weste riß er sich auf, um schneller laufen zu können, am Ende des Gartens ruhte er einen Augenblick aus, bis er wieder zu Athem gekommen war, dann eilte er sich schüchtern umsehend über den Hof, der Hund bellte nicht, er erkannte ihn und sprang freudig an ihm in die Höhe, gerührt bog er sich zu dem Hunde herab, streichelte das treue Thier und eine Thräne stieg in sein Auge; auf den Zehen schlich er nun an der Wand weg bis an die Thür der Wohnstube, da stand er wieder mit klopfendem Herzen, eben so wie vor zwey Jahren, als er Julien zum ersten Mahle auf dem Clavier spielen und singen hörte — eben so und doch o! wie ganz anders. Zögernd streckte er

seine Hand nach der Thüre aus, Niemand hatte ihn bemerkt. Die Familie war beysammen, eine kleine unbedeutende Unpäßlichkeit hatte den Oberförster abgehalten, den Morgen auszugehen, das Frühstück stand auf dem Tische, der Tisch vor seinem Lehnstuhl. Mutter Warburg für ihren guten Alten wie immer zärtlich besorgt, schenkte ihm eben eine warme Tasse Coffee ein, als Ferdinand die Thüre öffnete. Alle saßen um den Tisch herum, August Warburg schon seit 5 Monathen mit Julien verheirathet, neben ihr, den Eltern gegen über mit dem Rücken nach der Thüre zu; August hatte den rechten Arm um Julien geschlungen und strich ihr mit der linken Hand die dunkeln Locken aus dem Gesicht. Der Oberförster, der Ferdinanden zuerst erblickte, fuhr unruhig vom Lehnstuhl auf, die Mutter, die ihn auch sogleich erkannte, setzte leichenblaß die Coffee-Kanne nieder, und hielt sich, einer plötzlichen Schwäche wegen, mit beiden Händen an den Tisch an; nur Julie, die bey dem Geräusch des Ein-

tretenden aufgestanden war, ging ihm unbefangen einen Schritt entgegen. Da konnte sich Ferdinand nicht länger halten, er flog auf sie zu, Thränen des innigsten Gefühls rollten seine Wangen herab, er sah und hörte nicht was ausser ihm vorging, nur sie suchten seine Augen, nur sie hörte er. Julie, meine Julie! rief er im Ton des höchsten Entzückens, er schlang seine Arme um sie, seine Lippen braunten auf den ihrigen, sein treues Herz schlug an ihrer Brust. —

Ein Schrey des Entsetzens und des Schmerzens entfuhr Julien, sie wollte sich losreissen, wie gelähmt waren ihre Arme; mit halberstikter Stimme rief sie: „so nicht Ferdinand! ich verdiene diese Treue nicht". In unartikulirte Töne verlor sich das Uebrige, sie kämpfte und unterlag, wie ein schwarzer Nebel umdämmerte es ihr Auge, kalt, ohne ein Zeichen des Lebens lag sie in seinen Armen.

August war aufgesprungen, Erstaunen und Unwillen hatten ihn sprachlos gemacht, unbe-

weglich, einer Bildsäule gleich stand er da; den starren Blick auf Beyde geheftet, ballte sich unwillkührlich seine Hand; Juliens Betragen war ihm unerklärlich, ihr Erschrecken sah er, ihre Ausrufungen hörte er mit allen den Qualen gereizter Eifersucht an; nur erst als Julie die Besinnungskraft verlor, erhielt er die seinige wieder, eine hohe Röthe überzog seine Wangen, er fing die Fallende auf, drängte mit starkem Arm den liebetrunkenen Ferdinand von ihr weg, und trug die ohnmächtige Julie rasch aus dem Zimmer. Laut weinend stürzte die Oberförsterin ihm nach. Ferdinand blieb erstarrt stehen, er und August hatten die Rollen vertauscht.

Zweytes Capitel.

Ferdinand, den jetzt kein dunkles Gefühl die Wahrheit ahnden ließ, sank kraftlos auf den nächsten Stuhl, seine Arme hingen schlaff am Leibe herunter, seine Zunge versagte ihm den Dienst, sein Auge blickte schmerzhaft gen Himmel; was ausser ihm vorging, war ihm unbewußt.

Still wie im Grabe war es in der Stube. Warburg näherte sich dem jungen Manne langsam, blieb vor ihm stehen und ergriff theilnehmend seine Hand. „Fasse dich, „mein Sohn," sprach er gerührt, „komme zu „dir selbst, kennst du deinen alten Freund „nicht mehr, ich habe mich noch nicht über „deine Ankunft freuen, dich noch nicht willkommen heißen können, komm an mein Herz,

„Ferdinand, ich habe dich immer wie meinen „Sohn geliebt, als dieser sey mir willkommen. „Du findest zwar keine Geliebte mehr, statt ih„rer aber Vater, Mutter, Bruder und Schwe„ster; vergiß dein altes Verhältniß und gieb „uns Allen die Ruhe wieder, die wir ohne dein „Zuthun auf immer verloren haben. Erman„ne dich, Ferdinand, wo ist deine Standhaftig„keit, wo ist dein edler Stolz hin, mit dem „du uns damals verlassen und alle Nachfor„schungen vereitelt hast, die deinetwegen ange„stellt worden sind. Du hast mich oft deinen „Vater, deinen Wohlthäter genannt, wenn du „mich liebst, wenn du mich wirklich als diesen „betrachtest, so beweise es jetzt, zeige uns, daß „du der edle Mensch bist, für den ich dich immer „hielt, entsage Julien und störe den Frieden „ihrer glücklichen Ehe nicht." —

Ein eiskalter Schauer überlief den Jüngling bey diesen Worten. „Julie glücklich, stammelte er, glücklich mit einem Andern?" Seine

Zähne schlugen zusammen wie beym heftigsten Fieber, seine Hand zitterte. „Es ist unmöglich!" er schüttelte den Kopf. „Es ist gewiß, „mein Sohn, antwortete Warburg, Juliens „Gatte ist ein edler trefflicher Mensch, der „Mann ihrer eigenen freyen Wahl."

Ferdinand zog das Zeitungsblatt, das eigentlich seine Reise bestimmt hatte, hervor, und hielt es dem alten Warburg vor die Augen.

Beantworten Sie mir nur die Frage, Herr Oberförster! galt mir dies oder nicht?

Ja es galt dir, antwortete Warburg bestürzt, und suchte seine Verlegenheit zu verbergen.

Nun wenn es mir galt, sagte er mit fester Stimme und stolzem Blick, indem er aufstand, warum spielt ihr so grausam mit meinen Herzen, wenn ich mich nach dem schmerzlich-

lichſten Kampfe von dem Mädchen losreiſe, die ich unausſprechlich liebe, wenn ich der Dankbarkeit, die ich Juliens Eltern ſchuldig bin, Juliens Beſitz aufopfere, wenn ich dem glücklichen Nebenbuhler aus dem Wege gehe, warum ruft ihr mich zurück? warum macht ihr mir Hoffnung? um euch an meiner Verzweiflung zu weiden?

Zu weiden? O! verſündige dich nicht, Ferdinand, du ſieheſt unſern Schmerz, Juliens Ohnmacht, meines Weibes Thränen, meine Theilnahme widerſprechen dir. Kämpfe nicht mit dem Schickſale, Jüngling, die Zeit und unſere zärtliche Freundſchaft werden deine Wunden heilen.

O! der geprieſenen Freundſchaft! kaum verharſcht, reißen ſie die Wunde blutig wieder auf — um ſie dann durch ihre zärtliche Freundſchaft wieder heilen zu können.

Du wirſt bitter, Ferdinand, ich liebe dich und verdiene das nicht; dein Schmerz macht

dich ungerecht, er ist noch zu neu, meine, trauere, klage, aber dulte, was nicht zu ändern ist, als ein Mann. Ich lasse dich jetzt allein, wenn du ruhiger geworden bist, wenn du mich anhören kannst, will ich mit dir reden.

Ein Wort noch, Herr Oberförster, ich habe mich losgerissen von Julien, ich habe mich fern von ihr in einem fremden Lande verborgen, widrige Schicksale zwangen mich Soldat zu werden, ich wandte mich nicht an Sie, Sie sollten nichts mehr von mir hören, mein Entschluß stand fest. Den Stand verließ ich, den ich unter Ihrer Anleitung gewählt hatte, auch dieses Band war nun zerrissen, das mich noch an Sie, das mich noch an Julien knüpfte; für mich war Julie todt, aber ihr Andenken lebte in meinem Herzen, ich beweinte die verlorene Geliebte, aber ich blieb ihr treu, ich lebte wie ich unter ihren Augen gelebt haben würde. Ich erwarb mir die Gunst meiner Obern, mit unglaublicher Schnelligkeit bin ich bis zum Offizier avanzirt,

der Commandeur des Regiments, bey dem ich stehe, kennt und billigt meine Liebe, auf Julens, auf ihre Einladung, erhielt ich Urlaub, durch diese geheiligte Rechte auf Julien. Ich konnte ihre Verbindung nicht hindern — denn ich war nicht da; ist Julie überredet, ist ihr mein Tod, meine Untreue vorgespiegelt worden, ich lebe, ich liebe sie unaussprechlich, so wähle sie zwischen mir und jenem, ihr freyer Wille entscheide zwischen mir und ihm, — ich gebrauche mein Recht. Gott gebe es gnädig, sagte der Oberförster seufzend, und sah dem Jüngling ängstlich nach, der jetzt mit raschen Schritten, als fürchtete er Warburgs Antwort, das Zimmer verließ. —

Drittes Capitel.

August hatte die ohnmächtige Julie in die Oberstube getragen und aufs Bette gelegt, ohne Empfindung, einer Leiche ähnlich, lag sie da, die Mutter wandte unter lauten Schluchzen alle mögliche Mittel an, sie wieder zum Leben zu bringen; endlich schlug sie die Augen auf und holte tief Athem, aber ihr Bewußtseyn war noch nicht zurückgekehrt.

Sagen Sie mir, liebe Mutter, fragte August, dem der ganze Auftritt unbegreiflich war, wer ist der Mensch, in was für einem Verhältnisse stehen Sie, steht meine Frau mit ihm? Sollte er Ansprüche haben, von denen ich nichts wüßte? Antworten Sie mir doch, liebe Mutter, sollte ihn Julie geliebt haben; vielleicht noch lieben? so heftig erschüttert habe ich sie noch

nie gesehen, selbst da nicht, als sie mir von meiner Liebe überwältigt in die Arme sank. Reden Sie doch, liebe Mutter!

Ach du mein Gott! lieber Herr Sohn, bedenken Sie doch die Ueberraschung. —

Wer ist aber der Mensch, der so seltsam überrascht hat? unterbrach er sie ungeduldig.

Sehen Sie, lieber Herr Sohn, es ist Ferdinand, von dem wir, däucht mich, schon oft in ihrem Beyseyn gesprochen haben, der junge Mensch, den mein Mann von der Straße aufgelesen hat, der wohl anderthalb Jahr in unserm Hause als Jägersbursche blieb, und endlich von freyen Stücken wieder fort lief, ohne daß ein Christenmensch erfahren hat, wo er hingekommen ist. —

Nur weiter, liebe Mutter, daraus werde ich nicht klug, liebte ihn Julie?

Ach! mein Herr Sohn, ob er gleich hübscher Leute Kind seyn mußte und recht manierlich und ein guter Junge war, mit Julien wars nichts als Kinderey, pure Kinderey.

Julie hatte sich unterdessen wieder etwas erholt, sie rief ihren Mann, er trat zu ihr hin, ihre Stimme war noch sehr schwach, sie weinte sanft und reichte ihm die Hand, die er zärtlich an seine Lippen führte. Indem trat Ferdinand ein. Julie bedeckte sich das Gesicht mit beyden Händen.

August ging heftig auf ihn zu, er betrachtete ihn mit finstern Blicken, es war als wollte er ihm den Weg zu Julie vertreten. „Was wollen Sie noch, mein Herr, sagte er zu ihm, ist es Ihnen nicht genug, meine Frau bis an den Rand des Grabes gebracht zu haben, wollen Sie mein armes Weib noch ins Grab bringen? Was verlangen Sie? Fassen Sie sich kurz, wenn ich bitten darf.

Sie ſollen es gleich hören. Wenn Sie, wie es mir ſcheint, meine Geſchichte noch nicht kennen, Sie müſſen ſie wiſſen, nur ein paar Worte hören Sie ruhig an. Ich wurde großmüthig in dieſem Hauſe aufgenommen, als ich von jedermann verſtoßen, von Allem entblößt in der Irre herum lief, ich wurde von Juliens Eltern wie ihr Kind behandelt, ich liebte Julien, und glaubte mich wieder geliebt. Juliens Eltern hatten einen andern Plan mit ihr, ich opferte, nach einem langen harten Kampfe, der Dankbarkeit gegen meine Wohlthäter meine Liebe auf, ich verließ dieſes Haus, ohne von Julien Abſchied zu nehmen, ich gerieth nicht weit von hier unter Werber und wurde Kaiſerlicher Soldat, es hätte mir einen Brief an Juliens Vater gekoſtet und ich wäre wieder los gekauft worden, hier ſteht die Mutter, reden Sie, ſpreche ich Unwahrheit?

Ach Gott nein! ich arme unglückliche Frau, ja es iſt wahr.

Ich that es nicht, ich trug mein Schicksal mit Geduld, über ein Jahr habe ich fern von Julien gelebt und ihren Verlust beweint, ich bin schneller befördert worden, als ich mir je zu hoffen getraute, dennoch habe ich durch keine Zeile den Ort meines Aufenthalts verrathen. Es sind nur vier Tage, daß dieses Zeitungsblatt durch Zufall in meine Hände kam, lesen Sie den untersten Artikel. Er gab ihm das Blatt. — August las:

„Ferdinand Reinhold wird von seinen Freunden gebeten, so schnell als möglich in ihre Arme zurückzukehren. Juliens Eltern werden ihn wie ihren Sohn empfangen und seine Wünsche erfüllen. Wer etwa den Ort seines Aufenthalts erfährt, wenn dieses Blatt nicht selbst in seine Hände kommen sollte, wird dringend ersucht, ihm hiervon Nachricht zu geben."

August gab ihm das Blatt zurück und sah ihm mit einer Mischung von Erstaunen und Theilnahme ins Gesicht.

Sie ſehen alſo, fuhr Ferdinand fort, daß ich kein gemeiner Abentheurer bin, ich kann verlangen, daß man mich mit Julien reden läßt; aus ihrem eigenen Munde will ich mein Urtheil hören, ſie ſelbſt ſpreche es aus, ich bin bey ihr, ſie hat mich öffentlich eingeladen, Liebe und Hoffnung haben meine Schritte beflügelt, meine Anſprüche ſind älter als die Ihrigen, mein Herr, ich habe Rechte, heilige Rechte auf Juliens Hand, nur Julie ſelbſt kann zwiſchen uns entſcheiden, wir ſtehen Beide hier, wähle Julie?

Wohlan, Sie haben recht, ich bin es zufrieden, ſagte Auguſt kalt und entſchloſſen, Julie ſey nicht länger gebunden, ich gebe ihr ihr Wort zurück, ſie wähle frey zwiſchen uns Beiden.

O! Auguſt, ſtammelte ſie, iſt meine Wahl nicht getroffen?

Uebereile dich nicht, rief Ferdinand, ſie ſchnell unterbrechend, mit glühendem Geſicht,

o! um Gottes willen übereile dich nicht, wie du dich vielleicht schon einmal übereilt hast. Er zog den Rubin vom Finger, den sie ihm den Tag vor seiner Abreise gegeben hatte, kennst du diesen Ring noch? Julie, du gabst mir ihn freywillig als ein Pfand deiner Treue, fühlst du nichts, gar nichts bey seinem Anblick? Erinnere dich jener feierlichen Stunde, bin ich dir gar nichts mehr, Julie? regt sich gar nichts mehr für mich in deinem Busen? Sieh Julie! ich will nicht daran denken, daß du mir untreu wurdest, daß du in den Armen eines Andern mich vergessen konntest, indeß ich um dich weinte, ich liebe dich noch wie sonst, Julie; liebst du mich nicht mehr? Was that ich dir, Julie? Was verbrach ich? Nein es ist nicht möglich! Dieses Auge kann nicht lügen, nicht wahr du hieltest mich für todt? ich lebe noch und nun bist du immer noch meine Julie. Komm, folge mir, verlasse diesen f o! er war schon glücklich, überglücklich genug, er hat in deinen Armen geschwelgt, jede deiner

Liebkosungen hat er mir entwendet, ich verzeihe ihm, aber dich selbst kann ich mir nicht rauben lassen. —

Herr Gott in deine Hände, Ferdinand, unterbrach ihn die Oberförsterin ängstlich, und wollte ihn von Julien wegführen, wie kannst du nur so gottlos reden, Julie um des Himmels willen, verstopfe deine Ohren, lasse dich nicht etwa blenden. —

Lassen Sie ihn ausreden, liebe Mutter, sagte August, und zog sie gutmüthig zu sich hin.

Mit Julien habe ich zu thun, rief Ferdinand, nicht mit Ihnen, gute Mutter! höre nur mich, Julie, mir allein antworte. Alles hat sich gegen mich verbunden, ich bin verloren, wenn in deinem Herzen keine Stimme für mich spricht, fürchte dich nicht Julie, sag es ohne Scheu, wenn du mich noch liebst — „ich bin kein gewöhnliches Weib" sagtest du Ein Mahl

zu mir, weißt du es noch? es war damals, wie du mir den Ring gabst, jetzt beweise es, Julie!

Höre auf, Ferdinand! sey großmüthig, schone mein Herz, stammelte Julie kaum vernehmlich. Dann nahm sie auf Ein Mahl alle ihre Kräfte zusammen und fuhr fort. „Ja ich liebte Sie, Reinhold, ich läugne es nicht, ich liebte Sie, aber ich liebe Sie nicht mehr; Sie verließen mich ohne Abschied, alles Forschen nach Ihnen war vergeblich, lange noch beweinte ich Ihren Verlust, die Zeit milderte meinen Schmerz, ich lernte diesen edlen Mann kennen, er liebte mich, bewarb sich um meine Hand, ich schätzte ihn, ich mußte ihn lieben, — und jetzt lieb ich ihn — ihn allein. Vergieb mir, vergieb deiner Julie, August, die dir ein Geheimniß aus ihrer ersten Liebe machte, ich hätte es dir nicht verschweigen sollen, ich bin strafbar; aber du überraschtest mich damals so sehr, du warst so glücklich, wie hätte ich da von einer andern frühern Liebe sprechen können! Und

wenn Sie auch wirklich Anſprüche machen könnten, Reinhold, wenn ihr Recht auf meine Hand auch ſo gegründet wäre, wie das Recht meines Gatten, wenn ich noch wählen könnte, wenn ich noch Vorliebe für Sie empfände, Ferdinand, — das letzte ſagte ſie mit geſenkten Blicken und leiſer Stimme — ich bin Mutter, Ferdinand, fühlſt du, was das ſagen will? Sie nahm ihre ganze Stärke zuſammen, dann ſagte ſie mit feſter Stimme und feurigen Blicken: Ich bin Mutter und ewig werde ich nur dem Vater meines Kindes anhängen, das ich unter dem Herzen trage, ewig ihn allein lieben.

Sie ſprang vom Bette auf und fiel ihrem Mann um den Hals, der ſich der Thränen nicht enthalten konnte und ſie mit den ihrigen vermiſchte.

Die Mutter trat zu ihnen hin, umſchloß Beide mit ihren Armen, und Julie und Auguſt weinten an ihrer Bruſt.

Ferdinand ſtand allein, einen Augenblick heftete er den ſtarren Blick auf die Gruppe, dann ging er langſam auf die Thür zu, an der Thüre drehete er ſich noch einmal um:

Lebe wohl! Julie, ſagte er. Auguſt mache Sie glücklich.

Auguſt riß ſich los und kam zu ihm hin:

Bleib bey uns Ferdinand, ſey mein Freund, mein Bruder! Er reichte ihm die Hand.

Ferdinand ſchüttelte den Kopf und legte die linke Hand an die Bruſt:

Dein Freund — nein, nein, hier iſt der Schmerz noch zu neu.

Er ging. Julie weinte laut, fiel auf die Kniee und verbarg ihr glühendes Geſicht in dem Schooße der Mutter.

Viertes Capitel.

Der Rappe hatte den Zaum abgeſtreift und Ferdinand fand ihn graſend im Schatten der Bäume; er wieherte fröhlich, als er ſeinen Herrn erkannte, und ließ ſich geduldig wieder von ihm aufzäumen; mit einem tiefen Seufzer beſtieg Ferdinand das edle Pferd und lenkte es dahin wieder zurück, wo er hergekommen war.

„So wäre denn dies wirklich das letzte Mahl, daß ich dieſen Weg reite, rief er aus, und ſeine Blicke irrten unſtät auf Heilsbergs Fluren herum, alle die Gegenſtände um mich her, die noch heute ſo viel ſüße Erinnerungen in mir erweckten, ſähe ich alſo zum letzten Mahle? Zum letzten Mahle, fuhr er fort, und eine unbeſchreiblich bittre Empfindung erſtickte ſeine Stimme. Er holte tief Athem, es war ihm, als würde er losgeriſſen von Allem, was er liebte. Die Erfahrung eines ganzen Lebens, fuhr er fort,

iſt in dem heutigen Tage zuſammen gedrängt, ein Augenblick und der fröhliche Jüngling iſt zum ernſten Manne gereift. Geſtern war ich noch ſo glücklich, ſo voll freudiger Hoffnung, und heute, allmächtiger Gott! heute finde ich ſie verheirathet. — Julie wirklich verheirathet? Er fuhr zuſammen, wie er ihren Namen ausſprach. Julie treulos? O! es iſt entſetzlich! Wer mir es geſtern geſagt hätte, ich würde ihn einen Lügner geſcholten, mich blutig an ihm gerächt haben, und es iſt wahr, ich träume nicht, ich habe es ſelbſt geſehen. Warum mußte ich das Forſthons verlaſſen? Juliens Eltern wären von meinem Schmerz, von unſern Thränen gerührt worden, und ich wäre jezt an der Stelle des Glücklichen, den ich nicht einmal kenne, von dem ich nichts weiß, als daß er Auouſt heißt, und, mir alle meine Freuden geſtohlen hat. — Sein Freund ſoll ich ſeyn? bey ihm bleiben? Großmüthig iſt er der Räuber meines Glücks. Nein! bey ihm kann ich nicht bleiben. Ach! ich würde ſein Glück ſehen

und

und könnte nichts als ihn beneiden, grauſame, grauſame Julie! Nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: Sie iſt Mutter von ihm, ſie liebt ihn, Gott ſegne ihn, wenn er ſie glücklich macht. Sey glücklich Julie, ich will dulten und tragen. Lebe wohl ſchönes Thal! das Julie bewohnt, lebt wohl ihr lachenden Hügel! die ihr es bekränzt, lebt wohl auf immer! — ich ſehe euch nie wieder. Er ſchwieg und zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge. Eine Zeitlang ritt er noch von ſchmerzlichen Erinnerungen gefoltert mit finſtern vor ſich hinſtarrenden Blicken, dann wurde er ruhiger. Der Morgen war ſo ſchön, die Strahlen der Sonne waren ſo wohlthätig, eine laue milde Wärme durchſtrömte die Luft, und ſtrömte zu ſeinem Herzen, der Frühling hatte alle ſeine Blüthenkelche geöffnet, und einen Teppich über ſeinen Weg gebreitet, ſeine finſtre Schwermuth löſete ſich in ſanftere Empfindungen auf, es wurde ihm leichter ums Herz, je weiter er ſich von Heilsberg entfernte, er athmete freyer, als der Wald

hinter ihm war. O! ein heiterer Morgen in der schönen lebendigen Natur genossen, angeweht von dem Athem des Frühlings, ist das stärkendste Seelenbad, das es giebt. Allmächtig trat aber auch der Körper bey ihm wieder in seine Rechte, aus denen ihn die Liebe einige Tage lang verdrängt hatte. Die schnelle anhaltende Reise, die Erschütterung des heutigen Morgens, hatten ihn sehr entkräftet, er hatte, seitdem er früh ausgeritten war, nichts genossen, er fühlte sich müde und hungrig, fing an sich nach einem wirthbaren Hause zu sehnen, setzte seinen Rappen in Trapp und hielt ihn nicht eher wieder an, als bis ein Mittelding von einem Bären, wilden Schweine und Rhinoceros auf ein Aushängeschild gemahlt, ihn belehrte, daß er am Ziele seiner Wünsche sey.

Kann ich wohl, fragte er den herausstürzenden Wirth, wenn ich die Nacht hier bleibe, ein Zimmer für mich allein, und ein gutes reinliches Bette bekommen? „Steigen 'r Gnadn

nur ab, immer ſteigen Sie ab, Sie kennen den Wirth im ſchwarzen Naſhorn noch nicht, das hör ich; he! Hausknecht, wo bleibt denn der Schlingel, führ das Pferd in Stall und wart's gut ab, das ſag ich dir; à hübſches Rößchen, Gott behüt's, ene ſcherimante Abzeichnung. Na ich will 'r Gnaden immer nuf ins Stübchen führen, 's austapezirt 'r Gnaden, Sie können ſichs in Dreßen ſelbſt nicht beſſer wünſchen, Sie haben's im goldnen Engel nicht beſſer. Dorchen, Dorchen! den Schlüſſel in No. 4. —

Die Wirthin, ein kleines freundliches Weibchen, brachte den Schlüſſel, machte dem fremden ſchönen Herrn einen tiefen Knicks und wurde über und über feuerroth; der Wirth ging voran, eine Art von Hünerſteige hinauf, die aber ganz friſch geſcheuert und mit weißen Sande beſtreuet war, oben führte er unſern Helden über einen finſtern aber neu geweißten Gang und ſchloß die Stube auf, die recht nett und weit beſſer innerlich eingerichtet war, als

Ferdinand, dem Aeußerlichen des Gasthofs nach, erwartet hatte.

Das ist ja ein recht nettes Stübchen, sagte er freundlich, ich merke nun wohl, daß ich den Wirth und den Gasthof zum schwarzen Nashorn noch nicht gekannt habe.

Nicht wahr 'r Gnaden, hä hä, ja das glaub' ich wohl, aber ich laß mir's auch angelegen seyn; 'r Gnaden hätten die Wirthschaft sehen sollen, wie ich sie kaufte, ein Rattennest, sag ich Ihnen, 'r Gnaden, ein wahres Rattennest, aber ich und mein Dorchen, wir machten reene Arbeit; man muß doch nicht umsonst zehen Jahr in der Residenz gewesen seyn!

So! er ist also in der Residenz gewesen?

Ja 'r Gnaden, in Dreßen bey Herr Eichhofen im goldnen Engel, auf der millschen Gasse, ich war zehen Jahr Hausknecht dort, ich

wär' wohl noch dort, aber ich lernte da mein Dorchen kennen, die mit einer wendiſchen Herrſchaft nach Dreßen kam, wir wurden einander gut, und da nahmen wir unſer bischen Erſpartes, und da gerade die Wirthſchaft hier zu verkäufen war, ſo zogen wir hierher; mir war's im Grunde ganz recht, zu Ihnen zu ſagen 'r Gnaden, denn eigner Heerd iſt Goldes werth, ſagt man, und dann ſchniffelte auch noch mancher in 'n Treſſenhuth um mein Dorchen herum, daß mir's ganz warm vor der Stirn wurde.

Er hat es klüger gemacht als ich, ſagte Ferdinand halblaut mit einem tiefen Seufzer. Dann beſtellte er ſich eine gute Mahlzeit und machte dadurch auf Ein Mahl der Redſeligkeit des geſchmeidigen Wirthes, der in der Reſidenz den hohen Grad von Kultur erreicht hatte, ein erwünſchtes Ende.

Fünftes Capitel.

Der geſprächige Wirth zum ſchwarzen Nashorn ließ ſich die Ehre nicht nehmen, ſeinen vornehmen Gaſt bey Tiſche ſelbſt zu bedienen, wiewohl Ferdinand, dem an ſeiner Unterhaltung gar nichts lag, die Ehre ſehr gerne entbehrt hätte; da er es jedoch nicht ändern konnte, gab er ſich geduldig drein, aß und trank, was man ihm vorſetzte mit vielem Appetit, und ließ den Wirth reden, was und ſoviel er nur immer wollte. Als er abgegeſſen, und der Wirth den Tiſch wieder abgeräumt hatte, blieb der Letztere noch mit einem verlegen lächelnden Geſicht an der Thüre ſtehen, man ſahe es ihm an, dem Ehrenmanne, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und nicht recht mit der Sprache heraus wollte.

Will er noch etwas, lieber Mann, fragte Ferdinand endlich, als er gar keine Anſtalt zum Weggehen machte.

'r Gnaden ich hätte wohl eine Bitte an Sie, wenn Sie mir's nicht verübel auslegen wollen.

Im geringsten nicht, antwortete Ferdinand etwas ungeduldig, nur heraus mit der Sprache!

'ßt heute Kränzchen bey uns, die ganzen Honoratiores hier so aus der Nachbarschaft herum, kommen Nachmittags bey uns zusammen, 'r Gnaden würden mir eine rechte Freundschaft erweisen, wenn Sie mit darzu gehen wollten, es sind lauter scherimante Leute, 'r Gnaden können sich unten erlustiren, wie's Ihnen gefällig ist, een kleenes Spielchen machen, deutsch Solo oder Schermenzeln, oder auch bloß diskuriren, nach aller Liberteh, 'r Gnaden sind so, vor so einen schönen jungen Herrn gar nicht recht aufgeräumt, vielleicht werden Sie mir unten een bischen lustiger, da sind mitunter welche von den Herren, die gar schnakische Einfälle haben, 's wird oft gelacht, daß die

Fenster schüttern, und unser eens selbst mit-lachen muß; da ist der kleene Apotheker, den haben sie manchmal in der Klemme, mit dem giebt's immer so' e Späßchen.

Ich wäre viel lieber ungestört in meiner Stube geblieben, Gesellschaften aufzusuchen, ist meine Sache überhaupt gar nicht, lieber Mann, antwortete Ferdinand etwas verdrüßlich, auch bin ich gar nicht begierig, die Späßchen des kleinen Apothekers mit anzuhören.

J, nu! probirens 'r Gnaden nur, wenn Sie's nicht gefällt, der Rückweg steht Ihnen ja allemal frey, mein Dorchen hat mir's recht ans Herz gelegt, ich soll Sie zureden, Sie hat eigentlich hier herum so den ersten Einfall gehabt mit dem Kränzchen, und da ist es uns auch mit der Ehre wegen, 's ist doch schön, wenn's heißt: „Wird auch viel von Fremden besucht." Und dann ist auch een Buch unten, wo die fremden Herrschaften ihren Namen und

Charakter 'nein schreiben, damit's bekannt wird, und die Entree ist Sommer und Winter für Holz und Licht zwey Groschen.

Wenn es so ist, muß ich mich freilich entschließen hinzugehen, sagte Ferdinand lächelnd: wann kömmt denn die Gesellschaft zusammen?

I! 'r Gnaden können gleich jetzt hingehen, wenn Sie wollen, Sie können Cassee unten trinken, 'een und den andern von den Herren treffen Sie gewiß schon an, der kleene Apotheker war schon da, wie ich vorhin Butter und Käse ruf trug, der Conrektor und der Einnehmer sind nu gewiß unterdessen auch schon gekommen, das sind so immer die Ersten.

Hören's 'r Gnaden! der Conrektor das ist een gewaltig gelehrter Herre, der kömmt Sie gewiß gleich mit dem Buche entgegen, wo Sie sich 'nein schreiben sollen, der hat's immer mit Büchern, wenn er die Katze nich in der Hand

hat, und darnach der Einnehmer das ist een Politischer, hören Sie, der weiß Sie vieles, er hält's Intelligenzblatt mit, was in Dreßen vorgeht, weiß der.

Nun meinetwegen, so führe er mich hin, damit ich das alles selbst sehe, und nicht mehr zu hören brauche, sagte Ferdinand halb lachend, halb ärgerlich, und folgte dem Wirth, der voller Freuden, daß seine Beredtsamkeit endlich den Sieg davon getragen hatte, geschäftig voraussprang.

Sechstes Capitel.

Die Gesellschaft, die schon gröſstentheils versammelt war, und aus einigen sogenannten Kaufleuten, die mit Caffee, Zucker, Taback und Schwefelhölzchen handelten, einigen ehrlichen Bürgern, die zugleich Väter der nächsten Stadt waren, und alle Montage und Donnerstage sich über die Wohlfahrt der Gemeinde berathschlagten, dem Conrektor, dem kleinen Apotheker, und dem General-Accis-Unter-Einnehmer bestand, umringte bey dem Eintritt des Fremden neugierig den Wirth zum schwarzen Rashorn, und ziſchelte ihm die gewöhnlichen wichtigen Fragen, Ferdinands Stand und Charakter betreffend, ins Ohr. Da jedoch die Antworten des Wirths der Gesellschaft nicht befriedigend genug waren, so holte der Conrektor, den die Neugierde am meiſten reizte,

das in Franz-Band eingebundne Buch, in welches der Name und Charakter eines jeden Fremden eingetragen werden sollte, und das zunächst an der Thüre in einem Wand-Schränkchen aufbewahret wurde, heben, zog dann aus seinem gleichschenklichen Hute eine Feder hervor, die in der hintersten Krempe fest gesteckt war, zog aus der Westen-Tasche ein Dintenfaß von Horn heraus, drehete es auf, und trat mit einer höflichen Verbeugung, wobey er den rechten Fuß weit hinter den linken setzte, auf unsern Helden zu, der sich nach den ersten allgemeinen Höflichkeitsbezeugungen hinter einen kleinen Tisch zurückgezogen hatte, lächelnd die Bewegungen beobachtete, die seine Erscheinung in dem kleinen Zirkel hervorbrachte, und eben im Begriff war, eine Tasse Caffee hinter zu schlürfen.

. Sie werden gütigst verzeihen, fing der Conrektor räuspernd an, aber die Gesetze unserer Sozietät bringen es Ein Mahl so mit sich, daß

jeder Fremde, der uns die Ehre erzeigt, unſer Caſſino zu beſuchen, von uns erſucht wird, ſeinen Namen und ſeinen Stand in dieſes Buch zu ſchreiben. Das geſchieht in keiner andern Abſicht als, damit ſich die Geſellſchaft nach langer Zeit ihrer Gäſte noch mit Vergnügen erinnern kann, und da ich nun einer von den Vorſtehern bin —

So müſſen Sie auf die Geſetze halten, unterbrach ihn Ferdinand, nahm das Buch und ſchlug es auf: ich ſoll es einweihen wie ich ſehe, ſagte er lächelnd, als er das Buch noch ganz leer fand.

Es reiſen hier wenig Fremde durch, ſagte der Conrektor ganz kleinlaut.

Ich ehre die Geſetze der Geſellſchaft, und will recht gern den Anfang machen, antwortete Ferdinand, ergriff die Feder, die der Conrektor eintunkte, und ſchrieb: „Lieutenant Reinhold, in K. K. Dienſten.

Der Conrektor dankte ihm mit einer noch tiefern Verbeugung und las es laut ab.

Lieutenant Reinhold, ſagte der kleine Apotheker.

In kaiſerlichen Dienſten, wiederholte der Einnehmer, und ſchüttelte den Kopf.

Zweifeln Sie daran? fragte Ferdinand mit glühenden Wangen.

Im geringſten nicht, antwortete der Einnehmer etwas verlegen, aber —

Darf ich um Erklärung dieſes Aber's bitten?

Ich meine nur, ſagte der Einnehmer, und ſahe ſich dabey nach der übrigen Geſellſchaft um, daß wir da bald Feinde ſeyn möchten —

Feinde! rief Ferdinand beleidigt, indem er aufſtand, wir, die wir uns gar nicht kennen? Sie ſprechen in einem ſo räthſelhaften Ton, mein Herr, daß ich Sie um eine deutliche Erklärung bitten muß.

Der Conrektor machte einen langen Hals, der kleine Apotheker trat einen Schritt näher, die Rathsherren, die sich schon an den Spiel-Tisch gesetzt hatten, legten die Karte hin, und die Uebrigen sahen unverwandt auf die Sprecher. Der Wirth schob ängstlich die Mütze von einem Ohr zum andern.

Von uns beiden ist gar die Rede nicht, mein Herr Lieutenant, antwortete der Einnehmer, ich meyne den Kayser und den Churfürsten, meinen gnädigsten Herrn, daß es Krieg giebt, meyne ich.

Das ist etwas anders, sagte Ferdinand, der sich jetzt der Schilderung des Wirthes erinnerte, lächelnd, und setzte sich wieder nieder, in der Politik bin ich ein grosser Neuling.

Ja, fuhr der Einnehmer fort, mir schreibt der Hof-Conditor mein Vetter, daß unsere Leute zusammen gezogen würden, und daß die Allianz mit Preußen so gut als gewiß ist, und daß der Bayer Fürst todt sey.

Das wäre eine wichtige Nachricht, sagte der Conrektor, und legte den Finger an die Nase.

Wenn es auch wahr ist, sagte der kleine Apotheker, und lief an den Spieltisch.

Ey nu wie denn! schrie der Bürgermeister, wenns vom Hof-Conditor könnt?

Mein Vetter hat mir noch keene Lügen geschrieben, so wirds auch dies Mahl keene seyn, schrie der Einnehmer ganz erhitzt, was weiß aber so eine Rhabarber-Büchse —

Ich danke Ihnen für die Mittheilung dieser Nachricht, unterbrach Ferdinand den erhitzten Einnehmer, ich werde meine Rückreise nach meinem Standquartier so viel als möglich zu beschleunigen suchen, wiewohl es kaum acht Tage sind, daß ich es verlassen habe, wo man von dem Allen dort noch nicht das geringste wußte.

Ja meine Nachricht ist ganz neu, antwortete der Einnehmer wichtig, die allerneuesten

Erschei-

Erſcheinungen am politiſchen Horizonte erfahre ich von meinem Vetter den Augenblick.

Ad patrum! rief der kleine Apotheker, der indeſſen mit dem Conrektor den Spieltiſch zurechte gemacht hatte, mit großen Herrn iſt nicht gut Kirſchen eſſen, was gehn uns ihre Händel an!

Der redt wie ers verſteht, ſagte der Einnehmer mit einer verächtlichen Miene, und trat zu dem Spieltiſch.

Ferdinand verließ nach einiger Zeit unbemerkt das Zimmer, beſtellte bey der freundlichen Wirthin, daß man ihn um drey Uhr des Morgens wecken und ſein Pferd um vier Uhr bereit halten ſolle, warf ſich in Kleidern aufs Bette, und ſchlief ſchon hart und feſt, als der geſchäftige Wirth den Kerf zur Thüre herein ſteckte, um zu ſehen, ob es auch ſeinem vornehmen Gaſte an keiner Bequemlichkeit fehlte.

Siebentes Capitel.

Die Sonne war erst kurze Zeit über dem Horizonte, und die schöne waldige Gegend, mit dem Glanze des Morgenthaues geschmückt, lag schweigend und entzückend vor dem Blicke des Jünglings; er überließ sich seinen Träumereien, sobald er weit genug von dem Gasthofe entfernt war, um die durchdringende Stimme des Wirths nicht mehr zu hören, der ihm unaufhörlich glückliche Reise nachrief. Einigemal hielt er sein Pferd an, um den herrlichen Morgen und die Stille zu genießen, die ihn umgab. Auf der ganzen Landstraße entdeckte sein Auge keinen Wanderer, er glaubte sich allein in dem einsamen Walde, und die Stille um ihn her that seinem Herzen wohl; bald darauf aber erblickte er nahe an einer Quelle, die ohnweit der Landstraße von dem Felsen herabrieselte, einen jungen Menschen,

kaum erst dem Knabenalter entwachsen, der ein Stück trocknes Brod mit vielem Appetit verzehrte, und sich von Zeit zu Zeit mit seinem Huthe einen frischen Trunk aus der Quelle dazu schöpfte. Ferdinand sahe ihm von weiten zu; das offne, ehrliche, zufriedne Gesicht des jungen Menschen, das Wohlbehagen, mit dem er sein frugales Mahl einzunehmen schien, machte einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf ihn, er schämte sich zum ersten Mahle seines Kleinmuths: war er einst nicht eben so verlassen gewesen wie dieser arme Junge, und hatte er demohngeachtet nicht überall Freunde gefunden, blieb ihm nicht immer noch der Obrist, der so väterlich für ihn sorgte, und Amalie? Ja! rief er feurig aus, ich will Herr über meinen Mißmuth werden; überall ist die Erde schön; hier ist mein neues Vaterland, wo Amalie lebt, dort will ich die Undankbare vergessen; in Amaliens Umgange sind ich Ersatz für mein verlorenes Glück, ihr sanfter Trost wird meine Schmerzen lindern, und die Freundschaft dieses himmlischen Mäd-

chens wird die Wunde heilen, die mir die Liebe schlug. Bey diesen Worten war er dem jungen Menschen ziemlich nahe gekommen, der jetzt aufsprang, den Fußsteig von der Quelle herab kam, flink einhertrat und auf der Landstraße nach Adorf fort ging. Ferdinand folgte ihm in einiger Entfernung. Der junge Wanderer warf seinen Rock über die Schulter und sang, zwar nicht künstlich, aber doch mit einer reinen angenehmen Stimme:

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt.

Husch! husch! mit leichtem Sinn
Ueber die Fläche hin!
Schaffe sich Unverstand
Sorgen um goldnen Tand!

Gramgram ſieht alles grau,
Freude mahlt grün und blau;
Rings wo der Himmel thaut,
Frohſinn ſein Neſtchen baut!

Ueberall Sonnenſchein!
Gehts in die Welt hinein,
Wölbt dir der Baum ein Dach,
Rinnet zum Trunk der Bach.

Hin und her durch das Land
Friſche Luft, Freundes Hand!
Ehrlich und leichtes Blut,
Mädlein ich bin dir gut!

Leben, biſt doch ſo ſchön!
Wenn wir gleich abwärts gehn,
Immer hinab, hinab,
Immer hinab — ins Grab!

Ferdinand war jetzt, als der junge Sänger schwieg, und ihn mit seinen großen hellen Augen anlachte, dicht neben ihm; Ferdinand fühlte sich wunderbar ergriffen von dem fröhlichen Gesichte des jungen Menschen, und von seinem sanften rührenden Gesange. Der junge Wanderer grüßte ihn ehrerbietig, Ferdinand dankte ihm freundlich, ritt neben ihm her, und redete ihn an:

Woher des Landes? Kleiner, fragte er ihn;

Aus Schwaben, lieber Herr!

Du hast da ein hübsches Liedchen gesungen; hat dir das dein Vater gelehrt?

O nein! ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr, lieber Herr, sie sind lange todt; ich habs vorgestern von einem schönen Mädchen singen hören, die auch recht gut war; sie sah mich immer freundlich an, und gab mir von freien Stücken vollauf zu essen und zu trinken;

ich horchte auf alle ihre Worte, und weil sie's sang, hab ich mir's gemerkt.

Hast du so ein gutes Gedächtniß, Kleiner?

O ja! das hab ich wohl, unser Schulmeister sagte, ich hätte einen offenen Kopf, aber lehren wollte er mir doch nichts, weil ich ihm das Schulgeld nicht bezahlen konnte.

Wer hat aber für dich gesorgt, da du keine Eltern mehr hast?

Die Gemeinde, lieber Herr; dafür habe ich das Vieh hüten müssen.

So! Warum bist du nicht in deiner Heimath geblieben?

Nein! sagte der Junge mit blitzenden Augen, ich konnte nicht länger bleiben, sie warfen mir immer vor, daß ich Gnaden-Brod äße, schmähten meine armen Eltern noch im Grabe, daß sie mich zurückgelassen hätten, ihrem Dorfe zur Last; das konnte ich nicht länger

mehr anhören, da hab ich mich aufgemacht, bin fort gegangen, und will die Welt sehen, vielleicht nehmen sie mich anderswo besser auf, es giebt ja überall mitleidige Herzen.

Du wirst doch nicht etwa betteln wollen?

O nein! ich bettle nicht, ich will mein Brod schon verdienen, ich kann Körbe machen, und Vogelbauer und Fischreusen, ich kann Netze stricken, kann mit Pferden umgehen, kann einen ganzen Tag dreschen, wie der stärkste Mann, ohne müde zu werden; ich kann die Meile in einer Stunde laufen, wenn es seyn muß, o ich will mir gewiß mein Brod verdienen, nicht wahr lieber Herr?

Du kannst sehr viel, das muß man dir lassen, sagte Ferdinand lächelnd, kannst du auch lesen und schreiben?

Nein! antwortete er traurig, o wenn ich das könnte! —

Da wärst du ein gebergner Mann, nicht wahr?

O ja! da ging ich gleich zu einem Herrn in Dienste; so muß ich aber freylich wohl bey'm Bauer dienen, und vielleicht noch lange herum laufen, eh mich einer annimmt.

Wie so! hast du dich schon Einem angeboten?

Ach ja wohl! mehr als Einem, aber sie trauen mir nicht. „Es läuft jetzt so soviel lüderliches Gesindel herum, wer weiß, wo du her bist; marschier, wir haben selbst Leute genug." Das sind so die Antworten, die ich bekomme.

Glaubst du denn, daß dir's bey einem Herrn besser gehen würde?

Gewiß! denn ich würde sagen, wenn Sie mir nicht trauen, so schreiben Sie an meinen Geburtsort hin, da werden Sie hören, daß ich ein ehrlicher Junge bin; da würde er hinschreiben, und da würde es wiederkommen, daß ich

die Wahrheit geredt hätte, und dann würde er mich gewiß behalten.

Nun und dann?

O! dann wollt ich Alles thun, was ich ihm an Augen absehen könnte, dann sollt es ihn gewiß niemals gereuen, daß er mich angenommen hätte.

Wie heißt du?

Louis.

Louis? hast du nicht noch einen andern Namen?

Nein! Meine Eltern waren aus Frankreich, waren dort ausgetreten, und hatten sich in dem Dorfe niedergelassen, sie starben bald nach meiner Geburt, und da blieb ich denn dem Dorfe zur Last; Alles hieß mich Louis, wie mich meine Mutter geheißen hatte, aber ob ich noch einen andern Namen habe, konnten sie mir nicht sagen, sie mochtens wohl selbst nicht wissen.

Warum bist du denn aber nicht lieber nach Frankreich gegangen, da deine Eltern dort her waren?

Ja, lieber Herr, ich kann ja kein Französisch, und da hätt' ich mich doch wohl schämen müssen, wenn ich von Französischen Eltern geboren wäre und nicht Ein Wahl die Sprache könnte.

Du bist ein gescheidter Junge, du hast recht, der Grund ist nicht übel; überhaupt bleibst du einem keine Antwort schuldig, sagte Ferdinand, indem er ihn gütig ansah, du gefällst mir, Louis; wenn ich dich nun in meine Dienste nähme?

Der Junge starrte ihn an.

Wenn ich dich nun Lesen, Rechnen und Schreiben und auch Französisch lernen ließ, würdest du mir wohl gern und treu dienen?

Der Junge brach in ein Freudengeschrey aus. „O! von Herzen gern, rief er, und

Thränen rollten an ſeinen rothen Backen herab, der Himmel lohne Sie dafür, ich will Ihnen gern folgen, und überall hin: o, nun ſind alle meine Wünſche erfüllt, ich hab' einen guten Herrn, der mich was rechtſchaffenes lernen läßt, dafür ſegne Sie Gott!

Ferdinand war gerührt, die Freude des armen Jungen und das ſüße Gefühl, der Wohlthäter eines armen Verlaſſenen geworden zu ſeyn, verſetzte ihn in eine fröhliche und heitere Stimmung. Wie alt biſt du, Louis? fragte er ihn noch.

Sechzehen Jahr, lieber Herr, antwortete er.

Gut! ſagte Ferdinand, und zog ſeinen Geldbeutel, hier haſt du einen Gulden, Louis, dafür laß dir heute in dem erſten beſten Wirthshauſe eine gute Mahlzeit auftiſchen, und ſieh zu, wenn dir's nicht zu viel wird, daß du heute noch bis Adorf kommen kannſt, dort werde ich die Nacht bleiben, erkundige dich nur nach

mir, du wirſt mich ſchon finden. Morgen will ich ſchon ſehen, daß ich dich auf eine bequemere Art mit fortbringe.

O nein! lieber Herr, zu viel wird mir's nicht, heute verkürzt mir die Freude den Weg, ich werde gewiß nicht viel ſpäter nach Adorf kommen wie Sie.

Wir wollen ſehen, antwortete Ferdinand, und trabte davon. Kaum war er in Adorf angekommen und hatte ſich ein Zimmer anweiſen laſſen, als auch Louis ſchon nachkam und, ohne ans Ausruhen zu denken, das Pferd ſeines neuen Herrn beſorgte.

Achtes Capitel.

Ferdinand kaufte hier für wenig Thaler ein Ding, das einem Pferde glich, für seinen Louis, und machte sich mit Tages Anbruch wieder auf die Reise. Je näher er Leutmeritz kam, desto stärker wurde die Sehnsucht seines Herzens nach seinen Freunden; jetzt erinnerte er sich mit innigem Vergnügen aller kleinen Gefälligkeiten Amaliens, jedes Wort, das sie zu ihm gesagt hatte, schien ihm jetzt von Bedeutung zu seyn, und das Blut stieg ihm oft wider Willen ins Gesicht, über den Sinn, den sein Herz hinein zu legen suchte. Stundenlang ritt er jetzt schweigend und in sich gekehrt, und obgleich Louis ihn mit seinem fröhlichen Geschwätz aufzuheitern suchte, und hundert kindische Fragen an ihn that, so vermocht er es doch nicht; er hörte ihn gar nicht, andere Dinge beschäftigten seine

Seele. Als er endlich Leutmerin vor ſich ausgebreitet liegen ſah, trieb ihn ſein ungeduldiges Herz unaufhaltſam darauf zu, ſo daß ihm Louis mit dem armen abgematteten Thiere, das er ritt, kaum folgen konnte; Ferdinand war ſich die Urſache ſeiner Eile ſelbſt nicht recht deutlich bewußt, aber ich, der ich in ſeinem Herzen leſen kann, will ſie als ein aufrichtiger Autor weiter nicht bemänteln, ſondern meinen Leſern gewiſſenhaft anzeigen.

Graf Riancourt hatte einen Garten vor dem Thore, zu welchem Ferdinand herein reiten mußte, dort pflegte Gräfin Amalie die ſchönen Tage des Frühlings zuzubringen. Der Garten war ihre Schöpfung; aus einem wüſten Flecke, der nichts als einige abgelebte Pflaumen-Bäume trug, hatte ſie ein Eliſium hervorgehen laſſen, wo Mirthen und Roſen und Italieniſche Pappeln die Nelken- und Hyazinthen-Flur bekränzten, und wo auf der höchſten Terraſſe des Gartens, der ſich amphitheatraliſch

nach der Stadt zu erhob, ein einfaches Gartenhaus die herrlichste Aussicht auf das schöne Thal gewährte, in welchem Leutmeritz liegt. Dort saß Amalie oft mit ihrer Arbeit, und unter dem leichten Flor hob sich ihr Busen bey dem Genusse der entzückenden Aussicht; sie athmete leichter hier, wie in der eingeschränkten Stadt, aber auch wenn sie in einem Buche las, schweifte ihr freundlicher Blick oft über die todten Buchstaben hinweg, hinaus in die freie lebendige Natur, und hing an den grünen glänzenden Wiesen, von zahlreichen Heerden bevölkert, und an den dunkeln grauen Felsenmassen, die drohend in das Thal herabblickten und es begrenzten, wie die reiche Einfassung ein schönes Gemählde. Eine geheime Ahndung fromte den Jüngling an, noch vor dem Scheiden der sinkenden Sonne Leutmeritz zu erreichen, „sie wird dich schon von weiten kommen sehen, und darum etwas länger verweilen, flüsterte ihm die Hoffnung zu.“ Je näher er der Stadt kam, desto mehr strengte er seine

ne

ne Augen an; endlich glaubte er ſie zu erkennen, er ſah etwas weißes an den Fenſtern des Gartenhauſes, die, von den Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet, wie rothes Feuer brannten. Er ſprengte näher, er hatte recht geſehen, ſein guter Genius betrog ihn nicht, es war Amalie, die ihm entgegen trat.

Sind Sie es wirklich, Reinhold! rief ſie ihm ſchon von weiten zu, ſo geſchwind wieder zurück? hat Sie der Bediente meines Vaters getroffen? Sie ſchien ſich zu freuen, ſie lächelte ihn an, aber ihr Blick blieb umwölkt, eine ſanfte Schwermuth lag auf ihrer Stirn, und ihre Wangen waren bläſſer als ſonſt.

Ich finde die gnädige Gräfin nicht heiter, ſagte Ferdinand ſtockend.

Heiter! lieber Reinhold, ſie ſchüttelte den Kopf, ein Mädchen iſt weicher geſtimmt als ihr rohen Männer, euch beherrſcht nur die Gegenwart, wir blicken oft ängſtlich in die Zukunft.

Sollte Gräfin Amalie Urſache haben, ängſtlich der Zukunft entgegen zu ſehen?

Nun Sie kommen deswegen zurück und fragen noch? Der Krieg iſt ſo gut wie gewiß, die Armee zieht ſich bey Prag zuſammen, das Regiment hat ſchon die Ordre zum Marſch, ich kann meinen Vater, ich kann Freunde verlieren, bleibe einſam zurück, und Sie fragen noch?

Krieg! rief Ferdinand mit Feuer, es wäre wirklich wahr, nicht das Hirngeſpinnſt abergläubiſcher Politiker? ſagen Sie, Gräfin, es wäre wahr, wahr, wirklich wahr?

Und Sie können ſich freuen, und lieben — glücklich, und wohl ſchon verheirathet?

Das Letzte ſagte ſie langſam und leiſe, und zerriß einen Strauß von Maygloͤckchen an ihrer Bruſt.

Nein, gnädige Gräfin! Julie war untröſtlich uber meine Abreiſe, rief mich zurück, ich kam nicht gleich, ſie weinte eine Zeitlang, vergaß mich dann, und ich fand ſie — verheirathet, glücklich in den Armen eines Andern.

Amalie ſtaunte ihn an, eine hohe Röthe überzog ihre Wangen, unmöglich! rief ſie.

Gewiß Gräfin, antwortete er, was fällt Ihnen in meiner Erzählung auf? Nichts iſt ja natürlicher. Ich hätte es auch nicht geglaubt, aber meine Augen haben es geſehen, ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

Amalie ſchwieg, Ferdinand auch, ein Gemiſch von Freude und Theilnahme mahlte ſich auf ihrem Geſicht; lange ruhte ihr Blick auf dem Jüngling, dann reichte ſie ihm die Hand.

Auch Ferdinand betrachtete das ſchöne Mädchen, das, von den letzten Strahlen der Abendſonne beleuchtet, wie ein Engel in der Glorie des Himmels vor ihm ſtand, mit ſeelenvollen Blicken, Beide ſagten kein Wort, aber ihre Herzen verſtanden ſich: was ſie empfanden, entweihte kein Laut, er drückte ihre Hand ſanft, die ſie ihm gegeben hatte, und ſie ließ ihm die Hand und ſah ihn freundlich an; weiter fiel zwiſchen ihnen nichts vor.

Kommen Sie, Reinhold, sagte Amalie nach einer kleinen Pause, ich will meinem Vater das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, nicht länger vorenthalten, es ist so Zeit, daß ich nach Hause gehe, begleiten Sie mich. Sie gingen. Louis führte die müden Pferde langsam nach.

Neuntes Capitel.

Der Obrist empfing seinen Liebling, den er erst in einigen Tagen erwartet hatte, mit grosser Freude. „Na das ist brav! lieber Junge, daß du dich so bald wieder einstellst, wir marschieren, das weißt du, Christoph hat dirs doch gesagt, da brauch ich dich sehr nothwendig." Ferdinand benahm ihm den Irrthum, versicherte ihn, daß er den Bedienten, der ihn verfehlt haben müsse, gar nicht gesehen habe, und erzählte ihm mit kurzen Worten seine Geschichte. Der Obrist schwieg einen Augenblick, dann nach einer kleinen Pause reichte er ihm die Hand:

„Nun wenn Sie alles verläßt, ich gebe Ihnen mein Wort, Neuheld, ich will Sie nicht verlassen; ich habe mir längst einen Sohn gewünscht, brav und arrsmüthig, unverdorben an Leib und Seele wie du, so sey du es denn, den mir der Himmel zugeführt hat, als sein Geschenk will ich dich dankend empfangen. Na! fuhr er fort, als der gerührte Ferdinand sprechen wollte, verlier mir da kein Wort, es bleibt unter uns beym Alten, du wohnst wie sonst in meinem Hause, und hast vor wie nach die Oberaufsicht über Alles; deine Feld-Equipage magst du nun auch mit besorgen; nun so ach und laß dir wieder Alles übergeben, aber sieh mir ja zu, daß es uns Beiden an nichts fehlt. Ferdinand verließ das Zimmer, im Abgehen warf er noch einen flüchtigen Blick auf Amalien und sah, daß sie, die bey seinem Gespräch mit ihrem Vater ganz unbefangen am Fenster gestanden hatte, sanft weinte, und ihre Thränen zu verbergen suchte. Ferdinand bis ins Innerste erschüttert und bewegt, warf die Thür zu und eilte die Trep-

ye hinab, seine Wangen glühten und seine Hand zitterte, er war wie außer sich, er empfand sein Glück und faßte es nicht, sein Herz fühlte Amaliens Liebe, aber seine Vernunft stellte ihm tausend Zweifel entgegen; er schlich umher wie ein Träumender, und widersprach sich überall in seinen Anordnungen. Die Leute des Obristen, die in ihm nur den besonnenen jungen Mann kannten, sahen ihm erstaunt nach und schüttelten die Köpfe. So wie Ferdinand das Zimmer verlassen hatte, flog Amalie an die Brust ihres Vaters, umschlang ihn mit ihren Armen, legte ihre heiße Wange an die seinige und benetzte sie mit ihren Thränen.

Worüber weinst du Amalie? sagte der Obriß sehr ernst, ist es möglich, daß das adeliche Herz meiner Tochter einer solchen Empfindung fähig seyn kann? Laß mich meine Tochter nicht für unedel halten, geh, verlaß mich, sammle dich und laß mich nie wieder solche Thränen sehen.

Amalie verließ ihren Vater mit blutendem Herzen, sie hielt ihre Thränen zurück, aber so

bald ſie allein war, floſſen ſie unaufhaltſam. Sie glaubte ihre Liebe entdeckt und von ihrem Vater verdammt. • Beide verſtanden einander nicht, der alte Obriſt, der das Herz ſeiner Tochter nicht kannte, hielt für Neid, was der Ausbruch verhaltner Liebe war; daher entſtanden ſeine Aeußerungen, die Amalie, die ſich verrathen glaubte, von dem Stolz ihres Vaters herleitete.—

Immer lebhafter, immer kriegeriſcher wurde es jetzt in Leutmeritz, das Feld-Proviant-Amt kam dahin zu liegen, die Beurlaubten trafen bey der Escadron ein, Ordonanzen flogen hin und her, das Regiment wurde in der Nähe von Leutmeritz zuſammen gezogen, faſt täglich war das ganze Corps Offiziers in der Stadt, alle Tage der gröſte Theil davon bey dem Obriſten verſammlet, Ferdinand und Amalie ſahen ſich nur in groſer Geſellſchaft; kein Wort, keine Miene verrieth den Zuſtand ihrer Herzen. Auch ihren Garten konnte Amalie, die jetzt immer die Wirthin machte, wenig oder gar nicht beſuchen, und auch da hätte Ferdinand, deſſen Zeit jetzt wirklich

sehr eingetheilt war, sie nicht aufsuchen können. Die Marsch-Ordre kam, der Tag des Ausmarsches rückte heran, immer noch fanden sie keine Gelegenheit, sich zu sprechen. Der von vielen gefürchtete, von manchen ersehnte Tag brach an, Ferdinand hatte schon am frühen Morgen mit den Packwägen des Obersten zu thun, dann mit sich selbst, mit seinem Zuge, dann war Amalie bey ihrem Vater; immer näher kam der Augenblick des Abmarsches, und noch hatte er sie nicht allein sprechen können. Die Pferde des Obersten wurden vorgeführt, schon saßen einzelne Dragoner in den Gassen auf den Pferden, Louis neu gekleidet auf einem schönen Fuchs einen Goldfalken zur Hand; jauchzte laut auf. Die Trompeter bliesen, die Escadron versammelte sich auf dem Markte, der Oberste stieg aufs Pferd, und ritt nach dem Markte zu, da sprengte Ferdinand von der Escadron weg, nach dem Hause des Obersten, als wenn er etwas vergessen hätte; im Nu war er vom Pferde, er flog die Treppe hinauf, auf der Mitte der

Treppe sank Amalie in seine Arme. Ohne Verabredung hatten Beide sich diesen Augenblick, den letzten, verhehlen, ohne Verabredung sich Beide errathen. Er drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen, Amalie, rief er im Ausdruck der zärtlichsten Liebe, ewig treu, stammelte sie, riß sich los und verschwand. Einen Augenblick blieb er stehen, folgte ihr mit seinen Blicken im Nachgefühl der seligsten Empfindung, dann sprang er die Treppe hinab, warf sich aufs Pferd und jagte zur Eskadron zurück. Die stolze Freude, das Entzücken der Gewißheit geliebt zu seyn, von ihr, von Amalien geliebt zu seyn, mahlte sich auf seinen brennenden Wangen und in seinen leuchtenden Augen, gab allen seinen Bewegungen Ausdruck und Leben, und zeigte sich unverkennbar in dem Feuer, mit dem er den Pallasch schwang.

Verbesserungen.

S. 13. Z. 3. für und lies und
— 14. — 2. für Geschichten lies Geschichte.
— 16. — 5. für Mann, lies Manne.
— 16. — 8. für ahnen, lies ahnden.
— — — 9. für schnellen, lies plötzlichen.
— 18. — 3. für Weichers, lies Weihers.
— — — 16. für Weichers, lies Weihers.
— 20. — 8. für Weichers, lies Weihers.
— 21. — 1. für Weichers, lies Weihers.
— — — 1. von unten für Weichers, lies Weihers.
— 29. — 6. v. unt. für sie, lies sich.
— 33. — 4. v. unt. für Weichers, lies Weihers.
— 34. — 11. für lehren, lies lernen.
— 38. — 3. v. unt. Händedruck dieß, l. Händedruck, diese.
— 39. — 2. von unt. für Greine, l. Greiner.
— 41. — 9. von unt. für Wildnesen, lies Wildensee.
— 47. — 13. und 21. für Waldensen, lies Wildensee.
— 48. — 2. v. unt. s. Waldensen, lies Wildensee.
— 61. — 13. 14. für wann, lies wenn.
— 67. — 8. für vor, lies für.
— 83. — 6. v. o. hinter Complimenten ein Comma
desgl. Z. 8. v. hinter schöner, gebildeter.
— 88. — 1. v. u. l. mußte.
— 89. — 1. v. o. l. verbergen.
— 91. — 9. v. o. l. unglückweissagenter.
— 100. — 8. v. o. hinter Mördergrube ein Comma.
— 135. — 2. für ver, lies für.
— 140. — 7 v. u. l. den
— 144. — 4. v. unt. für ahnen, lies ahnden.
— 147. — 5. v. u. l. ihrem.
— 160. — 1. v. o. l. meinem
— 169. — 12. v. o. hinter Julie ein (!).

Ferdinand,

ein Roman

von

August von Thümmel.

Zweyter und letzter Theil.

Leipzig, 1805.
bey August Lebrecht Reinicke.

Ferdinand

ein Roman

von

Auguſt von Thümmel.

Zweyter und letzter Theil.

Ferdinand.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Mit wundem Herzen, mit thränenſchweren Augen riß ſich Amalie von den Armen des liebenden Jünglings los, die ſie feſt umſchlungen hatten, das Feuer ſeiner Küſſe brannte auf ihren Lippen, geſchwinder ſchlugen ihre Pulſe, ihre Knie zitterten, Schauer der Wehmuth ergriffen ſie, mit bebenden Schritten erreichte ſie ihr Zimmer. In der

Mitte des Zimmers blieb sie stehen, ängstlich blickte sie um sich her, bange Ahndungen erwachten in ihrer Brust, schwer lag der Trennungs Schmerz auf ihrer Seele, wie wenn von der Phantasie gebildet, im Fiebertraum ein Gespenst der Nacht des holden Mädchens Herz belastete. Trompeten schmetterten! Sie ermannte sich und trat ans Fenster; auf eine neue harte Probe wurde ihre Standhaftigkeit gestellt. Geschmückt mit grünen Reisern, freudig als gieng es zum Tanze, zog die lange Reihe männlich schöner Krieger unter ihrem Fenster vorüber, ihr alter ehrwürdiger Vater an der Spitze, Ferdinand mit Augen voll Liebe zu ihr herauf blickend, mitten unter ihnen. Sie riß das Fenster auf, und durch Thränen lächelnd, rief sie, die Tochter eines Helden, selbst Heldin, mit fester Stimme ihrem Lieben noch ein freundliches Abschieds-Wort zu. Segenswünsche folgten dem Regiment, die Hälfte der Einwohner von Leutmeritz begleitete die Abziehenden eine

Strecke Weges, einsam blieb die Stadt, eine Stille, wie im Grabe herrschte überall; das Gefühl, allein zu seyn, wurde Amalien zu peinlich, der eingeschränkte Raum des Zimmers ihr zu enge, sie mußte hinaus ins Freie, uneingeschränkt, in ungemessenen Räumen die Blicke frey umher schweifen lassen. Unter den dunkeln schattigten Linden, bey den duftenden Blumenbeeten ihres Gartens wurde ihr wohler, mit lebhaften Schritten erstieg sie seine äußerste Höhe, vor ihr lag das schöne Thal, vom Strahl der Morgensonne beleuchtet; schon wegte der Krieger stattlicher Zug jenseits an den Bergen hin, schon war die Entfernung so groß, daß ihre nacheilenden Blicke nur mit Mühe die Gestalten noch festhalten konnten, dennoch strengte die Einsame ihre Augen an und fand in dem verlängerten Nachsehen einen schmerzlich süßen Genuß; lange stand sie so da unbeweglich, bis ein aufsteigender Nebel die ganze Gegend in einen magischen Schleier hüllte,

der die Strase längst der Bergkette hin, ihren spähenden Blicken entzog. Jetzt sank ihr der erkünstelte Muth, auch in ihrer Seele gewann der Nebel des Trübsinns die Oberhand, es war ihr, als sey sie in eine grauenvolle Wüste gebannt, abgestorben schien ihr das liebliche Grün um sie her und die laue Morgenluft kalt, wie die Empfindung, die gleich einem Fieberschauer ihr Inneres durchzitterte. Sie sank ermattet auf eine Rasenbank, ein Gewühl dunkler Locken fiel über ihr blasses Gesicht herab und beschattete die hellen Perlen, die ihr einzeln die Wangen herabrollten und wie Morgenthau, den Flor ihres Busentuches benetzten; sie beschloß bey sich, den ganzen Tag allein in dem Garten zu zubringen, ohne Zeugen hier ihrem Kummer nachzuhängen, ungestöhrt sich auszuweinen, um dann mit mehr Fassung wieder unter andere Menschen treten zu können, die fast immer des Herzens heiligste Gefühle, die sanften Regungen der frommen Freundestreue

nicht verſtehen und oft Thränen der Trennung geweint, belächeln, miſsdeuten, oder verſpotten. Es war der Armen nicht vergönnt. Ein alter Bedienter ihres Vaters, den er bey ihr zurück gelaſſen hatte, kam ihr nach; er meldete Madam Wieſchel, die Kammerfrau ihrer Tante, der Feldmarſchallin, bey ihr an, und überreichte ihr ein Schreiben von der Hand ihres Vaters, an ſie gerichtet. Sie erblaßte, öffnete zitternd den Brief, der, wie ihr eine geheime Ahndung weisſagte, mit der plötzlichen Ankunft der Kammerfrau im Zuſammenhang ſtand. Ihre Ahndung betrog ſie nicht. Graf Riancourt, der die Abneigung ſeiner Tochter gegen einen Aufenthalt bey der Gräfin Trattenheim, die Amalie nie beſonders geliebt hatte, recht gut kannte, hatte in aller Stille an ſeine Schweſter geſchrieben und ihr den Tag beſtimmt, an dem ſie die junge Gräfin abholen laſſen ſollte. Zwar hatte ſich Amalie von ihm die Erlaubnis erbeten, während des Krieges auf

einem seiner Güter in Mähren zu wohnen, sie liebte das Gut, das in der angenehmsten Gegend lag, besonders; dort wollte sie für sich leben, sich an dem fruchtbaren Land, an den treflichen Aussichten, an den Reizen der Natur erquicken, wie der freie Vogel, der von einem Baume zu dem andern schwärmt; aber es war einmal nicht üblich, die Konvenienz, das Sklavenseil, an dem die Menschen ziehen, erlaubt einem jungen Mädchen nicht, allein zu wohnen. Auf die Meinung der Menschen, auf das, was sie schiklich nennen, hielt der Oberste wie auf die zehn Gebote Gottes. Er gestand Amalien aufrichtig, er fürchte sich mehr für ihre Thränen, wie für die Kugeln einer feindlichen Batterie, darum habe er ihr seinen Plan verschwiegen, doch sey er von seiner gehorsamen Tochter überzeugt, sie werde die Nothwendigkeit seiner Einrichtung einsehen und ohne Widerwillen seine Befehle befolgen. —

Amalie ließ den Brief fallen, und hielt ſich mit beyden Händen die Augen zu, als wenn ſie alle unangenehme Ereigniſſe der Zukunft mit einem undurchdringlichen Schleier bedecken wollte. „Ach!“ rief ſie ſchmerzlich aus, „ſie ſind dahin, die Tage meines Glückes, wie die Welle im Thal die Blümchen mit fortreißt, ſo verſchlang ſie der Strom der Zeit unaufhaltſam.“

Sie verſank in ſchwermüthig düſtre Träume, aus denen ſie endlich die Stimme der Kammerfrau weckte.

„Ich kann meine Sehnſucht nicht länger unterdrücken,“ rief ihr Dame Wiſchel ſchon von weiten im ächt wieneriſchen Dialekte zu, „meine gnädige Gräfin zu ſehen und ihr die Hand zu küſſen.“

Amalie ſtrich ſich die dunkeln Locken aus dem Geſicht, trat ihr ſchnell gefaßt entgegen und begrüßte ſie ziemlich freundlich.

„J! du mein Herr Gott! wie ſchön, wie engelſchön die gnädige Gräfin geworden ſind,

was nicht ein Paar Jahre thun können. Viel stärker, viel gesünder, viel voller, das wird bey ihro hochreichsgräflichen Exzellenz, der gnädigen Tante, eine Freude geben."

Die junge Gräfin erkundigte sich mit unterdrückter Empfindlichkeit nach dem Befinden der alten Exzellenz, nahm, da es einmal nicht zu ändern war, so gut als es ihr gelingen wollte, eine heitere Miene an und versicherte der Kammerfrau, daß sie bereit sey, Morgen mit ihr abzureisen. Der Abschied von dem Elisium, das ihre Freyhand hier aus einer Einöde erschaffen hatte, gieng ihr sehr nahe, an jedem Blümchen, das zu ihren Füßen seinen Blütenkelch öffnete, an jedem fruchtbar prangenden Baum hieng der letzte scheidende Blick ihres nassen Auges und bis zum Thore hin, sah sie sich noch oft nach des Gartens freundlichen Bäumen um: die schönsten Stunden in Lentmerith hatte sie in seiner Einsamkeit verlebt, jedes drückende Verhältniß dort vergessen und der süße Ge-

nuß der Natur mit allen ihren hohen Reizen, der schönsten Aussicht auf das lieblichste Thal, hatte hier oft ihr Herz gestärkt, ihre Brust erweitert und Heiterkeit und Ruhe ihrer Seele wieder gegeben. Der Tag verging schnell unter Abschiedsbesuchen und Anstalten zur Reise; nach einer langen schlaflosen Nacht fuhr sie mit der Kammerfrau und ihrer treuen Justine, aus Leutmeritz. Die Trauer über ihre schnelle Abreise war allgemein, der Seegen des Unglücklichen, dessen Elend sie gemildert, das stille Dankgebet des Armen, den sie zu neuer Thätigkeit ermuntert hatte, die Thränen ihrer Freunde folgten ihr nach. Amalie hatte grose Erfahrungen in dem geringen Zeitraum von zwei Jahren gemacht, ihr Herz so manche Erschütterung erlitten, Leutmeritz war die Wiege ihrer Liebe, der erste Keim ihrer Neigung zu Ferdinand hatte sich hier entfaltet und zärtlich hatte sie die junge Blüte gepflegt. Warum muste erst der Kummer den edlen Jüngling und das sanfte

Mädchen, zwey so verwandte Seelen, zusammen führen, sich dann erst kennen und lieben lehren, als es zu spät war, sich zu genießen und schon die Trennung ihrer wartete, die mit rauher Hand den Keim wieder erstickte und die Blüte zerstörte. — Madam Wieschel suchte unter Weges alles hervor, die junge Gräfin aufzuheitern und sie angenehm zu unterhalten, aber dessen ungeachtet gelang es ihrer Geschwätzigkeit nur selten, ihr ein Lächeln abzugewinnen; erbittert über den schlechten Erfolg ihrer Bemühungen schwieg sie endlich gar still und überließ die freier athmende Amalie ungehindert ihren eigenen schwermüthigen Betrachtungen. Da sie Tag und Nacht reisten und überall die Postpferde bestellt fanden, so kamen sie schon den dritten Tag Abends zwischen sechs und sieben Uhr auf dem Landgute der Feldmarschallin in der Nähe von Deutschlands Hauptstadt und der Residenz seines Kaisers an. Das Schloß der Gräfin, im altgothischen, aber edeln Styl

erbaut, lag in einer kleinen Entfernung von dem Dorfe auf einem anmuthigen Hügel; ein drohender Wall, ein tiefer gemauerter Graben, Ueberreste, die von der Macht und dem Heldensinn der älteren Besitzer des Schlosses zeugten, umgaben es, eine rasselnde Zugbrücke führte in seinen innern Hof. Das Getöse des Wagens auf der Brücke, die unter seiner Schwere ächzte, vermehrte Amaliens Bangigkeit und ihr Gefühl glich dem eines Gefangenen, hinter dem sich das knarrende Thor langsam schließt, das ihn auf immer von seinen heimathlichen Fluren trennt, von allen süßen Banden des Daseyns und Wirkens losreißt und ihn des Menschen köstlichsten Schatzes, der Freyheit, beraubt.

Zweytes Kapitel.

Eine Menge schöner und glänzender Wagen, die vor dem Hause standen, fielen Amalien zuerst in die Augen, dieser unerwartete Anblick befremdete sie nicht wenig, zwey Bedienten in reicher Liverei sprangen herzu, öffneten den Kutschenschlag und hoben sie ehrerbietig heraus; sie fand den Vorsaal, einem Beete farbiger Tulpen gleich, von Bedienten aller Art im bunten Gemisch angefüllt, ihre Verwunderung stieg bey dieser hier so seltenen Erscheinung; als aber ihre Tante ihr bis in den Vorsaal mit offenen Armen entgegen kam, sie mit herzlicher Freundlichkeit bewillkommete und vor allen diesen Menschen auf das zärtlichste umarmte, erreichte sie den höchsten Gipfel. Dabey gab dieser Empfang Amalien aber auch große Freude und fröhlichere Bilder verdrängten die ängstlichen Vorstellungen in ihrer Seele, wie sich düsteres

Nebelgewölk vor heitern Sonnenstrahlen zerstreuet. Was ist hier vorgegangen? dachte sie, das öde Schloß finde ich bevölkert, die kalte murrische Tante zuvorkommend und freundlich, ist es Zauberey, was diese unbegreifliche Veränderung hervorgebracht hat?

Armes Mädchen! Dein Gefühl betrog dich nicht, wohl hatte ein mächtiger Zauberer die Hand hier im Spiele, den bösen Geist der alten Fee gebannt und sie mit unsichtbaren Netzen umstrickt, auch schon bis zu dir reichen die verborgenen Fäden — Doch wir wollen der Zukunft die Hülle nicht entreißen, der Geschichte nicht vorgreifen und die Aufmerksamkeit unserer Leser nicht von ihr abziehen.

Die Feldmarschallin, die Amaliens Verlegenheit bemerkte, sie besorgt nach der Ursache fragte, und von der Antwort der jungen Gräfin, die ihr Reisekleid vorschützte, befriediget zu seyn schien, nahm sie liebreich bey der Hand und führte sie selbst auf das Zimmer, was sie

ſchon einmal bewohnt hatte und nun wieder bewohnen ſollte. Ein neuer überraſchender Anblick für ſie, es war während ihrer Abweſenheit auf das zierlichſte eingerichtet und mit einer geſchmackvollen Tapete bekleidet worden, auf welcher das Auge mit Wohlgefallen ruhte. Hier erkundigte ſich die alte Gräfin mit viel anſcheinender Theilnahme nach der Geſundheit ihres Bruders, ſchien von Amaliens Dank für die angenehme Überraſchung mit ihrem Wohnzimmer, ſehr gerührt zu ſeyn, und bat ſie recht dringend, ſo bald als möglich zu der Geſellſchaft zu kommen, die ihr zu Ehren gebeten worden ſey, und ihrer Ankunft ſchon lange mit Ungeduld entgegen geſehen habe.

„Doch mein Kind," endete ſie ſchmeichelnd und ſtreichelte Amalien die glühenden Wangen, „wenn du dich von der Reiſe zu ermüdet fühlſt, ſo will ich auf das Vergnügen Verzicht leiſten, dich heute noch meinen

Freunden vorzustellen, die Gesundheit meines lieben Mädchens geht mir über Alles."

Amalie, bey der diese Honigworte gar glatt hinab glitten, küßte ihr die Hand und versicherte ihr scherzend, Madam Wiesel habe sie unterweges so oft im Schlummer geplaudert, daß sie sich getraue, die ganze Nacht aufzubleiben, ohne daß ihr der Schlaf in die Augen kommen solle. Die Feldmarschallin küßte sie auf die Stirn und verließ sie alsdann mit der gut gemeinten Ermahnung, nicht etwa im völligen Anzug, sondern so einfach als möglich gekleidet, im Saal zu erscheinen, eine Sache, die sich Amalie nicht zweymal wiederholen ließ.

Amalie war über den ganzen Auftritt so verwundert, daß sie es ihrer Kammerjungfer nicht verbergen konnte. —

„Gewiß," sagte Justine, indeß unter ihren geschmeidigen Fingern die Locken schöner sich bildeten, die sie mit Perlen künstlich durch-

flecht, „gewieß, gnädige Gräfin, lebt die alte Dame nicht lange mehr, denn wenn eine so gar große Aenderung mit dem Gemüthe vorgeht, iſt es ein gewiſſes Zeichen, daß man bald ſtirbt.“

Amalie lachte.

„Du machſt die Leute gleich todt,“ ſagte ſie; „das Inſtrument wird ſich ſchon wieder verſtimmen.“

„Und die Gäſte,“ fuhr Juſtine fort; „Sie wiſſen, gnädige Gräfin, daß ſie ſonſt Niemanden bey ſich ſah, denn wir ſind Gott Lob, hier zehen Jahre allein geweſen.“

„Vielleicht,“ antwortete Amalie, „iſt ſie in der Einſamkeit geſelliger geworden. Wie ich hier war, hatte ſie doch mich, und immer an mir etwas zu kritteln und zu tadeln; das machte den größten Theil ihrer Unterhaltung aus. Wie dieſe wegfiel, hat ſie wahrſcheinlich allein zuviel Langeweile gehabt, hat Menſchen geſucht, iſt bekannter geworden und

giebt nun auch Gesellschaften, wie andre Leute ihres Standes; denn daß es mir zu Ehren nicht ist, bescheide ich mich gern."

„Und ich glaube," antwortete das Mädchen mit einem schelmischen Blick, „daß es gerade ihnen zu Ehren geschieht, gnädige Gräfin; die alte Exzellenz will mit ihnen Staat machen, und wer weiß, was sie sonst noch im Schilde führt."

Die junge Gräfin, der diese Wendung des Gespräches unangenehm war, brach es ab, sprach von etwas Anderm, und eilte so sehr mit ihrem Anzuge, daß sie nach dem Verlauf einer Stunde zu der Gesellschaft gehen konnte, wohin sie die Neugierde eben so sehr, wie die Gefälligkeit gegen ihre Tante trieb. Amaliens Eintritt in den Saal erregte ein allgemeines Geflüster, alle Damen bis auf einige alte und vornehme standen zu ihrem Empfang auf, alle Blicke waren auf sie gerichtet; der Gedanke, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu seyn, erhöhte

das Inkarnat ihrer Wangen und vermehrte das Klopfen ihres Herzens. Diese kleine Verlegenheit gab ihrer hohen königlichen Gestalt eine unbeschreibbare Anmuth, machte des Feuer ihrer Augen, die sonst stolz um sich schauten, und sich jetzt hinter die langen seidenen Wimpern zurückzogen, noch unwiderstehlicher und erhöhten augenblick den Liebreiz ihres ganzen Gesichts.

Die Feldmarschallin stellte sie nun mit grosser Beredsamkeit ihren Gästen im Allgemeinen vor, und fieng dann bey den vornehmsten Damen wieder einzeln an, wobey Amalie mit Freundschaftsversicherungen überhäuft, von Liebkosungen bald erstickt und mit leeren Fragen halbtodt gepeinigt wurde, kurz eine sehr saure und langweilige Viertelstunde zu überstehen hatte. Endlich wurde sie erlöst, die alte Gräfin trug ihr auf, den Thee einzuschenken, um sich zum ersten Male gleich öffentlich als Tochter vom Hause zu zeigen. Sie antwortete mit einer aller-

liebsten Verbeugung und setzte sich, ihren Auftrag auszurichten; kaum hatte sie sich aber wieder etwas erholt, als sie nun auch von der männlichen Jugend umringt wurde, von der sich ein jeder bemühte, ihr etwas Angenehmes zu sagen und von ihr bemerkt zu werden. Sie warf nur dann und wann einige flüchtige Blicke auf die Umstehenden, beschäftigte sich mehr mit dem Thee und den Tassen, als mit ihnen, und antwortete meistens sehr einsylbig, was ihr die Bescheidenheit eingab. Nach und nach verlor sich die neugierige Menge wieder, da sie Amalien zum Sprechen nicht aufgelegt fand, und in ihrer Nähe blieben nur noch zwey junge Männer, wovon der Eine dicht vor ihr stehen blieb, und ohne sich, wie es schien, im mindesten mit ihr abzugeben, in einer nachlässigen Stellung mit der Quaste seines Stockbandes spielte, der Andere aber etwas entfernter hinter ihrem Stuhle stand. Amalie, der das Betragen des Ersten nicht wenig auffiel, war

im Begriff, ihn zu bitten, ſich einen andern Standpunkt zu ſeinen wichtigen Entdeckungen an der Stockgaſſe zu wählen, als er, da eben kein Bedienter in der Nähe des Theetiſches war, ſich auf einmal mit einer verbindlichen Verbeugung zu ihr hinwandte und ihr mit einer ſehr ſanften einſchmeichelnden Stimme ohngefähr folgende Worte zuflüſterte:

„Ich habe mit Fleiß den Augenblick abgewartet, wo ſie allein ſind, reizende Gräfin, um ihnen einen Reuigen vorzuſtellen, der ihre Verzeihung erflehen will, ihren Zorn fürchtet und mich deshalb zum Vermittler bey ihnen gewählt hat. Ich kann ihm, ſo ſehr ich ſein Unrecht auch fühle, nicht dankbar genug ſeyn, weil er zuerſt in mir den Wunſch erregte, die Krone aller Frauen kennen zu lernen.“

Amalie ſah den Sprecher kalt und ſtolz ins Geſicht, um ihn mit einem einzigen ſtrafenden, verachtenden Blick aus ihrem großen dunkelblauen Auge zum Schwei-

gen zu bringen; der junge Mann aber, der dadurch gar nicht aus seiner Fassung kam, fuhr lächelnd fort:

„Ich sehe, sie haben mich nicht verstanden, Gräfin; ich muß also wohl, um nicht noch einmal von den Augen verdammt zu werden, die nur zum Segnen geschaffen zu seyn scheinen, den armen Sünder selbst herbey bringen, nur bitte ich die liebenswürdige Gräfin Riankourt, sich bey seinem Anblick zu fassen."

Hierauf nahm er schnell jenen, der hinter dem Stuhle stand und Alles mit angehört hatte, bey der Hand und führte ihn gerade vor Amalien hin. Sie sah auf, staunte ihn an, veränderte plötzlich die Farbe, erkannte Woronzow, stieß einen lauten Schrey des Entsetzens und Schreckens aus, und ließ die Tasse, die sie eben in der Hand hatte, auf den parkettirten Fußboden fallen. Die Damen sprangen erschrocken von ihren Sitzen

auf, und alles eilte und drängte sich zu dem Theetisch, um zu sehen, was Amalien begegnet sey. Zorn leuchtete aus ihren Augen, sie zitterte noch für Schrecken, die höchste Verlegenheit machte sie sprachlos und überzog ihre Wangen mit einer brennenden Röthe. Der junge Mann, der an ihrer Seite stehen geblieben war und sich, während die ganze Gesellschaft sich um Amalien versammelte, an ihrem Anblick geweidet, und, wie es ihr schien, an ihrer Verlegenheit ergetzet hatte, nahm sogleich das Wort:

„Ich muß," sagte er mit einer sehr anständig geschmeidigen Verbeugung, „die Nachsicht der gnädigen Damen meiner Ungeschicklichkeit wegen, die diesen allgemeinen Aufstand verursacht hat, in Anspruch nehmen. Ich war unglücklich genug, die Gräfin so empfindlich auf den Fuß zu treten —

„Ah! la pauvre enfant," schrie die Fürstin A . . . und umarmte Amalien.

„Waiter niks," murmelte die alte Oberstin B * * *. „Ich bin holter oft von Männern getreten worden, ohne daß es holter so in Lärmen abgegeben hat."

„Auf Redoutten wohl?" sagte das Fräulein von C * * *, die es gehört hatte, schalkhaft, weil der alten zänkischen Frau schon seit vielen Jahren kein Mann zu nahe kam.

„Mein Gott, mon neveu," sagte die Feldmarschallin zu dem jungen Manne, „sie haben uns Alle und besonders mich, ihre Tante, unglaublich erschreckt, meine Nerven haben dadurch furieusement gelitten."

„Ich gestehe meinen Fehler," antwortete er lächelnd.

„Einem halben Franzosen, wie sie sind, ist so etwas gar nicht zu verzeihen."

Er war erst kürzlich aus Paris zurückgekommen.

„Es ist wahr, gnädige Frau, es ist nur zu wahr," antwortete er zum Schein sehr ernsthaft, „ich muß mit Franz dem

erſten ausrufen: helas! Madame tout est perdu." —

Hierauf küßte er ihr die Hand, führte ſie wieder zum Kanapee, und näherte ſich, wie alles wieder ruhig geworden war, Amalien ſehr ehrerbietig.

„Sie haben mich aus einer großen Verlegenheit gerettet," ſagte ſie erröthend mit einem dankbaren Blick. „Mein Betragen muß ihnen ſehr aufgefallen ſeyn. Ich kann nicht läugnen, die Uiberraſchung, einen ſo ausgezeichnet ſchlechten Menſchen in dieſer Geſellſchaft zu finden, ließ mich vergeſſen —"

„Reden ſie nicht aus, ſchöne Gräfin," antwortete er ſanft. „Ich kenne die ganze Schuld des Unglücklichen, der ſich ihren Zorn verdient hat. Die Liebe entſchuldigt viel; was oft den Damen entſetzlich und unverzeihlich vorkommt, finden im Gegentheil die meiſten Männer ſehr verzeihlich; auch hat er ſein Vergehn hart gebüßt. O mein Gott! er hat in einem Augenblick Alles verlohren,

Ehre, Freunde, Amt und mit ihnen — jeden Anspruch auf Glück.“ Und dann fuhr er feuriger fort: „Es ist so göttlich zu verzeihen, mit Großmuth selbst dem Feind entgegen zu kommen.“

Seine Wangen glühten, verwundert und seltsam bewegt sah sie auf den Sprechenden, ihre Blicke begegneten sich, sie konnte den Blick seines schwarzen blitzenden Auges nicht ertragen und schlug beschämt und verwirrt die Augen nieder.

„In der That, mein Herr,“ stammelte sie, „ich weiß nicht“ —

„Was sie aus mir machen sollen? Was ich für ein Recht habe?“ unterbrach er sie. „Ein schönes Verhältniß findet unter uns Statt, und giebt mir das Recht, als Freund mit ihnen zu reden. Ich bin der Neffe ihrer Tante, und wenn ich mir schmeicheln konnte, daß ihnen aus meinem Munde ein guter Rath nicht zuwider wäre, so würde ich sie bitten, da Niemand hier, als ich, das Ver-

gangene weiß, es ganz zu vergessen und Woronzows Anblick ertragen zu lernen."

„Ich will mich bemühen," antwortete sie mit einem tiefen Seufzer.

„Sie werden nicht vermeiden können, ihn oft zu sehen, da er hier in den ersten Zirkeln ist; nie wird er es wagen, sich ihnen mehr zu nähern, so sehr ich auch sein Geschick beklage, das ihn dieses Glückes auf immer beraubt."

Amalie, die froh war, daß Niemand mehr Thee trank, stand jetzt auf und gieng, um den gefährlichen Schwätzer los zu seyn, zu den übrigen Damen; die Spieltische wurden indessen gebracht, man setzte sich. Da sie nicht spielte und von dem Vorfall noch sehr erschüttert war, bat sie ihre Tante um Erlaubniß, sich bis zum Soupee entfernen zu dürfen, erhielt sie und verließ den Saal.

Drittes Kapitel.

Amalie entfloh dem bösen Geiste, dessen Macht sie jetzt schon zu fühlen begann, um ihn in einer neuen gefährlicheren Gestalt kennen zu lernen; sie schlüpfte über den Hof und die chinesische Brücke hinweg in den Garten, wo sie die ersten Freuden der Kindheit genossen hatte, und sich ungestehrt einer Menge angenehmer Erinnerungen überlassen konnte. Sie suchte bei dem schönsten heitersten Himmel unter sanfter Erleuchtung des Mondenlichts alle ihre Lieblingsstellen auf, verweilte bey jeder, und fieng schon wieder an freier zu athmen, als sie nicht weit von der großen Allee, die nach der Wiese zu außerhalb des Gartens führte, ein Geräusch von Kommenden und ein Gespräch hörte, das die heilige Stille um sie her unterbrach. Sie verbarg sich schnell hinter einer dunkeln Gruppe von

Ahornbäumen, und sah einen ältlichen Bauer mit vier Kindern, die in ihrem größten Staate waren, die Allee herauf kommen.

„Bleibt hier Kinder," sprach er, „ich will unserm Wohlthäter entgegen gehn, er wird nicht lange mehr auf sich warten lassen; er ist nicht, wie so viele andere große Herren, denen der Anblick der Unglücklichen lästig ist, er wird den Dank unserer Herzen nicht verschmähen."

Der Vater gieng, die Kinder hatten sich angefaßt und sprachen sich leise Muth ein. Amalie kämpfte mit sich selbst, sie wollte nicht in die Geheimnisse eines Unbekannten dringen, sie machte sich Vorwürfe über ihre Neugierde, aber sie war wie fest gezaubert. Bald kam der Bauer mit einem Manne wieder, den Amalie auf den ersten Blick für den erkannte, dem sie hatte entfliehen wollen, ihr Herz klopfte fühlbar, sie hielt den Athem an, um kein Wort des ganzen Gesprächs zu verlieren.

„Ich wußte es wohl, gnädiger Herr," sagte der Bauer, „daß sie kommen würden. Ich bat ihren Franz so dringend, sie dahin zu vermögen, daß ich keinen Augenblick daran zweifelte; denn wenn der Herr menschenfreundlich ist, sind es die Bedienten auch. Ich halte sie aber doch von keinem Vergnügen ab? Sie sind doch wohl gern gekommen, gnädiger Herr?"

„Recht gern, mein lieber Lorenz," antwortete der Graf mit einem unbeschreiblich rührenden und weichen Ton der Stimme, der gerade zum Herzen drang. „Womit kann ich dir dienen? Ich kenne dich als einen ehrlichen und arbeitsamen Mann, der unverschuldet in Armuth und Elend gerathen ist. Was verlangst du? Wieviel soll ich dir vorschießen?"

Wie ein milder Genius aus besseren Sphären, stand der Graf vor dem Unglücklichen, den er von der Verzweiflung gerettet und mit neuer Thätigkeit erfüllt hatte.

„Guter gnädiger Herr," antwortete der Bauer mit einem Blick gen Himmel, „sie sprechen immer von Vorschießen, und doch nehmen sie nie etwas zurück."

„Sey ohne Sorgen, Lorenz; ich werde dich schon mahnen."

„Nein, gnädiger Herr, ich kenne sie zu gut, sie wollen nur dem Armen, dem das Betteln schwer wird, die Scham ersparen. Ich komme nicht, gnädiger Herr, ihre Großmuth von Neuem anzusprechen; ich komme ihnen zu danken."

„O! lieber Lorenz, wie oft hab ich dich nicht gebeten" —

„Dankbarkeit macht kühn," unterbrach ihn der Bauer feurig. „Lassen sie mich ausreden, gnädiger Herr. Sie werden den Dank eines redlichen Mannes, dem sie in der äußersten Noth, wie ein rettender Engel erschienen sind, nicht verschmähen, nicht das Stammeln der Kinder, die durch ihre edelmüthige Unterstützung dem Hungertode, oder was noch viel

ſchlimmer iſt, dem Leben herumſtreichender Bettler entgangen ſind. Ohne ihre Hülfe zur rechten Zeit, wäre ich aus dem angeſchlagenen Hauſe geworfen worden; ohne ihre Arzneien, und den Arzt, den ſie uns ſchickten, wäre ich ohne Rettung verloren geweſen. Sie haben die letzten Stunden meines guten Weibes erheitert und die Angſt ihrer Seele geheilt, die ſie mehr quälte, als ihre körperlichen Schmerzen. Das letzte Wort meiner Marie war ihr Name, und mit ihrem Namen iſt ſie vor Gottes Thron getreten. Sie iſt in Frieden geſtorben, denn ſie wußte mich und ihre Kinder gerettet. Kommt meine Kinder, umfaßt die Kniee eures Wohlthäters, fürchtet euch nicht, er wird euch nicht von ſich ſtoßen. Es iſt zwar ein großer vornehmer Herr, aber freundlich und ſanft, wie die Engel ſind.“

Die Kleinen umfaßten des Grafen Kniee, der wirklich ſehr gerührt war, und ſie der Reihe nach küßte.

„Mein lieber Lorenz," sagte er gütig, aber ernsthaft, „du erhebst eine Handlung, die der Mensch dem Menschen schuldig ist, zu sehr. Ich bin froh, daß ich Gelegenheit hatte, dir nützlich zu seyn, darum sind wir ja auf der Welt. Glaube mir, lieber Lorenz, jeder, der deine Umstände kannte, hätte dir geholfen; daß ich in eure Mitte kam, war ein bloßer Zufall und nichts Verdienstliches."

Der Bauer schuttelte den Kopf, wie einer, der nicht recht glauben will, was er hört.

„Ich habe mich gefreut," fuhr der Graf fort, „dich und deine Kinder so wohl zu sehn. Da nimm, guter Lorenz, ich bitte dich, nimm für die Freude, die du meinem Herzen gemacht hast.

„Nimmermehr, gnädiger Herr; ich habe durch ihre Güte soviel, daß ich alle mein Arbeitszeug habe wieder kaufen können, ich bin gesund, zu einem kleinen Vorrath ist auch etwas übrig geblieben; ich bin ein reicher Mann."

„Du darfst dich noch nicht so sehr anstrengen, lieber Lorenz; ein Rückfall ist bey deiner Krankheit sehr gefährlich. Ich kann mich nicht länger aufhalten, man würde mich im Schlosse vermissen — Da nimm meine süße Kleine.“

Er drückte das Geld einem allerliebsten Mädchen von acht Jahren in die Hand.

„Da gieb es deinem Vater, und sage ihm, es sey für das letzte Wort eurer sterbenden Mutter.“

Er küßte die Kleine noch einmal mit Feuer, und flog pfeilschnell davon. Der ehrliche Lorenz sah ihm lange gerührt und sprachlos nach, dann nahm er seine Mütze ab, faltete die Hände, blickte andächtig zum Himmel und entfernte sich schweigend mit seinen Kindern.

Amalie, die kein Wort von dem ganzen Gespräch verloren hatte, trat jetzt aus ihrem Versteck wieder hervor; sie trocknete sich die Augen, und gieng langsam auf das Schloß

zu. Es war gar nichts Auferordentliches, daß ein Armer sich für genossene Wohlthaten bedankt, sie hatte so etwas Aehnliches oft schon gleichgültiger mit angesehen; und jetzt fühlte sie sich auf ein Mal bis in das Innerste ihres Herzens bewegt. Der Graf schien ihr ein Wesen höherer Art zu seyn, und ihre glühende Einbildungskraft zauberte sich ein Bild von ihm, zu dem kein Mensch, sondern ein Engel gesessen hatte.

Als sie in den Saal trat, fand sie ihn Arm in Arm mit Woronzow auf- und abgehen. Dies störte ihre Illusion. Wie käme ein Engel und ein Teufel zusammen, dachte sie, und eine bittere Empfindung bemeisterte sich ihres Herzens. Das Spiel war geendigt, die Feldmarschallin stand auf, kam auf Amalien zu, und rief den Grafen. „Ich habe dir," sagte sie lächelnd, „diesen jungen Mann noch gar nicht vorgestellt, ob er sich gleich selbst schon mit dir bekannt gemacht hat. Du mußt ihm verzeihen, mein Kind;

unter Verwandten nimmt man nicht alles so genau. Es ist dein Vetter, Amalie, der Graf Trattenheim, ein Sohn des Ministers und Brudersſohn meines seligen Mannes, eben jetzt erst aus Paris zurück gekommen."

Amalie verbeugte sich schweigend.

„Meine liebe Amalie," fuhr die Feldmarschallin freundlich fort, „wird sich bey Tische zu ihrem Vetter setzen, damit ich die Kinder vom Hause zusammen sehe."

Eine abermalige Verbeugung von Seiten Amaliens. Die Feldmarschallin entfernte sich; man gieng zur Tafel, und der Graf bot Amalien seinen Arm. „Meine Ungeschicklichkeit," sagte er schalkhaft, „scheint auf die gute Laune meiner schönen Kousine nicht den besten Einfluß gehabt zu haben."

„Ich bin ihnen Dank schuldig, Herr Graf," antwortete sie unmuthig. „Macht es ihnen so viel Vergnügen mich daran zu erinnern? Den Dank einer geretteten Familie lehnten sie auf eine so edle Art ab."

„Ah! vous écoutés aux portes.“

Amalie erröthete, sie fühlte, daß sie zu weit gegangen war, nur Aufrichtigkeit konnte ihren Fehler wieder gut machen.

„Ich will es nicht läugnen,“ sagte sie. Ich suchte den Garten, den fröhlichen Tummelplatz meiner Kinderjahre, auf, und war ungesehen Augenzeuge ihrer edlen Handlung.“

„Sie beschämen mich, Orsin,“ erwiederte er ernsthaft. „Ueberdies kann ich mir diese Handlung nicht einmal zuschreiben; ich war nur der Bevollmächtigte unserer Tante.“

Amalie sah ihn an, er erröthete. Diese Bescheidenheit erhöhte in ihren Augen den Werth seiner Handlung. Sie drückte ihm theilnehmend die Hand, ein glühendes Feuer brannte auf seinen Wangen, und erhöhte die Lebhaftigkeit seiner sprechenden Augen. Amalie hatte zum zweyten Male eine Uibereilung zu bereuen, kam im äußersten Grad

beſchämt und mit ſich ſelbſt unzufrieden an den Tiſch, und hörte gar nicht mehr auf das, was der Graf im Gefühle ſeines Glückes zu ihr ſagte. Beym Soupee bemächtigte ſich ein alter Kammerherr faſt ganz Amalia's.

„Tag und Nacht ſind ſie gereiſt? Bon Dieu! und die Fatigue haben ſie ausgehalten, Gräfin?“

„In einem zugemachten Reiſewagen, der in Federn hängt, werde ich doch wohl ſo viel ausſtehen können.“

„Scharmant, aber was ſagen ſie zu der ewigen Erſchütterung? Non pour l'amour de Dieu Madame, ich bin nicht für das Nachtreiſen; man muß doch ſeinem Körper Ruhe gönnen.“

„Ich dächte, das thäten ſie, Kammerherr,“ ſagte die Fürſtin A * * *. „Er iſt, ſo lange ich ihn kenne, nicht über zwey Stunden von Wien weggekommen.“

„Pardonnés moi, Madame la Princeſſe,“ antwortete er. „Hab ich nicht Ihre Majeſtät

die Kaiserin vor zehn Jahren auf den Landtag nach Presburg begleitet?"

„Mein Gott, wo denken sie hin, wie alt wollen sie mich machen?" antwortete sie. „Vor zehen Jahren, wer kann sich das noch erinnern?"

„Ihr Herr Vater, mein alter guter Freund, befindet sich doch wohl?" fragte der Kammerherr, sich vom Neuen zu Amalien wendend. „Ich erstaune, daß der Mann in seinen Jahren es noch wagt, eine Kampagne zu machen. — Dürft' ich sie bitten mir dort die Perdrix' rouges herzugeben. — An seiner Stelle hätt' ich mich auf meine Güter oder nach Wien gesetzt und Krieg Krieg seyn lassen."

„Das glaub' ich," sagte der Graf, über das Geschwätz des Epikurders erbittert, das Amalien, an die er es immer richtete, abhielt, auf ihn zu hören.

„Was wollen sie?" sagte der Kammerherr. „Glauben sie, daß ich eine große Demangai-

son fühle, mir die Knochen zerschmettern zu lassen? Da sind sie irrig. Jetzt gilt die wahre Bravour nichts mehr: der tapferste Mann wird vom Weiten todtgeschossen. Ja, wenn das Pulver nicht erfunden worden wäre —"

„Sie hätten es nicht erfunden, nicht wahr?" sagte die Fürstin.

„Nein, gewiß nicht," antwortete er.

Alles lachte.

„Wenn die persönliche Tapferkeit noch etwas gälte," fuhr er gelassen fort, „so stellte ich meinen Mann, ich fühle mich noch stark genug: Croyés moi, mon bras vainqueur pourroit encore trancher la tête à un ennemi."

„Si les hommes étoient des perdrix rouges," antwortete der Graf mit Ironie.

Das Gespräch blieb allgemein, so sehr sich der Graf auch bemühte, seine schöne Nachbarin in ein besonderes zu ziehen; immer vereitelte der alte Kammerherr oder irgend

eine Dame, oder Amalie selbst seinen Wunsch; und er stieg eben so mißvergnügt vom Tische auf, als er sich in freudiger Erwartung hingesetzt hatte.

Amalie war herzlich froh, als sie sich endlich allein in ihrem Zimmer sah, legte sich von der Reise, von den Vorfällen dieses merkwürdigen Abends ermüdet und beunruhiget, zu Bette, und fiel in wenig Augenblicken in einen sanften Schlaf.

Viertes Kapitel.

Graf Karl von Trattenheim, der einzige Sohn und Erbe des Ministers von Trattenheim, besaß alle die ausgezeichneten Talente und Fähigkeiten, womit der Himmel seine Lieblinge ausstattet. Obgleich in der großen Welt unter den Augen eines stolzen, ehrgeizigen, eigenwilligen Vaters erzogen, von einer weichen charakterlosen Mutter verzär-

telt, von der zarteſten Kindheit an mit dem Zuckerbrode ſüßer Schmeicheleyen groß geſüttert, war doch ſeine beſſere Natur in ihm nicht erſtickt worden, wie der Asbeſt ſich unverſehrt im Feuer erhält. Eine ſeltene Beurtheilungskraft, eine richtige Anſicht der Dinge um ihn her, Gaben des Himmels, ihm in der zarteſten Kindheit ſchon verliehen, retteten ihn aus dem Strudel, in welchem ihn die Eigenliebe und Weichlichkeit ſeiner Aeltern ſonſt unfehlbar hinabgezogen haben würden, und gaben ſeinem jugendlichen Sinne bey Zeiten ſchon männliche Feſtigkeit. Er vereinigte faſt alle Eigenſchaften und Vorzüge eines Mannes von Stande, Erziehung und feinem Weltton in ſich, ohne die gewöhnlichen Fehler der vornehmeren Klaſſe damit zu verbinden. Er war leutſelig, freygebig, großmüthig, ſuchte ſeine Kenntniſſe, die ſich über das Mittelmäßige erhoben, eher zu verbergen als geltend zu machen, widerſprach mit Beſcheidenheit, war witzig ohne

zu verwunden, launig ohne zu beleidigen, und verbreitete Munterkeit und feinen Scherz, wo er hinkam. Seine Beredsamkeit war hinreißend; wenn er es darauf anlegte, die übelste Sache zu vertheidigen, konnte Niemand seinen siegenden Gründen und dem Feuer seiner Worte widerstehen. Seine Freunde liebten ihn mit einer unter den höheren Ständen beyspiellosen Treue, und seine Bedienten und Unterthanen, die er mit einer himmlischen Sanftmuth und Herablassung behandelte, beteten ihn an. Wäre dieser Jüngling immer unter Männern geblieben, hätte es für ihn keinen Unterschied der Geschlechter gegeben, er wäre einer der ersten Menschen geworden, aber sein Hang zu dem schönen Geschlecht, seine immer rege Einbildungskraft, seine nie zu befriedigende Begierde, die er schon mit der Muttermilch eingesogen zu haben schien, verdunkelte den größten Theil seiner glänzenden Eigenschaften, warf einen finstern Schatten auf das

helle Lichtgemählde seines Lebens, und trübte, gleich Rostflecken, den reinen Spiegel seiner Seele. Der erste Eindruck entschied bey ihm auf seine Lebenszeit. Er hatte, wie wir schon gesagt haben, in der frühsten Jugend Einsicht genug, das gehalt- und charakterlose Wesen seiner Mutter, ihre Koketterie, ihre hohe Verstellungskunst, ihren gränzenlosen Leichtsinn zu beurtheilen. Was mit ihr umging, glich ihr mehr oder weniger. So lernte er die Weiber verachten, und je älter er wurde, desto mehr sanken sie in seiner Achtung. Er fühlte sich zu dem ganzen Geschlecht hingezogen, aber er hielt die Weiber nur für ein Spielzeug in der Männer Hand, gut genug, um ihnen die Zeit angenehm zu verkürzen, aber die Veste schien ihm einer ernsthaften Neigung unwerth. Mit diesen Gesinnungen wurde er im zwanzigsten Jahr Herr eines unermeßlichen Vermögens und reiste nach dem Tode seiner Aeltern, die kurz auf einander starben, nach Paris. Dort blieb

er drey Jahr, brachte seine Gesundheit blühend und sein Herz frey wieder mit zurück, aber in diesem Hauptsitz der Verführung wurde sein Vorurtheil befestiget, seine Meinung zum System, sein Glaube zur Religion seines Herzens. Seine Einbildungskraft wurde dort mit wollüstigen Bildern angefüllt, und er war auf ewig für den besseren Theil des weiblichen Geschlechts verloren.

Nicht lange nach seiner Zurückkunft hatte er den Rittmeister Woronzow an verschiedenen öffentlichen Orten, im Prater, im Augarten, in Laxenburg gesehen und seine Bekanntschaft gemacht. Woronzows kluge Physiognomie, sein düsterer schwermüthiger Blick, und ein bitterer menschenfeindlicher Zug um den Mund machten den Grafen neugierig, seine Schicksale zu wissen. Als Woronzow seinen Fragen auswich, kam des Grafen gutes Herz noch dazu, er hielt den Rittmeister für einen von denen Armen, die sich ihrer Armuth schämen und ihre hülflose Lage nicht

entdecken wollen, schloß sich näher an ihn an, und suchte sein Geheimniß zu erforschen. Woronzow von der Gutmüthigkeit und dem schonenden Betragen des Grafen gerührt, widerstand nicht lange, er erzählte ihm seine Geschichte ziemlich treu, nur mit dem Unterschiede, daß er ihm die gewisse Versicherung gab, er habe alle Anstalten zu der Rettung des Dragoners Reinbeck getroffen, die nur durch Amaliens übereiltes Geständniß verhindert oder vielmehr unnöthig gemacht worden wären. Er sey, so schloß er seine Erzählung, mit einer Hölle im Busen auf den Gütern seines Vaters in Polen angekommen, nichts habe ihn zerstreuen, nichts aufheitern, nichts von dem Gedanken an Amalien abziehen können; selbst den Tod seines Vaters habe er mit gleichgültigen Augen betrachtet und auch jetzt stürze er sich ohne allen Erfolg in einen Wirbel von Zerstreuungen.

„O! mein Freund," sagte er, indem er die Hand des Grafen krampfhaft drückte und an seine Brust führte, „für dieses Herz ist nur jenseits des Grabes Hoffnung zur Ruhe; erfahre alles mögliche Unglück in der Liebe, so von der Untreue deines geliebten Mädchens überzeugt, werde von dem ganzen Geschlecht gemißhandelt, verrathen und verkauft, was ist das gegen das schreckliche Gefühl, verachtet zu seyn von der, die man liebt, und sich selbst gestehen zu müssen, man verdiene es."

Der Graf, dessen Denkungsart wir in solchen Fällen schon kennen, fühlte inniges Mitleiden mit dem unglücklichen Woronzow, sprach ihm so sanft als möglich Trost zu, und hielt die Ausbrüche seiner Verzweiflung zurück. Durch ihn wurde er in den ersten Häusern bekannt und in den Zirkel des Wiener hohen Adels eingeführt.

Der Graf aber, den bey Woronzows Beschreibung von Amalien, ein nie gefühltes

Feuer durchglühte, war nach ihrem Beſitz lüſtern gemacht worden; er ſuchte ſeine Tante, die Feldmarſchallin, die er vorher ſehr vernachläſſiget hatte, von Neuem wieder auf und wußte ſich im Kurzen in das Herz der alten Dame einzuſchmeicheln. Schon wollte er ſich ihr entdecken und ſie um ihre Unterſtützung bitten, als ſie ihn mit der Nachricht von Amaliens baldiger Ankunft bey ihr auf das Angenehmſte überraſchte. Er brauchte ſie nun gar nicht von ſeinen Planen zu unterrichten, ſie ſchien ſie errathen zu haben, und zu billigen; ſie that ihm ſelbſt den Vorſchlag, ihre Nichte zu heirathen, that ſich nicht wenig auf dieſen Einfall zu gute und verſprach ihm, ſein Zuſammenſeyn mit der jungen Gräfin ſo viel als möglich zu erleichtern. Wirklich war es den geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten und dem feinen Ton des Grafen gelungen, den böſen Geiſt der alten Tante in etwas zu bannen und ihren eigenſinnigen ſtörrigen Charakter zu mildern und

„O! mein Freund," sagte er, indem er die Hand des Grafen krampfhaft drückte und an seine Brust führte, „für dieses Herz ist nur jenseits des Grabes Hoffnung zur Ruhe; erfahre alles mögliche Unglück in der Liebe, sey von der Untreue deines geliebten Mädchens überzeugt, werde von dem ganzen Geschlecht gemishandelt, verrathen und verkauft, was ist das gegen das schreckliche Gefühl, verachtet zu seyn von der, die man liebt, und sich selbst gestehen zu müssen, man verdiene es."

Der Graf, dessen Denkungsart wir in solchen Fällen schon kennen, fühlte inniges Mitleiden mit dem unglücklichen Woronzow, sprach ihm so sanft als möglich Trost zu, und hielt die Ausbruche seiner Verzweiflung zurück. Durch ihn wurde er in den ersten Häusern bekannt und in den Zirkel des Wiener hohen Adels eingeführt.

Der Graf aber, den bey Woronzows Beschreibung von Amalien, ein nie gefühltes

Feuer durchglühte, war nach ihrem Beſitz lüſtern gemacht worden; er ſuchte ſeine Tante, die Feldmarſchallin, die er vorher ſehr vernachläſſiget hatte, von Neuem wieder auf und wußte ſich im Kurzen in das Herz der alten Dame einzuſchmeicheln. Schon wollte er ſich ihr entdecken und ſie um ihre Unterſtützung bitten, als ſie ihn mit der Nachricht von Amaliens baldiger Ankunft bey ihr auf das Angenehmſte überraſchte. Er brauchte ſie nun gar nicht von ſeinen Planen zu unterrichten, ſie ſchien ſie errathen zu haben, und zu billigen; ſie that ihm ſelbſt den Vorſchlag, ihre Nichte zu beirathen, that ſich nicht wenig auf dieſen Einfall zu gute und verſprach ihm, ſein Zuſammenſeyn mit der jungen Gräfin ſo viel als möglich zu erleichtern. Wirklich war es den geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten und dem feinen Ton des Grafen gelungen, den böſen Geiſt der alten Tante in etwas zu bannen und ihren eigenſinnigen ſtörrigen Charakter zu mildern und

menſchlicher zu machen. Sie ſah jetzt öfterer Geſellſchaft bey ſich; er brachte es dahin, daß man ſie nach Wien bat, und holte ſie dann allemal ſelbſt in ſeinem engliſchen Wagen ab. Die alte Dame, die man in Wien lange vergeſſen hatte, ſah ſich auf Ein Mal wieder geſucht, geſchmeichelt, zuvorkommend behandelt und erſtand, wie der Phönix, der aus ſeiner eigenen Aſche wieder auflebt; ihre Bekanntſchaft wurde immer ausgebreiteter, der Zirkel um ſie herum immer zahlreicher. Mit ſehr viel Feinheit und Schonung hatte er, um der alten geizigen Frau die Geſellſchaften und den dadurch vergrößerten Aufwand nicht zu verleiden, die Penſion, die ſie von der Familie Trattenheim zog, um viel Tauſend Gulden vermehrt. Auf ſein inſtändiges Bitten feyerte ſie Amaliens Ankunft wie einen Feſttag, und ihm zu Liebe änderte ſie ihr ganzes Betragen gegen die junge Gräfin ab; die Ueberraſchung mit Woronzow gehörte in ſeinen Plan und den Vortheil, der

für ihn daraus erwachsen konnte, hatte er im Voraus berechnet. Das Glück, immer partheiisch gegen seine Günstlinge, gewöhnlich auf der Seite des Unterdrückers, selten gerecht, bereitete ihm die Szene im Garten vor, und machte Amalien, ohne daß er es ahndete, zu einem Augenzeugen seiner edlen Handlung, die er vor Jedermann geheim gehalten hatte, seines feinen richtigen Gefühls und seines sanften, gütigen Betragens gegen eine arme vom Schicksal gedrückte Familie.

Fünftes Kapitel.

Amalie erwachte nach einem sanften, erquickenden Schlaf heiter und froh; der gestrige Tag hatte im Allgemeinen keinen unangenehmen Eindruck bey ihr zurück gelassen. Das alte Schloß sammt der Besitzerin schien ihr sich verjüngt zu haben; die neue freundliche himmelblaue Tapete ihres Zimmers mit der

breiten Einfassung von Blumen trug zu dieser Vorstellung das ihrige auch bey. O! hätte das arme arglose Mädchen gewußt, daß diese vortheilhafte Veränderung nicht von der Aufmerksamkeit ihrer Tante, sondern von dem Plan eines Verführers herrührte, der es darauf angelegt hatte, sie zu verderben; mit welchen ganz andern Augen würde sie sie betrachtet haben?

Sie packte nun mit Justinen ihre Zeichnungen, ihre Musikalien aus, und bald war ihr Zimmer in ein Museum der bildenden Künste verwandelt. Sie setzte sich an den ihr wohlbekannten Flügel, aber wie freudig war sie nicht auch hier überrascht, als sie unter der alten Decke ein ganz neues vortreffliches Instrument, von einem der ersten Künstler verfertiget, entdeckte, und in einem zierlich gearbeiteten Kästchen die neuesten und vorzüglichsten Musikalien in Menge fand. Statt des Bandes waren sie mit einem Myrthenreis umwunden. Amalien stieg das Blut ins

Gesicht, das Myrthenreis erklärte ihr Alles; soviel Aufmerksamkeit ließ sich mit dem Charakter der alten Tante nicht zusammen reimen. Amalie war unschlüssig, ob sie sich der Noten bedienen solle oder nicht; endlich siegte die Neugierde.

Es war damals eine neue Periode in der Musik angegangen, die schwerfällige Musik hatte der leichtern gefälligeren weichen müssen, und die neuen Arien, Variazionen und Symphonien gewährten Amalien einen herrlichen Genuß. Sie konnte nicht umhin, der Auswahl und dem Geschmacke des Gebers Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Gegen zehen Uhr gieng sie mit ihrer Laute in den Garten, da ihre Tante Vormittags nie sichtbar war, noch ganz im leichten Morgenanzuge; sie spielte, sang, lief einige Zeit im Garten herum, und kam endlich auf den Einfall, den Gärtner Lorenz in seiner Hütte zu besuchen. Sie öffnete die Thüre, die auf

die Wiese herausführte und gieng den Fußsteig nach dem Dorfe zu. Mitten auf der Ebene, zwischen dem Garten und dem Dorfe, wo sie weder umkehren noch ausweichen konnte, kam zu ihrem größten Schrecken der Graf auf sie zu. Er war im Jagdkleide, hatte die Flinte auf der Schulter und das kleine Mädchen von Gestern an der Hand. Er schien nachlässig gekleidet zu seyn, und doch hatte er sich nie sorgfältiger angezogen. Er schien Amaliens Verlegenheit und Verwunderung nicht zu bemerken, bot ihr freundlich einen guten Morgen und sagte ihr ganz unbefangen, daß er eben im Begriff gewesen wäre, sie aufzusuchen.

„Da sie einmal hinter mein Geheimniß gekommen sind," fuhr er mit heiterer Miene fort, „so wollte ich auch diese ehrliche Familie ihrem Schutze empfehlen. Dies kleine Mädchen, das die schönsten Anlagen hat, und aus dem etwas werden kann, dachte ich ihrer besondern Sorgfalt anzuvertrauen, wenn sie

ſich herablaſſen wollten, ſich ihrer anzunehmen; denn in welchen Händen könnte ſie wohl beſſer aufgehoben ſeyn, als in den ihrigen!"

Amalie konnte ſich immer noch nicht von ihrer Beſtürzung erholen, der Gleichmuth dieſes unbegreiflichen Menſchen verwirrte ſie immer mehr; ſie bückte ſich mit zärtlichem Blick hinunter zu dem blonden lieblichen Mädchen und küßte ſie herzlich.

„Glückliches Geſchöpf!" rief der Graf mit Entzücken aus, „wenn Jemand von deiner Familie mir Dank ſchuldig iſt, ſo biſt du es, daß ich dich ihr zuführe, aber" — ſagte er, indem er den zärtlichſten Blick, den er in ſeiner Gewalt hatte, lange auf ſie heftete, „wollten ſie vielleicht meinem Wunſche ſchon zuvorkommen? Ich begegnete ihnen hier auf dem Wege nach dem Dorfe zu; es ſieht ihrem ſchönen Herzen ſo ähnlich."

Amalie, die ſich wieder von ihm errathen ſah, ſuchte ihre Verlegenheit ſo gut als

möglich zu verbergen, sie vermied seinen Blick und sagte schüchtern:

„Wir kennen uns erst seit gestern: nach welchem Maaßstabe könnten sie da wohl schon meine Handlungen beurtheilen?"

„Glauben sie das nicht," erwiederte er lebhaft. „O! ich kenne sie schon länger, schon seit langer, langer Zeit; ich habe sie vor vielen Jahren als Kind gesehen, schon damals waren sie die Freude, der Stolz, der Gegenstand der Bewunderung aller ihrer Anverwandten und Freunde; alle diese Hoffnungen haben sie nun erfüllt und das, auf was für eine Art?"

„Sie sind zu gütig, Herr Graf," antwortete Amalie, die sich wieder ermannt hatte," aber sie werden mir verzeihen, wenn ich in diesen Ton nicht mit einstimme; ich habe zeither bey meinem Vater gelebt, und nur ihn und seine Freunde gesehen, man war dort aufrichtiger und sagte sich gegenseitig keine Schmeicheleyen."

„Zweifeln sie nicht an meiner Aufrichtigkeit, Gräfin; fragen sie ihre Tante, wie oft wir uns von ihnen unterhalten haben, wie oft mich das Lob, das sie ihrer Häuslichkeit, ihrem vortrefflichen Herzen, ihren großen Talenten gab, gerührt und entzückt hat. Fragen sie sie, wie ich die Tage und die Stunden bis zu ihrer Ankunft gezählt, mit welcher innigen Sehnsucht ich ihnen entgegen gesehn habe."

„Nun wahrhaftig!" erwiederte Amalie, die sich unterdessen ganz gesammelt und ihre gute Laune wieder erhalten hatte, „wenn sie die Tante dahin gebracht haben, mich zu loben, so ist es ein Meisterstück ihrer Art; denn wirklich ich glaube, lieber Graf, außer ihnen ist es noch keinem Menschen gelungen."

Während dieses Gespräch waren sie, da Amalie wieder mit ihm umkehrte, bis in den Garten gekommen.

„Mein Gott!“ ſagte Amalie lächelnd, „ich muß eilen, mich anzuziehen. Sie haben mich geſtern im Reiſekleide geſehen, heute im Morgenanzuge überraſcht; es wird Zeit mich in einem beſſern Gewand zu zeigen.“

Mit dieſen Worten machte ſie ihm eine leichte freundliche Verbeugung, nahm das Mädchen bey der Hand und entſchlüpfte ihm durch eine Seitenallee.

Sechstes Kapitel.

Amalie übergab Juſtinen das kleine freundliche Mädchen, das ſie mit der Zeit als Kammerjungfer in ihre Dienſte nehmen und dazu erziehen laſſen wollte. Jetzt erſt erfuhr ſie, daß der Graf, der, wie ſie geglaubt hatte, geſtern in der Nacht mit den andern Gäſten nach Wien zurückgekehrt ſey, im Hauſe

wohne und einen Aufenthalt von verſchiedenen Wochen bey ſeiner Tante zu machen gedenke. Seine Abſicht dabey konnte ihr nicht entgehen, und ſein Betragen gegen ſie bedurfte keiner Auslegung. Sie wiederholte ſich alles, was er ihr geſagt hatte, und nahm ſich vor beſtändig auf ihrer Hut zu ſeyn.

Es war Amaliens Ernſt die Plane des Grafen zu vereiteln: allein ſie geſtand ſich ſelbſt nicht ein, wie groß ſchon der Eindruck war, den er auf ſie gemacht hatte. Sie rief ſich alles ins Gedächtniß zurück, was Ferdinand ihr geſagt und fur ſie gethan hatte, aber immer war's, als müßte ſie eine Vergleichung zwiſchen ihm und dem Grafen anſtellen, die faſt immer zu des Letztern Vortheil ausfiel. Amalie war mit ihrem Herzen ſelbſt nicht bekannt, ihre Gefühle ſchlummerten zwar nicht mehr in ihrer Bruſt, ſie waren geweckt, der Funke war entzündet, er glimmte ſchon, aber es bedurfte doch noch eines leiſen Hauches, ihn zur hellen Flamme anzublaſen.

Für Woronzow hatte sie nur eine flüchtige Neigung gefaßt, er gefiel ihr besser, wie die übrigen Männer, die sie täglich um sich sah; sie glaubte Liebe für ihn zu fühlen, bis seine schlechte Handlung ihr über ihre Empfindungen die Augen öffnete. An Ferdinand fesselte sie Dankbarkeit; sehr oft beschleicht unter dieser Gestalt die Liebe junge unerfahrne Herzen; auch würde sie ihn geliebt, treu geliebt haben, wären sie beysammen geblieben, oder hätte ihr, ihr unglückliches Gestirn nicht diesen Lovelace entgegen geführt. Doch wir wollen den Faden unserer Erzählung nicht verlieren.

Bey Tische war Graf Trattenheim mit der Feldmarschallin und Amalien ganz allein. Wie liebenswürdig war er nicht, wie angenehm wußte er beyde nicht zu unterhalten.

Er erzählte ihnen von seinen Reisen und wußte die gewöhnlichsten Dinge durch seinen Vortrag so anziehend zu machen, daß Amalien die Tischzeit so geschwind verging, als

wenn die Stunden einige flüchtige Minuten gewesen wären. Amalie hatte ihre Tante noch nie so freundlich, so munter gesehen, und es war, als wenn die Gegenwart dieses jungen liebenswürdigen Mannes alles um ihn her verschönere. Nach dem Essen begleitete er die Dame in den Garten, keinen Augenblick verließ er sie; immer wußte er Amalien angenehm zu beschäftigen, und selbst dem langweiligen l'Hombre, das sie mit der alten Tante spielen mußten, wußte er durch seine immer heitere Laune, durch seine guten Einfälle das Langweilige zu benehmen. Früh unter dem Vorwand, Amalien mit seiner Flöte zu ihrem Spiel auf dem Pianoforte zu begleiten, wußte er sich auch den Eintritt in ihr Zimmer zu verschaffen, bald blies er die Flöte, bald sangen sie Duetts, und so kam der Mittag heran, ohne daß es beyde gewahrten. Amalie gewöhnte sich immer mehr und mehr an den Umgang des Grafen; sie fühlte eine gewisse Leere, wenn er nicht da

war, und da er immer in den Schranken der größten Ehrerbietung blieb, hörte sie auf so sehr auf ihrer Hut zu seyn, fieng an, ihre Furcht lächerlich zu finden, und überließ sich freyer dem Vergnügen, das ihr seine Gesellschaft machte. So vergiengen 14 Tage. Eines Tages nach Tische schlug er den Damen eine Spazierfahrt vor, und fuhr sie selbst in seinem prächtigen Phaeton auf eines seiner Güter, das nicht weit von dem Wittwensitz der Feldmarschallin ab lag. Dort bat er die beyden Gräfinnen auszusteigen, hob sie selbst aus dem Wagen, und führte sie durch eine Menge von Menschen, die vor dem Hause versammelt waren, ihnen ehrerbietig Platz machten und sie freundlich grüßten, die breiten Stufen hinan. Mehrere Bedienten in einer schimmernden Livrei öffneten die Flügelthüren eines schön verzierten Saales, eine rauschende Musik schallte, eine große glänzende Gesellschaft trat ihnen entgegen. Die Tante war dies Mal so überrascht wie Amalie,

Jetzt näherten sich alle Damen der Feldmarschallin, ihr ihren Glückwunsch abzustatten; es war ihr acht und sechzigster Geburtstag. Der Graf, der dahinter gekommen war, hatte in aller Stille die ganze Gesellschaft, die bey Amaliens Ankunft versammelt gewesen war, gebeten und gab den Ball dem Scheine nach allein seiner Tante zu Ehren, wenigstens suchte er sie davon zu überreden. Er küßte ihr sehr ehrfurchtsvoll die Hand und bat sie, ihm diese Überraschung zu verzeihen, und seiner großen Liebe zu ihr zuzuschreiben, die es ihm unmöglich gemacht habe, diesen Tag ungefeyert vorüber gehen zu lassen.

Die Feldmarschallin war wirklich gerührt, sie umarmte ihn sehr zärtlich und nannte ihn Sohn. Auch Amalie, die nicht umhin konnte die seltene Aufmerksamkeit eines jungen Mannes für eine alte Frau zu bewundern und bescheiden genug war, dies alles auf Rechnung der Tante zu schreiben, überließ

ſich ahndungslos den Empfindungen ihres ſchönen Herzens.

Der Graf wandte ſich nun an die verſammelte Geſellſchaft, der er ganz auf die ihm eigene ſchmeichelnde Art dankte, daß ſie ſeine Einladung nicht ausgeſchlagen, und ihm in Stand geſetzt habe, ſeiner lieben Tante einen Beweis ſeiner innigen Hochachtung geben zu können. Er war ganz Feuer und Leben; Amaliens Gefühle waren dem Kenner des weiblichen Herzens nicht entgangen, ſeine Freude theilte ſich den Uibrigen mit, nichts war geſpart, den Abend ſo angenehm als möglich zu machen: vortreffliche Muſik, eine zauberiſche Erleuchtung, die ausgeſuchteſten Erfriſchungen, ein immer heiterer Wirth, der jedem ſeiner Gäſte etwas Verbindliches zu ſagen wußte, die beſten Tänzer und Tänzerinnen der Kaiſerſtadt, Alles dieſes zuſammengenommen machte den Ball zu einem wahren Götterfeſt. Ein fröhlicher Taumel ſchien ſich der ganzen Geſellſchaft bemächtiget zu

haben; auch Amalie überließ ſich ohne Zurückhaltung dem Rauſch des Vergnügens, ſie tanzte faſt mit Niemanden, wie mit dem Grafen. Von ſeinem Arm umſchlungen, an ſein klopfendes Herz gedrückt, flog ſie mit ihm durch die Reihen der Tanzenden. Worte waren diesmal nicht die Dollmetſcher ſeiner Empfindungen, aber ſein feuriger Händedruck brauchte keiner weitern Erklärung, ſeine glühenden leidenſchaftlichen Blicke ließen ſich nicht misdeuten, und Amalie verſtand ſie, wie jedes Mädchen ſie verſtanden haben würde. Ein prächtiges Abendeſſen folgte auf den Ball; alle Theile der Welt waren geplündert, um den Gaumen des Epikuräers zu befriedigen; mehr aber als alle Wunder der Kochkunſt würzte Amalien des Grafen Heiterkeit und unverkennbare frohe Laune die ausgeſuchten Speiſen. Lange nach Mitternacht trennte ſich die Geſellſchaft, der Reiſewagen des Grafen erwartete die beyden Gräfinnen, vier von ſeinen Bedienten mit Fackeln ritten

voraus, er selbst begleitete den Wagen zu Pferde. Amalie kam ermattet, aber sehr zufrieden, von diesem Tage zurück; so müde sie auch war, so wenig konnte sie einschlafen, sie war erhitzt, träumte wachend und ihre Einbildungskraft gaukelte ihr eine Menge bunter Bilder vor. Als sie endlich dem Schlaf in die Arme sank, reihte sich auch im Traume, gleich den Augenblicken des Lebens, ein Bild an das andere, und auf allen stand der Graf im Vordergrunde. Auch die Feldmarschallin kam in der fröhlichsten Stimmung nach Hause; Stolz war eine ihrer Hauptleidenschaften und der heutige Tag hatte diese so ganz befriedigt. Der Glücklichste von allen aber war der Graf; daß Amalie nicht unempfindlich sey, und anfieng ihm gewogen zu werden, hatte er, ungeachtet sie nichts davon ahndete, bemerkt. Wenn sich das Herz der Freude öffnet, bewacht man sich selbst nicht mehr so ängstlich und eine fröhliche Gesellschaft ist gewiß immer die aufrich-

tigste. In solchen unbewachten Augenblicken hatte der Graf wenigstens soviel gesehen, daß er an dem glücklichen Ausgang seines Unternehmens nicht zu verzweifeln brauche. Daß Amaliens Phantasie leicht aufzuregen sey, daß sie warmes Blut habe, war ihm nicht entgangen und er beschloß nun, sie nicht aus den Augen, und nicht eher wieder zu sich selbst kommen zu lassen, als bis er seinen Endzweck erlangt habe.

Siebentes Kapitel.

Auf des Grafen Trattenheim Veranstaltung folgte jetzt ein Fest dem anderen. Amalie hatte in den wenigen einsamen Augenblicken keine Zeit an irgend etwas Anderes zu denken, als an ihren künftigen Putz. In einen Wirbel von Zerstreuungen gezogen, kam sie gar nicht zu sich selbst. In einem Privatkonzert bey der Fürstin

A*** ſollte ſie ein Duett mit dem Grafen ſingen. Natürlich mußten ſie es zuſammen einſtudieren, und auf dieſe Art kam der Schlaue faſt gar nicht aus ihrem Zimmer.

Bey dem Ball, den die Gräfin B*** gab, wurde verabredet, ein allegoriſches Ballet der Wirthin vom Hauſe zu Ehren zu tanzen. Der Graf und Amalie tanzten mit; um es im Geheim zu erlernen, gab die Feldmarſchallin ihren Saal dazu her. Der Tanzmeiſter kam allemal von Wien dazu heraus.

Dieſen Terpſichoren geheiligten Uibungen folgten allerliebſte kleine Soupers, wobey die Fröhlichkeit der Geſellſchaft durch des Grafen Witz und muntere Einfälle oft bis zur Ausgelaſſenheit ſtieg. Bey allem war immer Amalie die Königin des Feſtes, ohne ihr geradezu ſeine Liebe zu erklären. Ohne ſie auf eine auffallende Art auszuzeichnen, richtete er doch Alles an ſie, und ſie verſtand ihn, verſtand ihn nur zu gut. Mit tauſend Armen hielt ſie der Liſtige umfangen.

Das Duett in dem Konzert der Fürſtin führten beyde meiſterhaft aus. Der Graf ſchien zu fühlen, was er ſang, und der unbeſchreiblich weiche harmoniſche Ton ſeiner Stimme riß Amalien zu ähnlichen Gefühlen mit hin. Dem Ausdruck ſeines Geſangs, der ihr bis in die innerſten Falten des Herzens drang, konnte ſie nicht widerſtehen, ſie war wie bezaubert, und auf das äußerſte bewegt; ihre Stimme zitterte, verlor etwas von ihrer natürlichen Stärke, aber ſie gewann an Weichheit und Gefuhl; ihr Geſang lockte allen ihren Zuhörern Thränen in die Augen. Der allgemeine Beyfall ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, das Lob der Feldmarſchallin, der Dank der Fürſtin, und des Grafen ungeheuchelte Freude berauſchten ihr Herz. Sie war den Tag ſehr glücklich, und der Graf, den ſie als den Schöpfer dieſes Glücks anſah, wurde ihr immer werther. Immer weniger war ſie jetzt auf ihrer Hut, und immer freyer überließ ſie ſich ihren freundſchaftlichen

Gesinnungen zu ihm, besonders da er immer noch in den Schranken der Ehrerbietung blieb und nur seine Augen sprechen ließ.

Das Ballet bey der Gräfin gieng eben so treflich von Statten und Amalie erndete viel Lobsprüche ein; der Graf aber übertraf sich selbst. Er tanzte den Tag mit einer Leichtigkeit, einem Anstand und einer Kunst, die Niemand bey den Proben geahndet hatte, und die ihm die Bewunderung aller, sowohl Kenner als Nichtkenner erwarb. Dieser Ball vollendete bey Amalien den Eindruck, den der Graf auf sie gemacht hatte. Sich von dem vollkommensten jungen Mann der Kaiserstadt, und, wie sie sich selbst gestehen mußte, den sie jemals sah, geliebt, so heiß geliebt zu sehn, bey jeder Gelegenheit öffentlich die untrüglichsten Beweise seiner Ergebenheit zu erhalten und den Neid ihres ganzen Geschlechts zu erregen, war ein Triumph, der der täglich schwächer werdenden Amalie zu gefährlich wurde. Die Arme

ſah den Abgrund zu ihren Füßen nicht, weil ein trügeriſches Bild, aus den luſtigen Farben der Hoffnung gewebt, ihr aus der Ferne entgegen ſchimmerte. Sie ſah die giftige Natter nicht, die unter Roſen verſteckt ſchlummerte, brach im fröhlichen Rauſch eine nach der andern, unbekümmert um den tödtlichen Stich.

Obgleich der Krieg wirklich ausgebrochen und ein Theil der feindlichen Armee ſchon in Böhmen eingerückt war, ſo beſchäftigte doch ein Krieg, der ſich gleich mit Unterhandlungen anfieng und deſſen kurze Dauer zu berechnen war, die jovialiſchen Wiener nur wenig; außer auf einigen Kaffeehäuſern, dem Tummelplatz politiſcher Kannengießer, hörte man faſt gar nicht davon ſprechen, deſto mehr aber von einer Redoute, die zu dem Namensfeſte der vielgeliebten Maria Thereſia gegeben werden ſollte. Von allen Seiten machte man die größten Anſtalten dazu, Quadrillen wurden verabredet, Charakter-

masken ausgedacht und erfunden. Überall wo Amalie hinkam, fand sie die Damen mit Vorbereitungen zu diesem großen Feste beschäftiget oder hörte davon sprechen. Sie sah dies nicht ohne heimlichen Neid und konnte ihre Traurigkeit nicht verbergen, daß sie von einem Vergnügen ausgeschlossen seyn sollte, das um so anlockender für sie war, weil es für sie noch ganz den Reiz der Neuheit hatte. Zwey Tage vor der Redoute nahm ihr Unmuth sichtlich zu; immer hatte sie noch heimlich gehofft, eine von ihren vielen neuen Freundinnen werde ihr bey ihrer Tante die Erlaubniß auszuwirken suchen und sie mitnehmen; denn daß die Feldmarschallin nach ihrem acht und sechszigsten Geburtstag auf keine Redoute mehr zu bringen seyn wurde, war leicht einzusehen. Trattenheim, der in Amaliens Nähe immer gleich liebenswürdig blieb, bemerkte mit heimlicher Freude ihre üble Laune. Desto größer vermuthete er, und mit Recht, würde

dann ihre Freude seyn, ihren Wunsch noch erfüllt zu sehen.

Sobald sie vom Tische aufgestanden waren, und Amalie eben mißvergnügt auf ihr Zimmer gehen wollte, nahm sie die Feldmarschallin bey der Hand, sagte, daß die Fürstin A*** sie auf die Redonte mitnehmen wollte, und daß sie in dieser Gesellschaft auch gar nichts darwider habe.

Amaliens Augen glänzten für Freude; nach einigem Besinnen aber sagte sie ganz niedergeschlagen: Es wäre nun auf jeden Fall für sie zu spät, weil sie keine Zeit mehr habe, ihren Anzug in Ordnung zu bringen und unmaskirt nicht hingehen wollte.

„Dafür ist gesorgt," antwortete ihre Tante, „der Vetter hat mich um Erlaubniß gebeten, sich mit dir maskiren zu dürfen, seine Idee hat mir gefallen, und ich habe dir, nach seiner Angabe, die Maske bey meinem Schneider machen lassen. Ich habe dir nichts davon gesagt, mein Kind, weil ich mir vor-

nahm, dich, wie ich hoffe, angenehm zu überraschen. Komm, folge mir in mein Kabinett."

Amalie folgte ihr nicht ohne Herzklopfen. Sie fand den völligen Anzug einer Diana auf das genaueste nach der griechischen Mythe mit einer unglaublichen Pracht verfertiget; ein Köcher von Silber, die Pfeile von Gold, der halbe Mond von Brillanten.

Amalie warf einen vielsagenden Blick auf ihre Tante und dann auf den Grafen.

Noch einmal regte sich ihr guter Genius; sie war eine Zeit lang unentschlossen, ob sie das Geschenk annehmen sollte oder nicht; endlich siegte die Eitelkeit, die so oft in dem Herzen des Menschen jede bessere Empfindung erstickt. Der Graf, der unruhig ihr zur Seite gestanden und ihren innerlichen Kampf bemerkt hatte, war außer sich für Vergnügen. Einige Mal noch schien Amalie einen Rückfall zu bekommen, aber nicht lange, so sprach ihr Gewissen sie von aller Schuld frey.

die es auf die Seele der Tante wälzte, und ihrem Herzen theilte sich die Freude des Grafen mit. Sie nahm den Anzug, eilte damit auf ihr Zimmer, um ihn zu probiren, und als sie damit vor den Spiegel trat, und sich selbst in ihrer ganzen Schönheit erblickte, überwand das Vergnügen jede andere Empfindung, Freude blitzte aus ihren Augen und kaum konnte sie den folgenden Tag erwarten.

Achtes Kapitel.

Amalie fuhr den andern Tag mit dem Grafen in die Stadt; im Hotel der Fürstin stiegen sie ab. Die Gewißheit, seinem Ziele nahe zu seyn, gab dem Grafen eine Lebhaftigkeit, ein Feuer, das alle seine Reize unendlich erhöhte. Liebenswürdiger war er

noch nie gewesen und dennoch war er so ehrerbietig, er wußte so künstlich die Maske wahrer Liebe vorzunehmen, und so künstlich mit dem Feuer der Zärtlichkeit, das aus seinen Augen blitzte, die reizende Schüchternheit zu paaren, die die erste Liebe charakterisirt. Leicht waren die Wallungen seines Herzens verschleyert, aber es schien, als wenn Ehrfurcht ihn zurückhielt, den Schleyer zu lüften.

Amalie widerstand ihm nicht mehr, er hatte in ihrer Brust ein Feuer entzündet, das sie vergebens zu dämpfen bemüht war. Wie, o! wie so ganz verschieden waren die Gefühle, die sich jetzt ihres Herzens bemächtiget hatten, gegen ihre sonstigen Empfindungen.

Der Tag vor der Redoute, den sie bey der Fürstin zubrachte, verfloß unter Scherzen, Spielen, Verkleidungen, muntern Einfällen, und allen dem, was glückliche Menschen, von Jugend und Fröhlichkeit geleitet, vornehmen können, so, daß man nicht wußte,

wo er geblieben war. Den Tag der Redoute sahen sich der Graf und Amalie nicht eher, als in dem Augenblicke, wo er kam, die beyden Damen abzuhohlen. Die Fürstin im Rosengewande glänzte als Aurora, wie wenn sie der jüngsten der Horen vorangeht, Amalie im mildern Mondenglanz, aber unendlich anziehender, als Diana neben ihr. Der Graf als Endimion, war verführerischer denn je. Sein langes gelbes seidenes Haar fiel in hundert Ringen über seine Schultern herab, sein knapper seidener Anzug machte die Schönheit seiner edeln Gestalt noch auffallender, und ohne zu errathen, konnte er den holden Jüngling darstellen, der das Herz der keuschen Cynthia gerührt hatte. Sie betrachteten sich alle dreye mit sichtlichem Wohlgefallen und mit dem Kleid, das sie angezogen hatte, schien Amalie auch ganz von den Empfindungen beseelt zu seyn, die Katonens Tochter zu dem glücklichen Endimion zogen.

„In Wahrheit, sie Beyde sind ein allerliebstes Paar: sagte die muntere Fürstin. Jetzt reuet es mich, daß ich nicht auch für einen Cephalus gesorgt habe, der mich begleitet, wir hätten dann eine Parthie Quarree gemacht, die nirgends hübscher zu finden gewesen seyn würde."

„Haben wir nicht den Fürsten?" sagte Amalie.

„Denken sie sich," erwiederte sie, „daß der Mann die unausstehliche Grille hat, sich als Zigeuner zu vermummen, um seinen Bekannten die Wahrheit zu sagen. Ein Zigeuner unter ächt griechischen Gestalten! Es geht gar nicht! Zur Strafe wollen wir auch nicht auf ihn warten, allein hinfahren, und er mag sehen, wie er nach kommt."

Sie kamen auf der Redoute an. Die Schönheit der beyden Damen, ihr glänzender Aufzug machte sie zu einem allgemeinen Gegenstand der Aufmerksamkeit. Wo sie hingiengen, machte man ihnen Platz und ihr Lob

ertönte von hundert Stimmen. Der ungeheuchelte Beyfall einer unparthevischen Menge ist zu schmeichelhaft für das weibliche Herz, um sich ihm zu entziehen. Amalie erröthete, schlug die Augen nieder und gieng beynahe zitternd für Wonne und Vergnügen durch die Reihen der staunenden Masken. Auch die Furyin empfand ein süßes Gefühl, und ihre gedemüthigte Eitelkeit gab ihr ganz jene reizende Schüchternheit und Grazie der Unschuld und Unerfahrenheit. Sie genoß ihres Triumphs, führte Amalien durch alle die Säle, dann gieng sie mit einigen ihrer Bekannten in eine Loge und die wonnetrunkene Amalie gab dem glücklichen Endimion ihre Hand zum Walzen. Sie war ganz Entzücken, die allgemeine Bewunderung, die Menge der Masken, die Neuheit und Verschiedenheit der Gegenstände, der prächtig erleuchtete Saal, die herrliche Musik, der verführerischste Tanz, alles wirkte mit allmächtigem Zauber auf sie. Von Trat-

tenheims Armen umſchlungen, auf ihn ſich ſtützend, ihre Körper, wie ihre Seelen in eins zuſammen verſchmolzen, flog ſie mit ihm durch den Saal.

Seiner ſelbſt nicht mehr mächtig, drückt' er ſie ſtürmiſch an ſein klopfendes Herz, ſeine Wange brannte fieberhaft an der ihrigen, ihre Lippen berührten ſich. Erhitzt, durchglüht, aller ihrer Sinne beraubt, entwand ſie ſich ſeinen Armen und entfloh, ſich durch die Reihen der Tanzenden drängend, in ein Nebenzimmer; der Graf folgte ihr, an der Thüre erreichte er ſie.

„Warum flieht mich meine himmliſche Freundin?" flüſterte er ihr zu, und ergriff ihre Hand.

Sie antwortete nicht, aber ihre leuchtenden Augen, ihr Druck der Hand verriethen ihr Herz. Er führte ſie zu einem Tiſch, wo man Erfriſchungen bekommen konnte; er forderte Punſch, er drang Amalien ein Glas auf. Sie trank es, und auf ſein Bitten

wieder eins und noch eins. Ein nie gefühltes Feuer ſtrömte durch ihre Adern, ihre Sinne verwirrten ſich.

„Hinweg von hier!“ rief ſie, und zog ihn wieder mit ſich zum Tanzſaal zurück.

Vom Neuen miſchten ſie ſich unter die Tanzenden; ganz lag ſie in ſeinen Armen, er trug ſie mehr, als daß ſie tanzte. Noch ein Mal riß ſie ſich los und entfernte ſich von ihm. Ein plötzliches Gedränge, das zwiſchen beyden entſtand, verhinderte den Grafen, ihr auf dem Fuß zu folgen, ein ſchwarzer Ritter vertrat ihr den Weg.

„Ich warne ſie, Amalie,“ ſagte er mit dumpfem Tone. — „Fliehen ſie, oder ſie ſind verlohren. Retten ſie ſich ſelbſt aus dieſem Taumel, ihre Tugend aus den Klauen der Verführung.“

„Wer biſt du?“ rief Amalie ganz außer ſich.

„Ich will wieder gut machen, was ich verbrach,“ antwortete er, ſchlug das Viſir

auf und verlor ſich unter der Menge. Amalie erkannte Worenzow.

„Geſpenſt der Hölle!“ rief ſie. „Verfolgſt du mich überall? Fort von hier! O! um Gottes willen fort!“ rief ſie dem Grafen zu, der jetzt wieder zu ihr gekommen war, und ſie bey der Hand gefaßt hatte. Sie zog ihn mit fort; durch eine Menge von Zimmern eilte ſie mit raſchen Schritten immer weiter von dem Tanzſaal hinweg, immer ferner und ſchwächer tonte die rauſchende Muſik, immer einſamer, immer dunkler wurden die Zimmer. Jetzt kamen ſie zu dem letzten. Dunkel brannten zwey Lichter unter dem Spiegel, menſchenleer war das Zimmer, der Graf zog die Thur hinter ſich zu. Erſchöpft, glühend wie im hitzigen Fieber, ohne Bewuſtſeyn ſank Amalie auf ein Ruhebette; er ſtürzte zu ihren Füßen, ſeine Arme umſchlangen ſie, das Feuer ſeiner Küſſe, ſeine ſüßen ſchmeichelnden Worte gaben ihr auf Augen-

blicke ihre Beſinnung wieder. Sie erkannte den Grafen und die Gefahr ihrer Lage.

„Ja! ich liebe dich;“ rief ſie, „doch ſey großmüthig und ſchone meiner.“

Sie ſank zu ſeinen Füßen und umſchlang weinend ſeine Knie; er hob ſie an ſein Herz, drückte das reizende Mädchen freudig an ſeine Bruſt, küßte die Thränen von ihren glühenden Wangen und verſchloß ihr mit Küſſen den Mund; ein wollüſtiges Feuer brannte in ihren Adern, alles vergaß ſie über dieſer entzückenden Schwelgerey. Er benutzte den Augenblick, ihre Schwäche, ihre Bewußtloſigkeit, immer inniger umſchlang er das zärtliche Mädchen, immer freudiger horchte ſie auf ſeine ſüßen überredenden Worte, immer ſtärker wurde der himmliſche Rauſch und vom glühenden Hauche der Luſt wurde ihre Unſchuld vergiftet. Halb entſeelt riß ſie ſich aus ſeinen Armen, eine Schwäche überfiel ſie, blaß und verſtört, den Ausdruck des Entſetzens und Wahnſinns im Geſichte,

lag der gefallene Engel da, wild rollten ihre Augen umher; sonst gab sie kein Zeichen des Lebens von sich. Ihr erstes Erwachen war schrecklich; noch ein Mal sank sie zu seinen Füßen.

„O! du!“ rief sie aus, „dem ich mich ganz hingegeben habe, der meine Schwachheit, den Rausch meiner Sinnen benutzt hat, verachte mich nicht. Du hast mich gränzenlos elend gemacht; ich gehöre Niemanden mehr an. Wenn du mich verstößest, bin ich verworfen, entehrt, auf immer der Schande preis gegeben. Du hast meine Unschuld gemordet, den Frieden meiner Seele zerstöhrt. Tödte mich, Grausamer! oder gieb mir meine Ehre wieder.“

„Meine süße Amalie,“ erwiederte er, indem er sie sanft zu sich empor hob, „mein Weib, mein theures Weib, warum willst du mir den seligsten Augenblick meines Lebens verbittern? Warum diese Klagen, die mein Innerstes zerreißen? Warum hast du mich

mehr Vertrauen auf den Geliebten deines Herzens? Folge mir, meine Amalie, ich führe dich zu der Fürstin zurück, morgen fahr' ich mit dir auf das Gut unserer Tante, wir werfen uns ihr zu Füßen, gestehen ihr unsere Liebe, bitten sie um ihren Segen und die Beschleunigung unserer Verbindung. —"

„Nein! nicht unter Menschen," schrie sie mit wilden Blicken, „auf immer will ich sie meiden; jeder würde meine Schande errathen, jeder in meinem Gesicht lesen."

„So folge mir, meine Geliebte," erwiederte er verlegen, „ein Fiaker soll uns sogleich in mein Haus bringen. Hier kannst du unbemerkt nicht länger bleiben, dort aber können wir ungestört mit einander verabreden, was zu thun ist."

Geduldig ließ sie sich von ihm wegführen, geisterbleich wankte sie an seiner Seite die Treppe hinab.

Neuntes Kapitel.

Trattenheim brachte Amalien in seinen Pallast, suchte sie mit allen seinen Schmeichelkünsten zu beruhigen, aber umsonst.

Vergebens stellte er ihr vor, daß ihr Ruf auf immer dahin sey, wenn sie nicht mit ihm unbemerkt auf die Redoute zurückkehre.

„Nicht wieder unter Menschen," war ihre einzige Antwort. Krampfhaft hatte sie seine Hand gefaßt, zu verschiedenen Malen sank sie zu seinen Füßen, ihr bleiches entstelltes Gesicht, ihre Angst, der schreckliche Zustand ihrer Seele ließ für ihr Leben befürchten. Selbst auf den Grafen machte ihr ungeheuchelter Schmerz einen ungewöhnlichen Eindruck, aber zu fest gewurzelt war des jungen Mannes Vorurtheil, um ihn zu bekehren. Sie versank aufs Neue in einen bewußtlosen Zustand; es war zuviel für sie, ihr

Körper unterlag, sie sank in einen todtenähnlichen Schlummer; diesen benuzte er, sie zu der Feldmarschallin hinaus zu bringen. Seiner Erzählung nach hatte sich Amalie erhizt, erkältet, war einer Ohnmacht nahe gewesen, er hatte sie sinken sehen, aufgefangen, zu seinem Wagen geführt, und brachte der Tante nun das theure Pfand zurük, welches sie ihm anvertraut hatte. Amalie wurde zu Bette gebracht und ihr Verführer erndete noch Lobsprüche ein. Sie verfiel in ein heftiges hizziges Fieber; vier Wochen lang waren die Aerzte für ihr Leben besorgt. Sie hatte in ihren Fieberträumen oft Trautenheims, oft aber auch Worenzows Namen genannt, sie hatte phantasirt, aber nie im Zusammenhange. Der Arzt schüttelte den Kopf; ihm mochte die Ursache ihres Zustandes kein Geheimniß seyn. Endlich siegte ihre Jugend- und Lebenskraft, sie erholte sich, wiewohl langsam. Vier Wochen hatte sich der Graf beynahe nicht von dem Landgute

der Feldmarschallin entfernt; sobald sich Amalie zu erholen anfieng, die Gegenstände und die Personen um sich her erkannte, schützte er eine nothwendige Geschäftsreise vor und kehrte nach Paris zurück. Mit ihm war der Geist der Fröhlichkeit, Scherz und Freude aus dem alten gethürmten Schloß gewichen.

Amalie schien alles, selbst die Ursache ihrer Krankheit vergessen zu haben, ihre Stimmung blieb melancholisch, aber den Grafen erwähnte sie nie. Ihre Tante, die nun auch anfieng, den Zusammenhang der Sache zu errathen, begegnete ihr kalt und mürrisch; sie lebten jetzt ganz einsam, denn die langwierige Krankheit Amaliens hatte das Schloß zum Sitz der Trauer gemacht, und die Schmetterlinge der Hauptstadt verscheucht. Verschiedene Monate verflossen in trauriger Einsamkeit. Graf Riancourt schrieb selten und seine Briefe machten nur wenig Eindruck auf Amalien, selbst der

letzte nicht, in welchem er seine baldige Ankunft verkündigte.

Eine neue schreckliche Entdeckung erwartete sie; es ward ihr öfters übel und zuckte ihr wie Krämpfe nach dem Herzen herauf, immer mehr verbleichten die Rosen ihrer Wangen, und das Feuer ihrer Augen erlosch. Es war eine Folge jener unseligen Stunde, sie trug die Frucht von Trattenheims Verbrechen unter dem Herzen. Justine machte zuerst diese fürchterliche Entdeckung, als sie ihre junge Gräfin ankleidete. Ihre bedeutenden Blicke, ihr Entsetzen, die Blässe, die ihre Wangen überzog, ihr Zittern, ein dunkles Gefühl Amaliens, ein Blick, den sie in diesem Augenblicke auf ihre Gestalt warf, überzeugten sie von der Gewißheit ihres Unglücks. Schrecken, Entsetzen und Verzweiflung machten sie sinnlos, sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Das treue Mädchen kniete bey ihr nieder, weinte, rang die Hände, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis

Amalie durch ihre Bemühungen wieder zu ſich ſelbſt gekommen war. Sie küßte der Gräfin die Hand und bat ſie mit theilnehmenden Thränen ſich zu beruhigen und ihren Zuſtand nicht gefährlicher zu machen.

„Sie haben ja mich, gnädige Gräfin, mich, die ſie von Kindheit auf geliebt und bedient hat; bey mir iſt ihr Geheimniß ſo ſicher, als wie in ihrem eigenen Buſen. Wenn ſie ſich mir anvertrauen und meinen Vorſchriften folgen wollen, ſo gebe ich ihnen mein Wort, wir verbergen es vor den Augen der ganzen Welt.“

„Liebſt du mich, Juſtine?“ fragte Amalie mit wilden rollenden Blicken.

„Wie mich ſelbſt,“ antwortete das Mädchen ſchluchzend.

„O! ſo zeige mir, daß du mich liebſt, gieb mir den deutlichſten Beweis davon. Ich muß ihm nach: der Grauſame muß ſehen, in welche entſetzliche Lage er mich gebracht hat. Verſchaffe mir Morgen Abend Poſtpfer-

de, die mich am Ende des Hölzchens erwarten."

„Wohin wollen ſie, gnädige Gräfin?"

„Zu ihm nach Paris."

„So weit? In ihrem Zuſtande? In dieſer rauhen Jahreszeit? Jetzt, wo wir alle Tage ihren Herrn Vater erwarten?"

„Darf er mich ſehen? Glaubſt du, daß ich ſeinen Blick aushalten würde? O! ich bitte dich, mache keine Umſtände mehr. Geh, und beſorge es, wenn du mich lieb haſt."

„Aber, wie werden wir fortkommen ohne Päſſe?"

„Ungehalten geht das Unglück durch die ganze Welt."

„Aber wir Beyde allein? Zwey ſchwache hülfloſe Weiber?"

„Nur Pferde ſchaffe mir; ich reiſe allein."

„Sie trauen mir zu, daß ich ſie verlaſſen könnte? Und giengen ſie ans Ende der Welt, ich folgte ihnen; treu bleib ich ihnen bis zum Tode."

„Nun, ſo geh!“

„Aber wenn man uns nachſetzt? einholt? zurückbringt?“

„Bis zum Anbruch des Tages haben wir ſchon einen groſsen Vorſprung.“

„Mir fällt etwas ein, gnädige Gräfin.“

„Der Poſtſecretair iſt mein Vetter. Ich will ihm eine wahrſcheinliche Geſchichte von mir erzählen. Es iſt mein Geliebter, der mich von hier aus abhohlt. Auf dieſe Art könnte ich ihnen vielleicht Päſſe verſchaffen. Sie ſpielen unter Weges meine, ich die Rolle ihres Geliebten.“

„Treue, treue Seele!“ ſagte Amalie, und fiel ihr um den Hals. „Jetzt im Unglück erſt lerne ich dein Herz kennen.“

Gerührt ſank das Mädchen ihr zu Füſsen und küſste Amalien ſchluchzend die Hand. Juſtine beſorgte alles. Sie erhielt durch ihren Vetter Päſſe nach Frankreich. Amalie

packte ihr Geld und ihre Kostbarkeiten zusammen und entfernte sich unter dem Schutze der Dunkelheit. An der Gartenthüre empfieng sie Justine und führte sie durch kleine Umwege zu dem Hölzchen, wo der Wagen ihrer wartete. Sie kamen glücklich auf die erste Stazion, von da mit Hulfe ihrer Pässe unangehalten über die Gränze.

Spät am Morgen des andern Tages entdeckte man erst Amaliens Flucht. Die Feldmarschallin war darüber außer sich, sie hatte nichts gemerkt; sie gehörte zu jenen spiegelglatten Seelen, die von allem, was sie umgiebt, nur einen vorübergehenden Eindruck annehmen. Amalie litt vor ihren Augen, ohne daß sie es fühlte, und wäre gestorben, ohne daß sie sich darüber gewundert hätte; nur jetzt erschrack sie, weil sie sich für die Ankunft ihres Bruders fürchtete, der strenge Rechenschaft von ihr fordern konnte. Amaliens Verschwinden blieb ein Räthsel so lange,

bis der Polizeisecretair der alten Gräfin seine Muthmaßungen mittheilte. Es war zu spät ihr nachzureisen; daß sie den Weg nach Frankreich genommen hatte, war Alles, was man mit Gewißheit erfahren konnte.

Ferdinand.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Es iſt Zeit, daß wir uns nun auch wieder ein Mal nach Ferdinand umſehen, den wir ganz aus den Augen verlohren haben. Während ein hinterliſtiger Verführer den ſchändlichen Plan zu dem Verderben ſeiner geliebten Amalie ausführte, ihm ihr Herz raubte, und mit verbrecheriſchen Händen das Heilig-

thum ſeiner Liebe entweihte, war er mit dem Regimente, das zur Hauptarmee ſtieß, an dem Ort ſeiner Beſtimmung angekommen. Zwiſchen Prag und Olmütz dehnte ſich in unabſehbarer Weite das Kaiſerliche Lager aus und in ſtolzer Ruhe erwartete der Feldherr den Angriff der Feinde. Zwar waren die Preußiſchen und Sächſiſchen Armeen in Böhmen eingerückt und hatten gleichfalls ein Lager bezogen; aber die Heerführer begnügten ſich an der Gränze ſtehen zu bleiben, Kontributionen auszuſchreiben, und nur um die Laſt des Krieges den Gränz-Ortſchaften zu erleichtern, rückten kleine fliegende Korps in das Innere des Landes. Wie finſtere Gewitterwolken, ehe der Sturm ſich erhebt, ſtanden die Heere drohend gegen einander; es bedurfte eines einzigen Windſtoßes und ſie waren zuſammen geſchleudert; aber er erfolgte nicht. Eine höhere Hand hielt die Arme der Mächtigen zurück, der Sturm zog vorüber, die drohenden Wolken zertheilten

ſich, und die Feder ſchlichtete, was das Schwert erfechten ſollte.

Aber ſo wie, wenn auch das Gewitter vorüberzieht, ſich dennoch einzelne Wolken ihrer Blize entladen, ſo wurden auch, obgleich die Hauptarmeen ihre Stellungen nicht veränderten, einzeln ſtreifende Korps mit einander handgemein. An der Schleſiſchen Gränze wurde ein Kaiſerliches Regiment von den Preußen überfallen und beynahe ganz vernichtet. Ein Kaiſerliches Korps zog dagegen in Geſchwindmärſchen vom linken Flügel über Saz, Kemmotban nach dem Sächſiſchen Erzgeburge, um dort die ſich ſicher wähnenden Preußen und Sachſen zu überfallen.

Ich bin weit davon entfernt, meinen Leſern die Geſchichte des einjährigen Krieges zu erzählen und erwähne dieſes Streifzuges nur, weil das Regiment von Lowenſtein vom linken Flugel der Armee dazu auserſehen wurde, und Ferdinand ſich bey demſelben befand. So lange das Regiment im Lager

ſtand, hatte Ferdinand, wenn es ſeine Dienſtgeſchäfte erlaubten, immer um den Grafen Kiankourt ſeyn müſſen, hatte ihn ſelten verlaſſen, und war dem alten ehrwürdigen Helden beynahe ganz unentbehrlich geworden. Er liebte ihn und behandelte ihn wie ſeinen Sohn; auch Ferdinand liebte den edlen Mann wie ſeinen Vater und verehrte ihn wie ein höheres Weſen. Immer feſter ſchlang ſich das Band, das Dankbarkeit, ehrfurchtsvolle Liebe und auf Achtung ſich gründende Zuneigung knüpfte, um den feurigen Jüngling und den Helden im Silberhaar. Die Offiziers des Regiments ſahen Anfangs ziemlich ſcheel zu dem Verhältniſſe Ferdinands mit ihrem Kommandanten; ſie hielten ihn für einen angeſtellten Auflaurer ihrer geheimſten Handlungen und vermieden, ſoviel ſie konnten, ſeine Geſellſchaft. Als aber Ferdinand ruhig ſeinen Weg fortwandelte, keinen anſuchte, keinem aus dem Wege gieng, höflich und gefällig gegen jeden war, und die Liebe, die

der Oberſte für ihn hegte, nur dazu benutzte, kleine Nachläſſigkeiten ſeiner Kameraden zu entſchuldigen und überall zum Beſten zu reden; da er nie für ſich um Etwas bat, immer unverdroſſen ſeine Pflichten erfüllte, kurz nie die Neigung des Oberſten miß-brauchte, ſo wurde er ſehr bald von dem Offiziers-Korps eben ſo ſehr geſchätzt und geliebt, als er im Anfange ſeiner Dienſtzeit beneidet, verachtet und gefürchtet wor-den war.

Bey dem täglichen Umgange des Grafen Frankfourt, mit unſerm Ferdinand gewan-nen Beide. Die Kraft des Geiſtes, die richtige Anſicht der Dinge, der Adel der Seele, die Lebensweisheit und die vortrefflichen Grund-ſätze, die des Oberſten Charakter auszeichne-ten, und bey einer näheren Bekanntſchaft mit ihm hervorleuchteten, feſſelten auf der einen Seite den jungen Mann eben ſo an den ehrwürdigen Helden, als auf der andern

das geschickte männliche Betragen, der hohe Sinn und alle die vortrefflichen Eigenschaften, die des Jünglings Herz täglich entfaltete, den Obersten immer mehr zu diesem hinzogen.

Oft wenn sie spät in der Nacht noch in des Grafen Zelte vertraulich beysammen saßen, die Scheidewand des Ranges gefallen, und selbst ihr ungleiches Alter vergessen war, ein Glas deutschen Weines des Alten Herz erwärmt, und des Jünglings Brust erweitert hatte, wenn er ihn an seine Brust drückte, ihn Sohn, ihn die Freude seines Alters nannte; wenn sie von Amalien sprachen, des Jünglings Wangen höher sich färbten und sehnsuchtsvoll seine Blicke sich auf den Bild seiner Geliebten heiteten; wenn dieser dann sprach, er liebe ihn wie Amalien, er liebe Beyde mit gleicher Innigkeit, er mache keinen Unterschied zwischen ihnen, und Beyder Glück liege ihm gleich sehr am Herzen: o! wie oft wollte da des Jünglings Herz überwallen; wie oft war er da schon im Begriff,

ſich zu den Füßen ſeines väterlichen Freundes, ſeines Wohlthäters zu werfen, und voll Zutrauen auf ſeine Großmuth ihm ſeine Liebe zu entdecken. Aber immer brachte in eben dem Momente, wenn er ſprechen wollte, ein Wort, ein Blick ihn aus ſeiner Faſſung, der Laut erſtarb auf ſeinen Lippen, und machte ihm das Geſtändniß unmöglich. So verſchob er von einem Tage zu dem andern, ſo lange ſie unthätig im Lager ſtanden, das Geheimniß ſeines Herzens zu enthüllen, bis endlich der ſchnelle Befehl zum Aufbruch, der an den Oberſten Rinaldini erging, und der Gedanke, ſich vielleicht mit dem Feinde meſſen zu können, der ſeinen jugendlichen Muth feurig belebte, ſeine Aufmerkſamkeit von ſeiner Geliebten ab, und auf andere Gegenſtände hinzog.

Zweytes Kapitel.

Wie Leonidas mit drey hundert Spartern den Paß bey Thermopilä, ſo hatte der Oberſtlieutenant Graf von der Goltz mit drey hundert Preußiſchen Huſaren des Regiments von Ezettritz die Sächſiſche Gränzſtadt Marienberg beſetzt.

Ein Frey-Bataillon, kurz vor dem Kriege errichtet, ſtand als leichte Infanterie unter ſeinen Befehlen. Einige Tage waren die Preußiſchen Huſaren erſt in Marienberg eingerückt. Unbeſetzt fanden ſie die Stadt, ringsumher Alles ſtill, Alles wie im tiefſten Frieden. Ausgeſchickte Patrouillen fanden die Böhmiſchen Bauern ruhig bey ihrer Feldarbeit, bemerkten auch nicht die geringſte Spur vom Feinde und brachten die Nachricht zurück, daß die Kaiſerliche Armee über zehen

Meilen weit in dem Innern des Landes ſtehe. Dieſe Nachricht war nicht dazu geeignet, Beſorgniſſe zu erregen und ſchien alle Vorſichtsmaaßregeln unnöthig zu machen; überhaupt verringert Bekanntſchaft mit der Gefahr, Gewohnheit, und wenn man will, ein mißverſtandenes Ehrgefühl, die Wachſamkeit des Soldaten im Laufe des Krieges; eine Wahrheit, die Friedrich der Große ſelbſt, durch den Uiberfall von Hochkirch beſtätigt hat. Dem ohngeachtet aber hatte der Graf von der Golz zu ſeinem Glück, nicht alle Vorſicht aus den Augen geſetzt. Ein Offizier mit dreyßig Hußaren ſtand hinter der Mühle des Rothen Vorwerks auf Feldwache und ſeine Vedetten auf der Höhe nach Sebaſtiansberg zu, gerade vor dem Walde.

Es war ein trüber, regenſchwangerer, nebliger Herbſtmorgen, der Wind rauſchte durch die dunkeln Tannen- und Fichtenzweige des weitläuftigen Waldes, der Böhmen und Sachſen von einander ſcheidet, die

Wedetten hüllten ſich tiefer in ihre Mäntel und erwarteten ſehnſuchtsvoll den Aufgang der Sonne, als auf ein Mal ganz in der Nähe ein Geräuſch, wie der Hufſchlag vieler Pferde ſie aufmerkſam machte. Die Hußaren horchten hoch auf und ſchlugen die Mäntel zurück: immer näher kam das Geräuſch den Lauſchenden, und kaum hatten ſie ſoviel Zeit, ihre Piſtolen zu ſpannen, als am Saum des Waldes von allen Seiten Löwenſteiniſche Dragoner ſich zeigten.

Die Hußaren feuerten ihre Piſtolen ab und eilten ihrer Feldwache zu; der Offizier ſchickte ſogleich einen Hußaren im geſtreckten Gallop nach der Stadt, der laut die Ankunft der Feinde verkündigte, und warf ſich mit den übrigen dem anrückenden Feinde in den Weg. Schnell angezogen beſtieg der Oberſtlieutenant Golz ſein Pferd und die auf den Ruf der Trompete herbeyeilenden Hußaren jagten mit verhängtem Zügel zur Stadt hinaus dem Feind entgegen.

Bey der Mühle waren schon zwischen der Kaiserlichen Avantgarde und den Hußaren der Feldwache einzelne Schüsse gefallen.

Die Letzteren wurden zurückgedrängt, der Preußische Offizier zog sich aber so lang ein guter Ordnung zurück, bis der Oberstlieutenant mit seinem ganzen Kommando zu seiner Unterstützung herbeyeilam. Unterdessen versammelte sich bey Trommelschall das Bataillon leichter Infanterie auf dem Markte und eilte zum Kampfe. Ein mörderisches Gefecht begann, das verschiedene Stunden währte und sich mit dem Rückzug der Preußen endigte, die der Übermacht und der Tapferkeit ihrer Feinde weichen mußten.

Ein Bauer aus dem Böhmischen Orte Kühnheide, der den Oberstlen Klinkeurt mit dem Regimente geführt und versprochen hatte, es um Mitternacht nach Maricnberg zu bringen, führte das Regiment die halbe Nacht in dem Walde in der Irre herum und erst mit Anbruch des Tages fand er den rech-

ten Weg. Das Glück, seit Friedrichs Zeiten den Preußen immer hold, hatte sich auch dieses Mal seiner Lieblinge angenommen, die sonst im Schlaf überfallen worden wären und wohl größtentheils in die Gewalt ihrer Feinde gekommen seyn würden. Der dichte undurchdringliche Nebel verhinderte Anfangs die Kaiserlichen, die Anzahl ihrer Feinde zu beurtheilen: daher kam's, daß der kommandirende Offizier der Feldwache sich so lange halten konnte, bis er von der Stadt aus unterstützt wurde. Die Löwensteinischen Dragoner und Czettritzischen Hußaren fochten mit der größten Erbitterung, jeder Einzelne that Wunder der Tapferkeit, und selbst indem sie der Uibermacht wichen, machten die Hußaren den siegenden Kaiserlichen noch jeden Fuß breit Land streitig.

Zwey Mal hatte Ferdinand das himmlische Gefühl, seinen edlen Wohlthäter, den Oberßen, den er nie aus den Augen verlor, und der, wie ein rascher Jüngling,

immer an der Spitze seiner Schaaren focht, aus augenscheinlichen Gefahren zu retten. Ein Mal fieng er einen fürchterlichen Hieb auf, der dem geliebten Haupte drohete; ein Mal befreyete er ihn aus der Gewalt seiner schon überwundenen Feinde. Das Pferd des Grafen war unter ihm zusammen gestürzt; er selbst lag ohne Besinnung von dem Falle betäubt da, die Hußaren, die im Rückzuge begriffen waren, wandten schnell ihre Pferde; in eben dem entscheidenden Augenblick sprengte Ferdinand mit einigen Dragonern zu seiner Hulfe herbey, drängte die Hußaren aufs Neue zurück, und rettete dadurch seinen väterlichen Freund, den er, als er sich wieder etwas erholte, auf das zärtlichste beschwor, sich nicht länger der Gefahr auszusetzen.

Graf Rantzau, der sich schwach und erschöpft fühlte, von einem Streifschuß zwar nur leicht verwundet worden war, aber doch schon viel Blut verloren hatte, folgte sei-

nem Rath und ließ sich zurück bringen; Ferdinand aber eilte, sobald er seinen edlen Freund in Sicherheit wußte, mit freudigem Herzen auf den Flügeln des Ruhms von Neuem dem Siege zu.

Die Kaiserlichen leichten Truppen hatten sich indessen durch Hecken und Gärten geschlichen, kamen der Preußischen Infanterie in den Rücken und vollendeten den Sieg. Wenige entkamen; der größte Theil wurde theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht.

Alle Offiziers und Gemeine des Löwensteinischen Dragoner Regiments hatten ihre Schuldigkeit, Viele sich hervor gethan; aber Alle, Alle ließ Ferdinand weit hinter sich zurück. Mit dem Muthe eines Helden der Vorzeit führte er seinen Zug in die dichtesten Reihen der Feinde, mit der Bedachtsamkeit eines erfahrnen Kriegers führte er ihn wieder heraus. Überall war er, überall half er, wenn Hülfe entschied.

Ein groſſer Theil ſeiner Kameraden drückte ihn nach der Affaire gerührt an die Bruſt, er ſelbſt war bewegt; alle beeiferten ſich, ſeinem Muth Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Die Gemeinen, die ihren geliebten Oberſten durch ihn gerettet wußten, erhoben ſeine That bis zum Himmel. Ein frohlicher Taumel hatte ſich Aller bemächtiget. Die Klagen der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden wurden von den Ausbruchen der Freude, von den Glückwünſchen und dem lauten Jubel der Sieger übertäubt.

Auch mancher Preuſſe, den Ferdinand aus den Händen ſeiner eigenen Leute rettete, verdankte ſeiner Menſchlichkeit das Leben. So kam er noch eben zur rechten Zeit einem Preuſſiſchen Infanterie-Offizier zu Hülfe, der ſich in einer von den Straßen der Stadt mit dem Rücken an ein Haus gelehnt, noch ſchwach gegen zwey Dragoner vertheidigte. Er rief den Dragonern zu; ſie ließen

von dem Officier ab und dieser gab ihm erschöpft mit mattem Lächeln seinen Degen. Ferdinand starrte ihn an, er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Es war Weibers!

„Wie wunderbar spielt das Schicksal mit den Menschen?“ war Ferdinands erster Gedanke. Einst mußte dieser Mann mich grausam und hülflos in die Welt stoßen, damit ich jetzt im Stande seyn konnte, ihm das Leben zu retten.“

Er rückte den Hut tiefer in die Augen, der Major erkannte ihn nicht, dankte ihm jetzt auf das verbindlichste und folgte seinem Uiberwinder, der schweigend neben ihm her ritt.

Drittes Kapitel.

Ferdinand übergab den gefangenen Weibers, ohne ihm zu antworten, dem ersten Unteroffizier, auf den er sich verlassen konnte, be-

fahl ihm die gröſte Sorge für ſeinen Gefangenen zu tragen und trug ihm auf, zu des Majors Sicherheit bis zu ſeiner Zurückkunft in ſeinem Quartiere zu bleiben.

Einige Stunden weit verfolgte der Kaiſerliche Oberſtlieutenant Sichers mit den Löwenſteiniſchen Dragonern noch die Preuſſen, dann kehrte er, nachdem er eine geringe Kontribuzion in dem Städtchen verlangt und eingetrieben hatte, über die Gränze nach Böhmen zurück. Eine Kanone, die die Preuſſen vernagelt hatten, nahm die Kaiſerliche leichte Infanterie mit ſich fort. Ferdinand flog nun nach Sebaſtiansberg, wohin ſich der Oberſte hatte bringen laſſen. Er fand ihn im Bette, von dem Sturz an allen Gliedern gelähmt, von der Betäubung und dem Blutverluſt ſehr ermattet, in einem bedenklichen Zuſtande. Der Graf richtete ſich im Bette in die Höhe, reichte ihm die Hand, ſah ihn mit Augen voll Liebe und Bewunderung an, eine Thräne zitterte an ſeiner männlich bräunlichen Wan-

ge herab, und seine Rührung hinderte ihn Anfangs zu sprechen. Ferdinand drückte die ihm dargebotene Hand feurig an seine Lippen.

„Mein Herr Obrist, o! mein väterlicher Freund, wie finde ich sie wieder? Diese blassen Wangen, diese bleichen Lippen, sollten sie kränker seyn als ich vermuthete? — Sie schweigen? Eine schreckliche Ahndung ergreift mich. Sie sind verwundet, gefährlich verwundet! um Gotteswillen, und Niemand hilft ihnen? O! mein Vater, mein Wohlthäter, Schöpfer meines Glücks, was sollte aus mir, aus ihrem Geschöpf werden, wenn ich sie verlöre!“

„Beruhige dich, mein Sohn,“ ich bin nicht gefährlich verwundet,“ antwortete der Obrist, „aber immer bereite dich auf das Schlimmste vor; ich bin ein alter Mann und der Hieb, den der junge kraftvolle Baum allenfalls noch verwachsen kann, vernichtet den abgelebten mürben Stamm. Ich fühle mich erschöpft, und was auch mein Wundarzt sagen mag, ich

fühle, daß ich krank, sehr krank bin. Wie nahe ich schon dem Ziele meiner irdischen Laufbahn gekommen bin, kann ich dir nicht bestimmen, aber entfernt ist es nicht mehr. Ich stehe in der Hand des Allmächtigen, bin bereit seinem Winke zu folgen und sehe dem unvermeidlichen Schicksal aller lebenden Wesen, das früher oder später einen Jeden erreicht, mit der Standhaftigkeit eines alten gedienten Soldaten und mit der Fassung eines gesetzten Mannes, der sich keines Verbrechens und keiner vorsetzlichen Sünde bewußt ist, entgegen. Meine Rechnungen mit Gott und der Welt hab' ich abgeschlossen, aber mit dir, edler junger Mann, Sohn meiner Liebe, Retter meines Lebens und meiner Ehre bleibt mir noch viel zu berichtigen übrig."

Ferdinand drückte seine Hand an die Brust und wollte sprechen; seine Thränen hinderten ihn daran, der Oberste winkte ihm mit der Hand, zu schweigen und fuhr fort:

„Unterbrich mich nicht, Ferdinand. — Ich gehe als dein Schuldner aus der Welt, und was ich auch zu der Verbesserung deiner Umstände, die das Glück so beschränkt hat, zu thun im Stande bin, nie kann ich die Schulden bezahlen, die deine Großmuth und Tapferkeit auf Amalien und mich gehäuft hat. Als ein Andenken von mir, als ein Andenken eines Mannes, der dich väterlich liebte, nimm diese Briefstasche. Sie enthält Scheine der Bank von Venedig, in welche ich den Theil meines Vermögens niedergelegt habe, den mir meine erste Frau vermachte; nach ihrem Tode verband ich mich erst mit der Mutter meiner Amalie. Niemand weiß etwas von diesem Gelde, das ich ihr mit dem größten Recht entziehen kann, und das dich zwar nicht zum reichen Manne machen, aber dich doch in den Stand setzen wird, frey und unabhängig zu leben.“

Ferdinand versuchte vergebens zu sprechen; diese Sprache seines gütigen Wohlthä-

ters und das, was so deutlich aus seinen Worten hervorleuchtete, das Gefühl seiner zunehmenden Schwäche, setzten den Jüngling ganz außer sich; er rang die Hände und schluchzte laut.

„Laß mich," fuhr der Oberste ernsthaft fort, „ein solches unmännliches Betragen von meinem Liebling, von meinem Freund nicht mehr sehen. Hier nimm, was dir dein Pflegevater mit gutem Gewissen geben kann, und nun, mein Sohn, besorge, was ich dir auftragen will. Ich gedenke heute noch das Kommando des Regiments in die Hände des Oberstlieutenants nieder zu legen und Morgen auf mein Gut nach Mähren abzugehen; laß meinen Reisewagen zurecht machen. In der Gruft, wo alle meine Vorältern begraben liegen, will auch ich ruhen, wenn der Tod mich nicht unter Weges ereilt. Du sollst mich begleiten, wenn du willst; denn ich wünschte, daß deine liebe Gegenwart nur die letzten Tage meines Lebens erheiterte. Ich

wünſchte, daß mein brechendes Auge von Freundes Hand zugedrückt würde; ich wünſchte, daß eine liebende Seele, daß mein Sohn meinem Sarg folgte. Willſt du mit mir gehen?"

„O! mein Vater! mein Wohlthäter!" rief Ferdinand und ſank, ſeines Gefühls nicht mehr mächtig, an die Bruſt des edlen Greiſes, der ſeine Arme um des Jünglings Hals ſchlang, und ihn lange ſo umarmt hielt.

„Aber, Ferdinand," ſagte der Oberſte, indem er ihn mit der Hand ſanft von ſich wies, „aufheitern ſollſt du mir die letzten Tage meines Lebens, nicht ſchwer machen. Hörſt du? Nun ſo gehe jetzt, mein Sohn."

Ferdinand entfernte ſich mit zögernden Schritten. Auf ein Mal fiel ihm Weibern wieder ein, den er ganz vergeſſen hatte. Er kehrte wieder zurück, ſeinem väterlichen

Freunde die Gefangennehmung dieſes Mannes mitzutheilen, der ihn vor einigen Jahren ſo ohne alle Schonung verſtieß, und der durch ſein grauſames Betragen den Grund zu alle dem merkwürdigen Begebenheiten legte, die dem jungen Mann ſeit der Zeit aufgeſtoßen waren.

„Wunderbare und gerechte Fügung des Himmels!“ rief der Oberſte, „die deinen Feind, der dich damals ſo unverſchuldet verfolgte, nun ſelbſt in deine Hände giebt. Eile, mein Sohn, eile zu ihm, ehe er vielleicht mit den übrigen Gefangenen ins Hauptquartier abgeführt wird, und ſuche das Nähere, was deine Aeltern betrifft, zu erfahren. Eile, und komme ſobald als möglich zu mir zurück, um meine Neugierde zu befriedigen, die meine Theilnahme an deinem Schickſal erzeugt; mein Kammerdiener mag unterdeſſen die Anſtalten zu unſerer Reiſe beſorgen.“

Viertes Kapitel.

Ferdinand eilte mit der Ungeduld eines Liebenden, auf den die Braut wartet, seinem Kantonnierungsquartiere zu. Herr von Welbers, der, als er in die Stube trat, den Kopf auf seine Arme gestützt, nachdenkend am Tische saß, stand bey seinem Eintritt auf, und kam ihm einige Schritte entgegen; er schlug die Augen nieder und die Röthe der Schaam mahlte sich auf seinen Wangen.

„Edler junger Mann," stotterte er, ohne aufzusehen, „ich verdanke ihnen mein Leben; sie haben mich aus den Händen ihrer Dragoner gerettet, als meine Kräfte anfiengen, mich zu verlassen: ich bin ihr Gefangener, aber sie haben nicht ein Mal, was rechtmäßig ihre ist, meine Uhr und meine Börse nehmen wollen: erlauben sie daher, daß ich sie ersuche, wenigstens die erstere zum An-

denken dieſes mir ewig unvergeßlichen Tages von mir anzunehmen."

„Ich bin ihnen ſehr verbunden," antwortete Ferdinand kalt. „Ich kann meinen Feind entweder tödten oder ihm das Leben laſſen; ausplündern darf ich ihn nie, das würde ſich mit den ſtillen Geſetzen der Ehre nicht gut vertragen. Darüber laſſen ſie uns kein Wort verlieren, aber eine Frage beantworten ſie mir. Kennen ſie mich, Herr von Weihers?"

„Ich weiß nicht," antwortete der Major immer ohne die Augen aufzuſchlagen, und indem er tief Athem holte, „ihr Geſicht, ſelbſt der Ton ihrer Stimme kommt mir bekannt vor; ſchon ihr Name hat mir eine dunkle Ahndung gegeben. Die kurze Zeit, die ſie bey dem Regiment ſind, und daß ſie als Gemeiner angeworben worden ſind, wie mir der Unteroffizier unterdeſſen erzählt hat, läßet mich beynahe mit Gewißheit vermuthen —"

Er ſtockte. „Sollten ſie wirklich —“ Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er gefaßter fort: „Erſparen ſie mir das Geſtändniß meiner Schuld, die ich nicht ableugnen kann. Ja, ich kenne ſie. Sie ſind Ferdinand Reinhold. Sie haben ſich durch Großmuth an mir gerächt; denn, daß ſie mich auf den erſten Blick erkannt haben, hat mir ihre Anrede gezeigt. Ich kann meine Augen nicht zu ihnen empor heben. Junger Mann, weichen ſie nie von dem Pfade der Tugend, auf daß ſie nie für ſich ſelbſt erröthen müſſen, auf daß ſie nie das Gefühl der Schaam zu Boden drücken möge, wie mich, in dieſem Augenblick.“

Er hielt die Hand vors Geſicht und ſchien eine Thräne in ſeinen Augen zu zerdrücken. Ferdinand ergriff ſeine Hand.

„Sehen ſie mich an, Herr Major,“ antwortete er. „Leſen ſie Haß, Erbitterung oder tückiſche Schadenfreude in meinem Geſicht? Es thut ihnen Leid, daß ſie mich

damals so unfreundlich behandelt haben; ich sehe sie jetzt gerührt. Diese Genugthuung ist mir hinlänglich. Ich habe ihnen längst verziehen; ihre Härte ist zu meinem Glück ausgeschlagen. Stolz kann ich jetzt ausrufen: Was ich bin, bin ich durch mich selbst! Wie könnte ich da noch Groll gegen sie hegen? Ich freue mich, daß mir das Schicksal Gelegenheit giebt, sie hoffentlich vom Gegentheil zu überzeugen. Was ich, oder was auch mein Obrist der Graf von Riankourt, was alle Officiers thun können, ihre Gefangenschaft zu erleichtern, darauf rechnen sie mit Gewißheit. Aber sie werden ihre gute Meynung von mir gleich wieder verlieren, wenn ich ihnen gestehe, daß ich eigennützig genug bin, einen Gegendienst von ihnen zu fordern. Ich ersuche sie —"

Hier fiel ihm der Major in die Rede: „Verzeihen sie mir," sagte er schnell, „daß ich sie unterbreche. Ich errathe ihren Wunsch, und ich will mir wenigstens das

Verdienst nicht nehmen lassen, ihnen freiwillig und unaufgefordert zu sagen, was ich von ihrer Herkunft weiß; indessen ist alles, was ich ihnen sagen kann, mein lieber junger Mann, nichts als Vermuthung. Es ist ein einziger Mensch, der wahrscheinlich mit Gewißheit weiß, wem sie angehören. Es ist Dörnberg, den ich selbst für ihren Vater halte. Vertraut hat er mir es nie, aber verschiedene seiner Aeußerungen, die dunkel auf so etwas hinzielten, haben mich auf diese Vermuthung gebracht."

„Herr von Dörnberg mein Vater, sagen sie?" erwiederte Ferdinand und blickte nachdenkend vor sich hin. „War er jemals verheirathet?" fragte er dann.

„Nie."

„So wär ich also," sagte Ferdinand mit düstern Blicken, „ein Kind des Verbrechens?"

„Ein Kind der Liebe, wollen sie sagen,“ verbesserte der Major.

O! wie könnte das Liebe seyn! O! wie ist es möglich das Liebe zu nennen,“ rief er lebhaft aus, „was den Gegenstand seiner Zärtlichkeit so sehr herabwürdigen läßet! Und weiter hätten sie mir über diesen Gegenstand also nichts zu entdecken?“

„Nichts, was eigentlich sie selbst noch beträfe. So viel glaub' ich ihnen aber zu ihrer Beruhigung versichern zu können, daß ihre Mutter, wenn anders Dörnberg ihr Vater ist, in großer Achtung bey ihm steht. Eben diese Achtung war die Hauptursache meines Hasses gegen sie. Ich wollte die weitläufigen Dörnbergischen Güter an meine Familie bringen und ihn deswegen mit einer von meinen Schwestern verheirathen, die ihm auch nicht gleichgültig zu seyn schien. Seine Liebe zu ihnen und seine Achtung für ihre Mutter, glaubte ich, wären allein die-

ser Verbindung im Wege. Darum suchte ich sie in seiner Abwesenheit zu entfernen; so viel ich auch errathen hatte, so konnte ich mich doch mit meiner Unwissenheit in Betreff ihrer entschuldigen. Sie sehn, wie sehr ich meinen Fehler bereue; meine Aufrichtigkeit mag es ihnen beweisen."

„Ich danke ihnen," sagte Ferdinand, der aufstand und nach seinem Hute griff. „Ich habe nun doch etwas mehr Licht über meine Geburt erhalten, ich werde es in der Zukunft benutzen; jetzt muß ich sie verlassen, Herr Major. Verzeihen sie mir, daß ich die Gastfreundschaft nicht besser ausübe, aber der Graf Rianfourt, mein zweyter Vater, ist todtlich krank, und verlangt meine Gesellschaft. Ich gehe Morgen früh vom Regimente ab und mit ihm auf sein Gut nach Mähren, es heißt Roschitz. Haben sie die Güte sich den Ort zu merken, und wenn ihnen jemals etwas abgehen, oder sonst etwas zustoßen sollte,

erwarte ich, daß sie sich zuerst ihres neuen Freundes, ihres Landsmanns erinnern. Da sie wahrscheinlich Morgen ins Hauptquartier und von da weiter nach Ungarn abgeführt werden dürften, und ich meine Pferde jetzt nicht gebrauche, so werde ich ihnen meinen Bedienten bis an den Ort ihrer Bestimmung mitgeben. Es ist ein guter Mensch, auf den sie sich in allen Stücken verlassen können."

Der Major wollte reden; Ferdinand ließ ihn nicht dazu kommen.

„Keinen Dank, Herr Major!" sagte er. „Am meisten werden sie mich verbinden, wenn sie annehmen, was ich ihnen aus gutem Herzen anbiete. Leben sie wohl, und reisen sie glücklich."

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell und ließ den Herrn von Weihers beschämt und gerührt zurück.

Ich bin meinen Lesern noch die Aufklärung schuldig, wie Weihers, der in Berlin als

Stabsoffizier ſtand, hier auf ein Mal bey dem Freykorps auftreten konnte. Die Sache gieng ſehr natürlich zu. Er ſtand in dem Rufe eines guten Offiziers, behielt die Anciennete' in dem Regiment, bey dem er ſtand, bekam das Kommando dieſes Freybataillons und würde wahrſcheinlich als Oberſtlieutenant wieder ins Regiment getreten ſeyn, wenn der Uiberfall nicht ſo übel für ihn abgelaufen und er nicht gefangen worden wäre. —

Fünftes Kapitel.

Graf Riaukourt kam mit Ferdinand auf ſeinem Gute an; die Reiſe hatte ihn ſehr entkräftet, bedenkliche Zufälle traten bey ihm ein; eine Wunde, die er ſchon im ſiebenjährigen Kriege erhalten hatte, brach in der linken Seite wieder auf, der Wundarzt zuckte die Achſeln und eine gänzliche Auflöſung der

Säfte machte seinen Tod so gut als gewiß. Die Empfindungen, die das Herz Ferdinands bey diesem Ausspruche des Arztes und dem herannahenden Ende seines geliebten Wohlthäters bewegten und erschütterten, würde ich umsonst zu schildern versuchen. Die letzten Lebenstage dieses verehrungswürdigen Mannes blieben, so lange Ferdinand lebte, seinem Gedächtniß unauslöschlich eingedruckt. Die Ruhe des edlen Mannes und seine standhafte Ergebung in das nothwendige Gesetz der Natur, die Heiterkeit, mit der er der Zukunft entgegen sah, dies große Beyspiel, die weisen Lehren, die er seinem jungen Freunde gab, die Erzählungen aus seinem Leben mit ihren Nutzanwendungen machten sein Todenbette zu einer Schule der Erfahrung für Ferdinand. Vor Allem aber berührte die väterliche Zärtlichkeit, mit der er den jungen Mann behandelte, Saiten in seinem Herzen, die, so lange er lebte, bey der leisesten Erinnerung an seinen Wohlthäter in harmonisch

ſchwermüthigen Akkorden erklangen, wie das gelindeſte Lüftchen den Saiten der Aeoliſchen Harfe ſanft klagende Töne entlockt.

Täglich zwar verſuchte er es, ſeinem ehrwürdigen Freund die Liebe, die er ſo lange geheim gehalten hatte, die Hoffnungen, die er hegte und die Amalie einſt ſo offenbar nährte, zu entdecken; aber da er ſich immer mehr und mehr davon überzeugte, daß der Oberſte auch nicht die entfernteſte Ahndung von ihrer gegenſeitigen Neigung habe, verſchloß ihm eine unwillkührliche Furcht den Mund, die trotz der väterlichen Güte, mit welcher der Graf ihn behandelte, ihm jedes Mal, wenn er reden wollte, überfiel.

Endlich aber, als die Krankheit des Grafen ſich täglich verſchlimmerte und keinen Zweifel über ſeinen nahen Tod mehr geſtattete, gab ihm ſeine edle Seele und die Großmuth ſeines Herzens Kraft zu dieſem Geſtändniſſe. Er hielt es für feig und niedrig, einer Liebe länger nachzuhängen, die nur

durch die Einwilligung ſeines Wohlthäters gebilligt werden konnte. Er ſchämte ſich jetzt ſeines Stillſchweigens, gelobte, gelobte feyerlich bey ſich ſelbſt, ſein Schickſal auf den Ausſpruch des Grafen ankommen zu laſſen, und auf Amalions Beſitz, und auf jeden Anſpruch nach dem Tode ſeines edlen Freundes Verzicht zu leiſten, wenn er ihm ihre Hand verweigern ſollte. Mit dieſem feſten Vorſatz trat er eines Morgens an das Bette des Oberſten, öffnete leiſe die Vorhänge und fand ihn wachend; er ſchien zu beten. Ferdinand ergriff ehrerbietig ſeine Hand, und indem eine hohe Röthe ſeine Wangen überzog, geſtand er ihm mit bebenden Lippen ſeine Liebe zu Amalien, und machte ihn, ohne von dem Oberſten unterbrochen zu werden, ohne daß er ein Kennzeichen ſeines Unwillens von ſich gab, mit dem Entſtehn und Fortgange ſeiner Liebe vom Anfange her bekannt.

Jetzt hatt' er ſeine Geſtändniſſe geendiget, ſein gepreßtes Herz war erleichtert, er

ſchlug die Augen nieder, und dann und wann warf er einen ungewiſſen Blick auf den Oberſten. Unter beyden waltete ein Stillſchweigen von einigen Minuten ob; dann brach es Riankourt zuerſt.

„Mein Sohn,“ ſagte er, „ich habe dich ausreden laſſen, ohne dich zu unterbrechen, weil ich Alles von dir hören wollte, was du mir zur Entſchuldigung und Beſchönigung deiner Leidenſchaft ſagen könnteſt. Auch darf dich mein Stillſchweigen nicht befremden, weil nicht Unwille gegen dich allein, ſondern auch der Verdruß, mich abermal getäuſcht zu ſehen und mich in dem Herzen meiner Tochter geirrt zu haben, es hervorbrachte. Das Geſtändniß deiner Liebe und die Gewißheit eurer gegenſeitigen Neigung hat mich auf das äußerſte überraſcht; immer hab ich geglaubt, daß Amalie, ohnerachtet der Verbindlichkeit, die ſie dir ſchuldig iſt, eine entſchiedene Gleichgültigkeit gegen dich gezeigt habe; nie habe ich das Gegentheil befürchtet

und Amaliens Thränen, die ich einſt ganz unrecht auslegte, überzeugen mich jetzt nur von der Richtigkeit deiner Behauptung, um mich mehr zu beſchämen. Was ich für Thränen des gekränkten Stolzes über den Eingriff in ihre Rechte hielt, waren alſo Thränen der Freude, ihren Geliebten einen Platz einnehmen zu ſehen, der ihn ihrem Vater näher brachte, und ihres weichen wohlwollenden Herzens überſtrömendes Gefühl. Mußte ich darum ſo lange in der Welt leben, darum wähnen, eine genaue Kenntniß des weiblichen Herzens erlangt zu haben, um noch am Ende meines Lebens durch ein Mißverſtändniß das Unglück meiner einzigen Tochter und das meines Lieblings ſelbſt zu gründen? O! hättet ihr früher zu dem Vaterherzen geſprochen, ehe dieſe unſelige Leidenſchaft in dem euren Wurzel faßte; mein Rath würde euch dafür bewahrt und die Bitten eines redlichen Vaters euch wieder in die Schranken zurückgeführt haben, die

ihr nie hättet überschreiten sollen. Unselig, sage ich, ja wohl unselig ist diese Liebe, und der Kummer, meine beiden geliebten Kinder in diesem hoffnungslosen Zustand zurück zu lassen, verbittert mir die letzten Augenblicke meines Lebens. Was vielleicht der vereinten Anstrengung eurer Kräfte, einer standhaften uneigennützigen Liebe vieler Jahre bey meinem Leben gelungen seyn würde; wie könnte das jetzt der älternlosen Waise unter der Vormundschaft einer stolzen, auf den Ruhm ihrer Familie eifersüchtigen Frau und dem fremden heimathlosen Jüngling ohne Namen und Stand gelingen! Nie gieb einer solchen thörichten Hoffnung Raum, selbst wenn die immer mehr zunehmende Hinfälligkeit meines Körpers so viel Einfluß auf die Stärke meines Geistes haben sollte, daß ich dir von freyen Stücken meine Einwilligung gäbe. Du bist ein Protestant. Schon der Unterschied der Religion allein wäre hinlänglich, dir bey dieser Verbindung in

unſerm Staate die größten Hinderniſſe in den Weg zu legen; aber du biſt fremd, ohne Geburt, wenn ich ſterbe, ohne Schutz, indeß hier verjährte Vorurtheile den Schutz der Geſetze genießen, und eine mächtige Familie darüber wacht, ſie aufrecht zu erhalten. O! mein Sohn, renne nicht in dein Verderben; ſey großmuthig, beſiege dich ſelbſt, gebiete männlich deinem Herzen, ziehe nicht meine Tochter in dein Unglück mit hinab, und mache nicht, daß dein Name, den ich liebe, der Fluch des ganzen Plankenurtiſchen Geſchlechts werde."

„Halten ſie ein, gnädiger Herr!" rief Ferdinand, der bis jetzt mit dem Ausdruck der Angſt, der Verzweiflung und des Entſetzens im Geſichte, dem Grafen zugehört hatte. „Halten ſie ein; ſie brechen mir das Herz. O! es hätte nicht halb ſo vieler Worte bedurft, um mich von meinem Wahnſinn zurück zu bringen, und ich ſchwöre ihnen" —

„Halt ein, junger Mensch, schwöre nicht;“ unterbrach ihn der Oberste ernsthaft. „Der Bruch eines Eides, einem Sterbenden geschworen, soll deine Seele nicht belasten — aber“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „schwöre mir, abzustehen von diesen thörichten Gedanken. Ich kenne deinen männlichen festen Charakter, du bist der edelsten Aufopferungen fähig, du wirst deinen Schwur nicht brechen, er wird mich beruhigen, und ich werde getröstet sterben.“

Ferdinand schwur ihm einen heiligen Eid, nie der Gemahl seiner Tochter zu werden, nie Anspruch auf ihre Hand zu machen, nie mehr von Liebe mit ihr zu reden.

Mienkourt war damit zufrieden, er blickte heiter auf den heldenmüthigen Jüngling, dessen Antlitz finstere Schwermuth überzogen hatte, und dem jetzt bittere Thränen die Wangen herabrollten. Des Jünglings Schmerz rührte den Obersten; er ergriff seine Hand und sagte mit herzergreifen-

der Sanftmuth und Gutmüthigkeit: „Sey standhaft, mein Sohn; die Liebe ist nur von einer scheinbaren Unheilbarkeit begleitet. Glaube mir, diese Leidenschaft, die man als ewig dauernd betrachtet, ist die vorübergehendste von allen, aber die Freundschaft, denkst du nicht noch an diese? Würde es dir nicht zum Trost gereichen können, Amaliens Freund, Amaliens Bruder zu seyn? Das ist das Verhältniß, das dir geziemt, zu dem ich dich sanft zurückführen möchte, und das du nie überschreiten darfst, wenn du meine Befehle achtest. O! mein Sohn, du liebtest einst auch Julien mit heißer glühender Leidenschaft, warest du damals glücklich? Du hast ihren Verlust als ein Mann ertragen; aber welche Schmerzen hättest du die erspart, wäre dein Herz von Liebe frey geblieben, hättest du dich an der Freundschaft begnügt. Freundschaft gleicht dem klaren Spiegel des stillen Landsees, der, den Himmel zurückstrahlend, von schönen Bergen umgränzt

wird, die die Stürme abhalten, dem man ſich wohl vertrauen kann; die Liebe aber gleicht dem trüglichen Meere, deſſen glatte Fläche heute zur reitzenden Fahrt einladet, am Morgen, wenn die ſchäumenden Wellen von wilden Orkanen gepeitſcht werden, dem, der ihm vertraut, in den Abgrund des Verderbens zu ſchleudern. Ja! mein Sohn! ſey Amaliens Bruder, ſey ihr Freund, ihr Beſchützer; aber nie ſey ihr mehr, und als dieſer empfange den Segen ihres ſterbenden Vaters.“

Von den feyerlichen Worten des Oberſten ergriffen, beugte der Jüngling ſeine Kniee und drückte die ſegnende Hand ſeines Wohlthäters, die er mit milden Thränen benetzte, an ſeine brennenden Lippen.

Sechstes Kapitel.

Nach dieſem herzangreifenden Auftritt zwiſchen ihnen beyden, lebte der Oberſte nur

noch wenige Tage. Der letzte Rath, den er dem jungen Mann noch ertheilte, war, ſo bald als möglich die Kaiſerlichen Dienſte zu verlaſſen, in denen er nach ſeinem Tode ohne beſondern Schutz und gültige Vorſprache, bey aller Anſtrengung ſchwerlich ſein Glück machen würde, und dann nach dem, was er von dem Major von Weibers erfahren habe, ohne Zeitverluſt den Herrn von Dörnberg in Madrit aufzuſuchen, um an der Quelle ſelbſt die Nachrichten zu ſchöpfen, die für ihn ſo wichtig wären.

Ferdinand gehorchte dem Rath ſeines ehrwürdigen Freundes. Nachdem er ihm, der in ſeinen Armen ſtarb, ſanft die Augen zugedrückt, die Anſtalten zu dem Leichenbegängniſſe beſorgt hatte und der irdiſchen Hülle ſeines Wohlthäters zu ihrer Ruheſtätte in der Gruft ſeiner Ahnherren gefolgt war, verließ er das verödete Schloß, kehrte zu dem Regiment zurück, wo er den Tod des Obriſten anzeigte, und um ſeinen Abſchied bat.

Er erhielt ihn ohne alle Schwürigkeit, nahm von seinen Kameraden Abschied, der ihm doch schwerer wurde, als er geglaubt hatte, und reiſete, von seinem Louis begleitet, der einige Tage vor ihm wieder aus Ungarn, wohin er ihn dem Major von Weihers mitgegeben hatte, angekommen war, nach Wien. Ferdinand wollte Amalien die traurige Nachricht von dem Ableben ihres Vaters, seinen Segen und seine letzten Befehle ſelbſt überbringen. Er kam nach Wien, ließ ſich sogleich bey der Feldmarſchallin melden, wurde angenommen, und fand ſie einige Wochen nach der Abreiſe Amaliens ungewiß über ihr Schikſal, in groſſer Verlegenheit über das, was ſie von ihr sagen ſollte.

Unmöglich iſt es, ſich den Schreck und den Schmerz Ferdinands vorzuſtellen, der ſich mit klopfendem Herzen, aber mit dem Muthe, den allemal der Sieg über ſich ſelbſt erzeugt, dem Schloſſe der Feldmarſchallin genähert hatte, Amalien ſehnſuchtsvoll entgegen ſah,

und ſich in ſeiner Erwartung ſo grauſam getäuſcht fand. Die Feldmarſchallin konnte ihre Freude über den Tod ihres Bruders kaum verbergen, weil ſie dadurch der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben wurde, von Amaliens Verſchwinden Rechenſchaft zu geben; der alte Graf würde dieſe ſehr ſtreng gefordert und das Mädchen nicht geglaubt haben, das die alte Dame von ihrer Flucht erzählte. Ferdinand erfuhr die wahre Urſache von Amaliens Entfernung nicht, ihre Reiſe blieb ihm ein Räthſel; aber bange Ahndungen erfüllten ſein Herz; in ſeiner Bruſt ſtritten die heftigſten Leidenſchaften, Verachtung und Liebe, Eiferſucht und Theilnahme an ihrem Schickſal: er beſchloß ſie aufzuſuchen, und wenn ſie an das Ende der Welt geflohen ſey.

„Ja! ſelieer Geiſt meines verewigten Freundes!“ rief er aus, „der du vielleicht jetzt unſichtbar mich umſchwebſt und in meinem Herzen lieſeſt, ich nehme dich zum Zeu-

gen meines heiligen Schwures an: Nicht eher will ich ruhen, nicht eher aufhören, ihr raſtlos zu folgen, bis ich ſie gefunden habe, die du mir zur Schweſter gegeben haſt, bis ich den dunkeln Schleyer gehoben habe, der ihr Schickſal umhüllt. O! wie gut iſt es jetzt für dich, daß die wohlthätige Parze ſanft den Faden deines edeln Lebens zerſchnitt, ehe dieſe ſchreckliche Nachricht, die ihn gewaltſam zerriſſen hätte, dich erreichte."

So viel hatte Ferdinand von der Feldmarſchallin erfahren, und die Unruhe, die ſich aller ſeiner Sinne bemächtigte, ihm doch aus ihrem Geſpräch zuſammen reimen laſſen, daß Amalie nach Frankreich und zwar wahrſcheinlich nach Paris gegangen ſey; dahin reiſete er ihr in einigen Tagen nach. Er verkaufte ſeine Pferde unter dem Werthe, nahm Extrapoſt, gab Trinkgeld über Trinkgeld, und fuhr Tag und Nacht, ohne ſich vom Wind und Wetter abhalten zu laſſen, ohne ſich Ruhe zu gönnen, nach Paris.

Amalie war wirklich dort angekommen, aber ihr Mißgeſchick wollte, daß er einen Gaſthof bezog, der von dem Viertheil der Stadt, in welchem ſie wohnte, ſehr weit entfernt war. Täglich beſuchte er die öffentlichen Plätze, aber vergebens; er fragte ſelbſt in allen Gaſthöfen nach; nirgends fand er Amaliens Spur. Sie hatte kurz nach ihrer Ankunft zu Paris den Gaſthof, in welchem ſie abgeſtiegen war, verlaſſen, ſich eine Privatwohnung gemiethet, und um unerkannt den Grafen Trattenheim zu überraſchen, ſich einen andern Namen gegeben. Alle ſeine Nachforſchungen waren vergeblich, und ſchon wollte er Paris wieder verlaſſen und ſie in dem übrigen Frankreich ſuchen, als ihm auf einer Spazierfahrt in dem Holzchen von Boulogne ein Abentheuer begegnete, das ſeinen Entſchluß veränderte und ſeine Abreiſe weiter hinaus ſchob.

Der Miethkutſcher, der Ferdinanden führte, war ſo ungeſchickt, mit ſeinem Wa-

gen an einem andern schnell vorüber eilenden mit dem Hinterrade hängen zu bleiben. Der gewaltsame Stoß, den der festere Fiaker ausbielt, zertrummerte den fein gebauten leichten Wisky.

Ein junger wohlgekleideter Mann, der darinnen saß, fiel ziemlich unsanft auf die Erde, ohne sich jedoch zu beschädigen. Ferdinand, über diesen unglücklichen Zufall sehr betreten, sprang aus seinem Wagen, um dem Gefallenen aufzuhelfen; da er aber sahe, daß er mit Hülfe seiner Bedienten schon wieder aufgestanden war, so machte er ihm wegen der Ungeschicklichkeit seines Kutschers eine Entschuldigung und erbot sich, den gehabten Schaden an seinem Wisky auf der Stelle an Gelde zu ersetzen. Der Unbekannte lächelte und erwiederte die verbindliche Anrede Ferdinands, sein Anerbieten ablehnend, eben so verbindlich, scherzte, ohne den mindesten Verdruß zu zeigen, über seinen gehabten Unfall und beruhigte mit

freundlichen Worten den furchtsamen Miethkutscher, der zitternd herbeyschlich, seine Verzeihung anzuflehen; da, wenn so etwas zur Klage kommt, dergleichen Unvorsichtigkeiten von der strengen Pariser Polizey an dem Urheber sehr hart geahndet werden. Ferdinand, den das feine Betragen des Unbekannten gleich außerordentlich für ihn einnahm, bat ihn nun, sich seines Wagens zu bedienen, und erbot sich, ihn in seine Wohnung zurück zu bringen, was der Unbekannte auch augenblicklich annahm und dem Miethkutscher die Straße bezeichnete, wohin er fahren sollte. Ferdinand stieg mit dem Fremden ein. Da sie sich unter Weges gegenseitig um ihre Namen befragten, waren Beyde sehr angenehm überrascht, Jeder in dem Andern einen Landsmann zu finden; ein Zusammentreffen, das weit von der Heimath immer besonders erfreulich ist.

Als sie bey der prächtigen Wohnung des Grafen Trattenheim anlangten, (meine

Leſer werden wohl ſchon errathen haben, daß er es war, mit dem der Zufall Ferdinanden zuſammen brachte) nöthigte ihn der Graf mit ſo viel freundſchaftlicher Wärme, auszuſteigen und den Abend bey ihm zuzubringen, daß Ferdinand es nicht gut abſchlagen konnte. Hier als ſie näher mit einander bekannt wurden und der Graf von ihm erfuhr, daß er in einigen Tagen abreiſen wolle, ſuchte er ihn zu einem längern Aufenthalt in Paris zu bereden, und bot ihm auf dieſe Zeit eine Wohnung in ſeinem Hauſe an. Ferdinand, ſo ſehr er ſich auch Anfangs ſträubte, dieß freundſchaftliche Erbieten anzunehmen, wurde von dem Grafen endlich doch überſtimmt, ſchickte den Miethkutſcher nach Hauſe und ließ aus dem Gaſthofe ſeinen Koffer holen.

Siebentes Kapitel.

Der Graf erfuhr bald von dem arglosen Ferdinand seine Verhältnisse zu Amalien und die Ursache seines Aufenthaltes in Paris; er erfuhr von Ferdinand zuerst, daß sie nach Frankreich und wahrscheinlich nach Paris gereist sey. Da er sich dem jungen Manne, als einen Verwandten Amaliens und als ihren Freund zu erkennen gab, sich über den Tod des Obersten eben so betrübt, als über die geheimnißvolle Reise seiner Tochter verwundert stellte, so fand es Ferdinand sehr natürlich, daß Trattenheim es übernahm, die Nachforschungen weiter fortzusetzen und ließ, weil er dieses Geschäfte in guten Händen glaubte, etwas von seinem Eifer nach.

Der Graf ließ Amalien auch wirklich von seinen Leuten aufsuchen, aber in einer ganz andern Absicht. Es lag ihm nichts daran,

mit ihr zusammen zu kommen, sondern, wenn er mit Gewißheit ihren Aufenthalt erführe, seine Maaßregeln, sich für sie zu verbergen, um desto sicherer zu nehmen. Es rührte ihn nicht, daß die Unglückliche ihr Vaterland und ihre Familie verlassen und um seinetwillen in einer rauhen Jahreszeit eine weite gefährliche Reise unternommen hatte. Er hielt es für nichts mehr und nichts weniger als einen Theaterstreich, und in seiner Meynung sank sie nun ganz zum gewöhnlichen Mädchen herab; vielleicht, wenn er sie gefunden, das Hülflose ihrer Lage in seinem ganzen Umfange erkannt, die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, gesehen hätte, würde er sich ihrer erbarmt haben, so aber machte ihn sein einmal eingewurzeltes Vorurtheil gegen das ganze weibliche Geschlecht nur noch entschlossner, ihrer Verschlagenheit Verschlagenheit entgegen zu setzen. Deshalb veränderte er sein Quartier und bezog ein prächtiges Haus in der Vorstadt St. Honoré, gab eine

Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich vor, um ſie, im Fall, daß ſie ihm auf die Spur käme, aufs Neue wieder irre zu leiten. Ferdinand, an deſſen Umgang er Gefallen fand, wurde von ihm bey ſeinen Freunden eingeführt; eine ausgezeichnete Geſellſchaft, bey der jedes Mitglied durch muntere luſtige Laune, heitern Witz und herzliche Gutmüthigkeit ſein Scherflein zur allgemeinen Fröhlichkeit beytrug. Ferdinand war hier ganz in ſeiner Sphäre, und unter dieſen Menſchen, die dem ſchwerfälligen Leben einen reizenden Anſtrich von Leichtigkeit zu geben wußten, unter denen die Freude frey umher flatterte, — ein ſeltner Fall, da in der Welt ihre Schwingen ſo oft durch die Bande der Armuth und Hypochondrie gefeſſelt werden, — reihten ſich ihm Tage zu Wochen, Wochen zu Monaten. Amalie kam ihm immer mehr und mehr aus dem Sinn, ſeine Empfindungen für ſie hatten ſich in Mitleid verwandelt, und er wünſchte nur darum ſie

zu finden, um ihr die Nachricht von dem Ableben ihres Vaters zu bringen, sie wieder zu ihrer Familie zurück zu führen und mit derselben auszusöhnen. Trattenheims Kundschafter fanden Amalien indessen, ohngeachtet aller ihrer Nachforschungen, erst nach dem Verlauf verschiedener Monate, weil sie sehr eingezogen lebte. Sein Kammerdiener, der fast in allen Viertheilen der Stadt Bekannte hatte und Spione unterhielt, entdeckte ihre Wohnung zuerst und überzeugte sich, da er eines Abends von einem benachbarten Kaffehause Justinen erkannte, die von einer ihrer vielen fruchtlosen Wanderungen zurück kam, von der Gewißheit ihres Daseyns. Er eilte sogleich seinem Herrn diese Entdeckung mitzutheilen, und dieser, für den Ferdinand nun schon längst kein Geheimniß mehr hatte, der mit der Geschichte seines ganzen Lebens bekannt war, rieth ihm nun, wie es schien, aus wahrer freundschaftlicher Theilnahme seine Zeit nicht länger mit dem fruchtlosen

Suchen eines verlaufenen Mädchens zu verschwenden, sondern seinen einmal gefaßten Plan auszuführen und in Madrit den Herrn von Dörnberg aufzusuchen. Dabey erbot er sich, ihn bis an die Pyrenäen zu begleiten, oder vielleicht gar mit ihm bis zu der Hauptstadt Spaniens zu reisen, wenn Ferdinand mit ihm über Montpellier und Marseille gehen wolle; auch versprach er ihm noch, daß während ihrer Abwesenheit das Geschäft, Amalien aufzusuchen, nicht in's Stocken gerathen solle. Ferdinand, über diesen letzten Punkt beruhigt, nahm des Grafen Vorschlag mit Freuden an, und Beyde machten sich nach einigen, im Zirkel ihrer Pariser Freunde noch sehr fröhlich verlebten Tagen, auf die Reise. —

Amalie hatte vergebens den ganzen Winter über, in der ungeheuern Stadt den Grafen gesucht, vergebens nach seiner Wohnung geforscht, weil sie zu schüchtern war,

ſich in ihrem Zuſtande bey Tage ſehen zu laſſen. Schon hatte ſie ihr Geld verzehrt und den größten Theil ihrer Koſtbarkeiten veräußert, als es dem unermüdeten Eifer, den täglichen Nachforſchungen Juſtinens gelang, ſeine Wohnung in der Vorſtadt St. Honoré's durch einen von Trattenheims Kundſchaftern ſelbſt zu erfahren.

Amalie eilte dahin; die Unglückliche fand ihn nicht mehr; einige Tage vorher war er mit Ferdinand abgereiſt.

Amalie, ohne Rückſicht auf ihren Zuſtand zu nehmen, — ſie war im achten Monate ihrer Schwangerſchaft, — ohne ſich von Juſtinens Bitten und Flehen bewegen zu laſſen, beſchloß ihm zu folgen. Sie reiſte im Anfang des Frühjahrs, einer Jahrszeit, die in dem nördlichen Frankreich immer noch ſehr rauh zu ſeyn pflegt, Tag und Nacht mit der Diligence. Zerrüttet an Leib und Seele, den Tod im Herzen, kam ſie in Montpellier an; ſie war erſchöpft, ſie konnte nicht weiter.

In einem fremden Lande, ohne Freunde, ohne Geld, von aller Welt verlaſſen, zu dem hülfloſen Zuſtand einer gemeinen Bettlerin herabgeſunken, an allen Sinnen zerrüttet, von körperlichen Schmerzen gefoltert, lag die Erbin einer halben Million, noch vor wenig Monaten die Zierde von Teutſchlands Kaiſerſtadt, auf einem ärmlichen Bette, in einer kleinen Hinterſtube eines Gaſthofes zu Montpellier. Die blühende Schönheit war zum Schatten verblichen, ihre Lebenskraft hatte ſich verzehrt. Von menſchlicher Hülfe entfernt, ohne den Beiſtand eines Arztes, ohne die Unterſtützung einer Hebamme, überfielen ſie die Wehen; die heftigſten Geburtsſchmerzen ſtellten ſich bey ihr ein; ihr glühendes Geſicht, auf dem der Angſtſchweiß in groſen Tropfen perlte, ſetzte die unerfahrne Juſtine in das gröſte Schrecken, ihr klägliches Wimmern brach ihr das Herz. Laut weinend verließ ſie das Zimmer, ihr ängſtlicher Ruf nach Hulfe zog das ganze Haus herbey.

Ein ältlicher, aber wohlgebildeter Mann, deſſen Geſichtszüge Zutrauen erweckten, und der in dem jammernden Mädchen eine Landsmännin erkannte, ergriff ſie bey der Hand und bat ſie auf deutſch, ſich zu beruhigen. Wie dem Unglücklichen, der unſchuldig verdammt iſt, in dem Augenblicke, wo er des Todesſtreiches gewärtig iſt, das Gnadenwort erſchüttert und entzückt, ſo allmächtig wirkte der Zauber der vaterländiſchen Töne auf das Herz des gedrungſigten Mädchens; ſie brach in einen Strom von Thränen aus und fiel ihm zu Füßen. Der Unbekannte hob ſie ſanft auf, verſprach ihr ſchleunige Hülfe und ſchickte ſie zu ihrer Gebieterin zurück.

Er traf die nöthigen Anſtalten; ein Accoucheur wohnte zum Glück in der Nähe, die Hebamme nicht weit davon; ſie kamen noch zu rechter Zeit der Gräfin beyzuſtehn und die Myſterien zu verwalten.

Ein wunderſchöner Knabe wand ſich Amalien vom Schoos; ſie drückte ihn mit unneun-

baren Gefühlen an ihre mütterliche Bruſt. Als verſtände er ſie, als wollte er ſie wieder ausſöhnen mit dem Urheber ihrer Leiden, lächelte der Knabe ſie an, und die Thränen ſeiner Mutter überſtrömten reichlich ſein kleines Geſicht.

Amalie fühlte, daß ſie immer ſchwächer wurde, fühlte ihr Ende herannahen. Ihren Sohn und Juſtinen ſchutzlos zurück zu laſſen, war ihr gröſter Kummer.

Von dieſer letztern erfuhr ſie, wem ſie die ſchnelle Hülfe zu verdanken hatte; daß es ein Teutſcher war, gab ihr einigen Troſt. Sie ſchickte Juſtinen zu ihm und ließ ihn um eine Unterredung bitten. Er kam. Mitleidig blickte er auf die vom Sturm gebrochene Lilie.

Die Spuren vollendeter Schönheit waren noch nicht verwiſcht. Die Leiden ihrer Seele gaben ihr jenes unnennbare Etwas, welches das duldende Weib ſo anziehend macht und uns zur innigſten Theilnahme hinreißet. Er war

ſehr gerührt, ſein Anblick ſchien ihr wohl zu thun, ſie ſah ihn lange ſprachlos an, er konnte ſeine Rührung ihr nicht länger verbergen; eine bezaubernde Freundlichkeit verklärte ihr Geſicht und ſchien ihm dafür zu danken.

„Sie haben mich rufen laſſen, Madam,“ ſagte der Fremde endlich. „Was verlangen ſie von mir? — Ich könnte ihr Vater ſeyn, liebes Kind,“ fuhr er bewegter fort. „Sprechen ſie aufrichtig mit mir und ſeyn ſie im Voraus überzeugt, daß ich ihre Wünſche erfüllen werde.“

„An den Pforten des Todes,“ antwortete ſie mit ſchwacher, kaum vernehmlicher Stimme, „verſchwindet die Täuſchung und alle Verſtellung hört auf. Ich bin ein armes betrogenes Mädchen. Ich reiſte meinem Verführer nach, der Tod übereilt mich, eh' ich ihn gefunden habe. Ich erflehe ihren Schutz für das arme verlaſſene hülfloſe Weſen, das ſo unſchul-

dig das Verbrechen ſeiner Aeltern büßt, ihren Schutz für dieſes großmüthige, edeldenkende Mädchen, das ihre Verwandten, ihr Vaterland, ihren Geliebten verließ, jedem Anſpruch auf Lebensgenuß entſagte, um mit beyſpielloſer Treue ihrer unglücklichen Gebieterin ins Elend zu folgen. Verſprechen ſie mir dies, edler Mann, und ich ſterbe ruhig. Ich kenne ſie nicht, aber ihr Geſicht ſpricht für ſie; ihren Zügen iſt der Adel der Seele ſo unverkennbar eingeprägt, daß ſie nicht lügen können."

„Wer ſind ſie? Um Gottes willen wer ſind ſie? So ſpricht kein gemeines Mädchen."

„Ja wohl bin ich die Erſte eines berühmten Geſchlechts, die ihrer edeln Vorfahren glänzende Reihe beſchimpft. Ich bin die Tochter des Oberſten Grafen von Riancourt; der Graf von Trattenheim iſt mein Verführer. Er hat die Künſte der Hölle gebraucht, ein unſchuldiges Mädchen zu ver-

derben. Er hat das Bubenſtück ausgeführt, es iſt ihm gelungen. Ich verzeihe ihm! Lächelnde Engel winken mir mit Palmen des Friedens, ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes, wie könnte mein Herz noch Groll hegen? Wenn mein Sohn leben bleibt, o! darum beſchwöre ich ſie, daß ihm mein unglückliches Schickſal nie Gedanken der Rache gegen ſeinen Vater eingiebt; er verlange nicht von ihm anerkannt zu werden, er führe den Namen ſeiner Mutter, aber er wage es nicht ſich gegen ſeinen Vater aufzulehnen. Es iſt der Befehl ſeiner ſterbenden Mutter; ihr letzter Wille muß ihm heilig ſeyn. Bitten ſie meinen alten Vater, den ich ſo tief gekränkt habe, daß er meinem Andenken nicht fluche. Ach! ich habe genug gebüßt. Wenn er meine Leiden geſehen hätte, er würde mir jetzt ſeinen Segen nicht verweigern, gewiß mir ihn in jene Welt mitgeben. Wenn die Bitte ſeiner ſterbenden Tochter etwas über ihn vermag, ſo wird er ſich an dem Grafen nicht

rächen. Gott iſt gerecht, ihm ſey die Rache anheim geſtellt. Auch einen Jüngling werden ſie dort finden, einen edlen hochherzigen Jüngling, Ferdinand Reinhold mit Namen. Meine Ehre war ihm einſt heiliger als ſein Leben; Dankbarkeit und Liebe führte uns zuſammen; er blieb mir treu, indeß der hinterliſtige Trattenheim meine Unſchuld mordete. Bringen ſie ihm den letzten Gruß der ſterbenden Amalie. Er iſt meinem ehrwürdigen Vater unentbehrlich geworden, er wird ihm Sohn ſeyn, ihm ſeine unglückliche Tochter erſetzen; er ſoll die Rechte meines armen Kindes bey ſeinem Großvater geltend machen, aber mich an dem Vater meines Kindes nicht rächen. Dies ſey meine letzte Bitte."

„Wie nannten ſie den jungen Mann?" fragte der Fremde mit bebender Stimme.

„Ferdinand Reinhold," erwiederte ſie.

„Lebte er nicht vorher bey einem Oberförſter in Thüringen?"

„Ja! vor einiger Zeit; seit zwey Jahren ist er in kaiserlichen Diensten, und jetzt Offizier bey meines Vaters Regimente. Kennen sie ihn?“

„Sollte er ihnen, da er ihr Freund war, nie meinen Namen genennet haben? Ich heiße Dörnberg.“

„Wie! sind sie der Herr von Dörnberg, auf dessen Gute Ferdinand erzogen wurde?“

Er bejahete es.

„Gott Lob! so hat mich mein Gefühl nicht betrogen. In ihren Händen weiß ich meinen Sohn gut aufgehoben. Justine gieb mir meinen armen Kleinen her. Nennen sie ihn Ferdinand, wenn ich todt bin. Wo hast du ihn, Justine? Mein Auge verdunkelt sich. Weine nicht so trostlos. Komm, mein Kind! ein Mal noch ruhe an dem Busen deiner unglücklichen Mutter. Gott segne dich, mein geliebtes Kind. Ach! von dir zu scheiden, ist doch bitter!“

Sie ſank aufs Küſſen zurück, die Stille wurde nur von dem Schluchzen der Umſtehenden unterbrochen. Das Kind regte ſich; Herr von Dörnberg trat näher zu dem Bette; ihre Hand war erſtarrt, ihr Auge gebrochen, ihre ſchöne Seele der irdiſchen Hülle entflohen.

Herr von Dörnberg beſorgte eine Amme für den Kleinen und ordnete Amaliens Begräbniß an. Vier Tage nach ihrem Tode wurde ſie in der Stille beerdigt. Juſtine folgte ihrem Sarge, weinend trug ſie den Sohn ihrer theuern Gräfin, der auf ihren Armen in ſanftem Schlafe lag; Dörnberg und ein kleines liebliches Mädchen, das der Letztere in Spanien zu ſich genommen hatte, begleiteten ſie.

Roſen und Jasmin ſchließen den Hügel ein, unter welchem Amalie ruhet, eine Thränenweide hängt die langen Zweige traurig auf den Hügel herab, ſchwermüthig flüſtern die Lüftchen in ſeinen Zweigen; ein

einfacher Stein von weißem Marmor mit folgender Inschrift bezeichnet ihr Grab:

Hier ruhet
Amalie.
Ein glänzender Bösewicht
mordete ihre Unschuld
und
zerstöhrte die Blüthe
ihrer Jugend.
Langsam welkte sie dem Grabe zu,
Sterbend vergab sie
ihrem Verführer.
Ihre letzte Bitte war,
an ihm
Ihren Tod nicht zu rächen.
Sanft sey
ihr Schlaf im Leichentuch.

Achtes Kapitel.

Ferdinand, der in Gesellschaft des muntern Trattenheim Geschmack am Reisen bekam, durchzog das ganze mittägliche Frankreich mit ihm, bis er endlich mit ihm in Marseille ankam, um

ſich von dort aus nach Spanien einzuſchiffen. Sie warteten nur noch auf günſtigen Wind, als Ferdinand eines Tages an der Wirthstafel die Bekanntſchaft des preußiſchen Legationsſekretairs machte, von dem er die die Rückreiſe des Herrn von Dörnberg erfuhr, die ſeinen ganzen Plan änderte. Er hörte noch von dem Legationsſekretair, daß ſich Herr von Dörnberg vorgenommen habe, ſich ſeiner Geſundheit wegen eine Zeitlang in Montpellier aufzuhalten, und beſchloß, ihn ſogleich dort aufzuſuchen. Der Graf, dem die Reiſe nach Madrit auch nicht ſehr am Herzen lag, kehrte wieder mit ihm um, und ſo kamen ſie nach Montpellier ohngefähr drey Wochen nach der Beerdigung Amaliens zurück.

Ferdinand und ſeine Reiſegefährten ſtiegen durch Zufall in dem Gaſthof ab, in welchem Herr von Dörnberg wohnte, dem nähmlichen, in welchem auch Amalie geſtorben war. Ferdinand, dem ſeine Ungeduld den Wohlthäter

ſeiner erſten Kindheit und, wie ihm ſein Herz weiſſagte, ſeinen Vater wieder zu ſehen, keine Ruhe ließ, erkundigte ſich gleich bey ſeiner Ankunft auf das Angelegentlichſte nach ihm. Die Wirthin, eine junge muntere geſprächige Franzöſin mit einem vollen runden Geſichtchen und kleinen freundlichen Augen, beantwortete ſeine Fragen ſehr gefällig und erzählte ihm mit gutmüthiger Geſchwätzigkeit, daß er ſich, ſeitdem eine junge allerliebſte deutſche Dame, für die ſich Monsieur l'Ambassadeur prussien ſehr intereſſirt habe, hier bey ihr in Wochen geſtorben ſey, meiſtens alle Nachmittage auf dem Gottesacker bey ihrem Grabe aufhalte, das mit einem einfachen Monumente geziert ſey, das er ihr habe ſetzen laſſen.

Ferdinand ließ ſich den Weg dahin zeigen, weil die Wirthin verſicherte, daß Monsieur l'Ambassadeur ſelten vor Abends zurückkäme. Trattenheim gieng aus Neugierde nach, konnte aber kaum dem Jüngling fol-

gen, deſſen Sehnſucht nach endlicher Aufklärung ſeines Schickſals ſeine Schritte beflügelte. Herr von Dörnberg ſaß mit Elviren, der kleinen Spanierin, und Juſtinen auf einem moſigen Hügel unter der Thränenweide, die Amaliens Grab beſchattete und hörte eben theilnehmend der Geſchichte ihrer Verführung zu, die ihm Juſtine, oft von heißen Thränen unterbrochen, mit einem Feuer erzählte, das nur ihre innige Liebe zu Amalien und ihr unbegränzter Haß gegen den Grafen in dem ſanften Mädchen erzeugen konnte, und das, ſeit dem Tode ihrer Gebieterin von unbefriedigter Rachſucht ſtärker angefacht, zu einer Flamme empor gewachſen war, die ſie zu verzehren drohte. Dörnberg, der das treue Mädchen achtete, gab ihr Gelegenheit, ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen und wallfahrtete darum faſt täglich mit ihr zu Amaliens Grabe. Auch jetzt ließ er ihr Zeit ſich zu erhohlen, ſprach ihr mit vieler Theilnahme Troſt zu und ſuchte die

Bitterkeit ihrer Empfindungen zu mäßigen, eben als Ferdinand, der seinen Wohlthäter schon in der Ferne erkannte, mit offenen Armen pfeilschnell auf ihn zu eilte. Herr von Dörnberg stand auf; auch er erkannte seinen Liebling, und doch war er ungewiß, ob er es auch wirklich sey. Ferdinands Züge hatten sich entwickelt, sein Blick war edler und stolzer, seine Gestalt höher und schlanker, die Haltung seines Körpers männlicher und fester geworden; als aber Ferdinand nur einen Augenblick vor dem Ueberraschten stand, als der Jüngling seine Hand ergriff, Thränen seine Wangen herabrollten und er nicht sprechen konnte im Uibermaaß der Empfindung, da blieb ihm kein Zweifel über die geliebten Züge zurück. Deutlich sprach sein Herz und mit einem Ausruf des Entzückens sank er an des Jünglings Brust. Lange hielten sie sich sprachlos umarmt. Dörnberg ermannte sich zuerst.

„Uiberlaſſe dich der Freude nicht zu ſehr, mein Sohn,“ ſagte er mit ernſtem traurigen Ton „Ach! Leid und Freude ſind Geſchwiſter, wie Tag und Nacht und oft nicht einmal ſo weit aus einander; bereite dich vor, eine Nachricht zu hören, die dein Herz mit ihrer ganzen Gewalt erſchüttern wird. Blicke auf, Ferdinand. Erkennſt du dies Mädchen nicht?“ Er zeigte mit der Hand auf Juſtinen, die ihn unverwandt mit ſtarren Blicken betrachtete.

„Sie kommen zu ſpät,“ ſagte ſie leiſe.

„Sie hier, Juſtine!“ rief er ſie erkennend. „Wo iſt ihre Gräfin? Wo iſt Amalie, die ich ſchon ſo lange ſuche?“

Juſtine, unvermögend zu antworten, wies mit der Hand auf den Hügel hin, unter welchem die irdiſche Hülle der verklärten Dulderin ruhte, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Um Gottes willen!“ rief er beſtürzt. „Verſteh ich ſie recht?“

Laut ſchluchzend antwortete ſie:

„Sie ſtehen vor ihrem Grabe.“

Wie vom Donner gerührt, unbeweglich, ſtand Ferdinand vor ihr. Den ſtarren Blick auf Amaliens Grab geheftet, ſank er am Fuße des Hügels auf ſeine Kniee. Theilnehmend trat Dörnberg zu ihm hin, beugte ſich mit liebendem Blick auf das blaſſe, verſtörte, von Schrecken entſtellte Geſicht Ferdinands herab, hob ihn zu ſich empor und ſchloß ihn in ſeine väterlichen Arme. Den zärtlichen Bemühungen und dem ſanften Troſte des edlen Dörnbergs gelang es endlich doch, den Schmerz des Jünglings etwas zu mäßigen, ſeine Thränen floſſen reichlich. Jetzt fielen ſeine Blicke auf den einfachen Stein, ſein Auge durchlief die Inſchrift.

„Mordete ihre Unſchuld! zerſtörte die Bluthe ihrer Jugend!“ rief er aus, und eine glühende Röthe überzog ſeine Wangen. Krampfhaft zuckte ſein Mund, ſeine Augen blitzten. Mit ſtarkem Arm ergriff er Juſtinen und drückte ſie, daß es ſie ſchmerzte:

„Wer hat Amalien, wer hat meine Schweſter gemordet?“ fragte er ſie mit halb von Grimm erſtickter Stimme.

„O! wären ſie bey uns geweſen, nimmermehr wär es geſchehen. Wenn ſie wüßten, was für hölliſche Künſte er anwendete, dieſer Graf —

„Welcher Graf?“ fragte er ſie ſchuttelnd.

„Der Graf Trattenheim,“ antwortete ſie zitternd.

„Trattenheim!“ ſagte er erſchrocken und ließ Juſtinens Hand fahren. „Der, der bisher in Paris lebte? der Sohn des Miniſters? Amaliens Vetter?“ rief er mit immer ſteigender Stimme, als Juſtine es ſtillſchweigend bejahte.

„Sie kennen den Schändlichen, wie es ſcheint, ganz genau,“ antwortete ſie. „Eben dieſer. Meine ſelige Gräfin folgte ihm nach Paris. Da wir endlich dort ſeine Abreiſe erfuhren, reiſten wir ihm bis hierher nach. Meine Gräfin,“ ſchluchzte ſie, „ſtarb hier; aber ihr Kind lebt, ein Kind wie ein Engel,

wenn es nur kein solches Ungeheuer zum Vater hätte."

„O! ewige Gerechtigkeit!" rief Ferdinand aus, „Du lieferst den Verbrecher selbst meinem rächenden Arm aus."

Das Letzte sprach er halb laut. Er hielt sich beyde Hände vor die Augen und schien einen Augenblick nachzudenken, dann wandte er sich schnell zu dem Herrn von Dörnberg, ergriff ehrerbietig und zärtlich seine Hand.

„Mein väterlicher Freund," sagte er. „Lassen sie mich einen Augenblick bey Amaliens Grabe allein; eine Viertelstunde Einsamkeit an dem Orte, wo sie schläft den ewigen Schlaf, die geliebte Schwester, wird meinem Herzen wohl thun; ich folge ihnen dann ungesäumt in die Stadt, aber jetzt lassen sie mich meinem gepreßten Herzen Luft machen, meinen Schmerz ausweinen."

Dörnberg drückte ihm sprachlos und gerührt an sein Herz, nahm die beyden Mädchen bey der Hand und entfernte sich schwei-

grub. Juſtine ſchluchzte laut. Elvire weinte ſanft und ſah ſich noch oft theilnehmend nach dem ſchönen fremden Jüngling um.

Neuntes Kapitel.

Ferdinand ſah den Abgehenden ſo lange ungeduldig mit klopfendem Herzen nach, bis ſie durch das offene eiſerne Gitter-Thor ſeinen Blicken entſchwanden, dann gieng er mit ſtarken Schritten auf den Grafen zu, der nicht gar zu weit von ihm ſich mit den Inſchriften der Leichenſteine beſchäftigte, und um nicht überläſtig zu ſeyn, ſich ihnen kaum auf zweyhundert Schritte genähert und die erſte Freude des Wiederſehens hatte abwarten wollen. Als er Ferdinanden auf ſich zu eilen ſah, gieng er ihm entgegen.

„Ich wünſche dir Glück,“ rief ihm der Graf ſchon von weitem zu. „Nach alle dem, was ich von weitem geſehen habe, hat dich Dörnberg für ſeinen Sohn erkannt.“

„Folge mir," sagte Ferdinand gebieterisch, ohne ihn eines Blicks zu würdigen und seine Augen funkelten.

Das Blut stieg dem Grafen in die Wangen, doch faßte er sich und folgte ihm schweigend.

„Wo führst du mich hin?" fragte er.

„Wir sind zur Stelle."

Sie standen bey Amaliens Grabe.

„Lies!" sagte Ferdinand, der nun mit der Hand auf die Inschrift zeigte.

Der Graf trat näher, las, taumelte zurück und blieb wie erstarrt stehen. Zitternd wie die Zweige der Thränenweide, die ein leises Lüftchen bewegte, geisterbleich, wie der Stein auf Amaliens Grabe, mußte er, einer Ohnmacht nahe, sich an den Stamm des Baums halten.

„O! Macht des Gewissens!" rief Ferdinand aus. „Sieh, schändlicher, heimtückischer Heuchler! in welch erbärmlicher Gestalt du jetzt vor mir stehst. Entlarvter Heuchler," fuhr

er mit ſtärkerer Stimme fort, „das Maaß deiner Schandthaten iſt voll! Am Sterbebette ihres Vaters ſchwur ich Amaliens Bruder zu ſeyn; ihr Bruder iſt ihr Rächer; einer von uns verläßt dieſen Platz nicht lebend. Zieh!“

Beyde waren bewaffnet, wie ſie es auf der Reiſe gewohnt waren. Ferdinand hatte ſeinen Offiziersdegen bey ſich, Trattenheim trug einen ſtählernen Säbel mit einer Damaszener Klinge.

Trattenheim ſtarrte vor ſich hin, ohne eine Bewegung zu machen. „Bin ich nicht ſchon unglücklich genug, Ferdinand?“ ſagte er, „ſoll ich auch noch meinen Freund morden oder von ihm gemordet werden? Geh, überlaß mich meinem Gram, und du wirſt Amalien am beſten rächen.“

„Ich, dein Freund!“ rief Ferdinand zähneknirſchend. „Augenblicklich zwar kann der ſchlechte Menſch durch die Larve täuſchen, die er vornimmt, aber reißt man ihm die Larve vom Geſicht, ſteht er ſo da in ſeiner

ganzen Höflichkeit, ſo wird der Abſcheu des ehrlichen Mannes deſto größer. Ich verabſcheue dich, Trattenheim; der niedrigſte Straſſenräuber iſt in meinen Augen ein Heiliger gegen dich. Aber Amalie ſey die letzte Unſchuld, die du geopfert haſt: ſterben ſollſt du von meinen Händen. Hier, wo der Engel ruht, den du gemordet haſt, fließe dein Blut, ſie zu verſöhnen."

„Biſt du deiner Sache ſo ganz gewiß, Unbeſonnener?" antwortete Trattenheim mit bitterm Lächeln; „unſere Waffen ſind ungleich. Ich mag nicht Verbrechen auf Verbrechen häufen. Ich bin ſtärker als du, habe den Vortheil der Kunſt zum voraus, bin kalt und du biſt außer dir. Verhöhne mich, wie du willſt, ich ziehe nicht."

„Ha! feiger Schurke!" rief Ferdinand wüthend. „Wehrloſe Weiber kannſt du morden, aber dem bewaffneten Mann ſtehſt du nicht Rede. Haſt du den Vortheil der

Kunſt, ſo habe ich den eines guten Gewiſſens. Zieh, oder ich beſchimpfe dich.“

Eine glühende Röthe überzog die blaſſen Wangen des Grafen.

„Das iſt zuviel,“ ſagte er; „zuviel für die Geduld eines Heiligen. Die meinige iſt erſchöpft. Ich bin bereit, ziehen ſie.“

Beyde zogen, und ein furchterliches Gefecht begann.

Ferdinand drang wie raſend auf den Grafen ein, der ſich Anfangs mit der größten Geſchicklichkeit nur vertheidigte. Allein, ſo gewandt er auch war, ſo konnte er mit dem Säbel doch nicht alle Hiebe, die Ferdinand mit ſeinem Degen nach ihm that, gut pariren. Ferdinand brachte ihm einen tiefen Hieb in den fleiſchigen Theil des Oberarms bey. Wie der Graf ſein Blut herabrieſeln ſah, verließ ihn die Gelaſſenheit und Kälte, mit der er bisher gefochten hatte; er ſchonte ſeinen Gegner nicht länger. Von einem ſeiner

Hiebe am Kopf getroffen, taumelte Ferdinand zurück, der Degen entsank seiner matten Hand, Todtenblässe überzog sein Gesicht, seine Augen brachen und leblos fiel er zu seines Gegners Füßen. Außer sich stürzte jetzt der Graf neben ihm hin. Mit seinem Schnupftuch, das er ihm um den Kopf band, suchte er das hervorquellende Blut zu stillen; sich und sein Schicksal verwünschend, gab er seinem Freund hundert schmeichelnde Namen. Ferdinand hörte sie nicht. Alle seine Liebkosungen waren vergebens, sie brachten ihn nicht wieder zu sich. Auf einmal sprang Trattenheim auf, um Hülfe zu holen; aber ihn selbst verließen jetzt die Kräfte. So viel verschiedene Bewegungen der Seele ermatteten ihn; auf die Anstrengung beym Kampfe folgte Erschlaffung, das viele verlohrne Blut schwächte ihn immer mehr, ein schwarzer Flor zog sich vor seine Augen, er verlohr den Gebrauch seiner Sinne, und sank ohne Bewußtseyn neben seinem Freund hin.

Herr von Dörnberg, der indeſſen nach dem Gaſthof zurückgekehrt war, fand dort Trattenheims Bediente. Sie hatten nicht ſobald, als er von ungefähr nach ihrem Herrn fragte, ſeinen Namen genannt, als er, im höchſten Grade beſtürzt, die Urſache von Ferdinands Zurückbleiben errieth. Er ſchickte ſogleich nach einem Wundarzt und nahm die Leute des Grafen mit ſich, die ihm, als er ihnen verſicherte, ihr Herr ſey in Gefahr, ungeſäumt in großer Angſt folgten. Sie kamen auf den Gottesacker und fanden die traurigen Vermuthungen Dörnbergs beſtätigt; beyde Jünglinge lagen in ihrem Blute, keiner gab ein Zeichen des Lebens von ſich.

So entſetzlich dieſer Anblick auch für Dörnberg war, verlohr er dem ungeachtet die Faſſung nicht. Er ließ durch den Chirurgus ihre Wunden unterſuchen und verbinden, der, zu ſeinem Troſt, bey Beyden keine tödtliche Verletzung fand, und ſchickte, um alles Aufſehen zu vermeiden, nach ſeinem Engliſchen

Reiſewagen. Sobald er kam, wurden die Kranken mit aller Vorſicht in den Wagen gehoben, Dörnberg und der Wundarzt ſetzten ſich zu ihnen und ſo brachte er ſie langſam in den Gaſthof zurück. Keiner von Beyden erwachte unter Wegs aus ſeiner Ohnmacht, und die hitzigen Kämpfer lagen jetzt Beyde in einem todtenähnlichen Schlummer friedlich neben einander. Dörnberg ließ ſie zu Bette bringen und übergab den Grafen der Sorgfalt ſeiner untröſtlichen Bedienten. „O!“ rief er aus, als er bey dem Bette Ferdinands ſaß, und des Jünglings Hand ergriffen hatte, indem er einen zärtlichen, aber doch ſtrafenden, Blick auf ihn warf; „Unbeſonnener Jüngling, warum ehrteſt du Amaliens letzte Bitte nicht, ihren Tod an ſeinem Urheber nicht zu rächen?“

Ferdinand.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Kaum hatte ſich der Graf von Trattenheim von ſeinem Blutverluſt wieder etwas erholt, ſo ließ er den Herrn von Dörnberg dringend um eine Unterredung bitten. Dörnberg erſchien; er nahm ſich vor ernſthaft mit dem jungen Manne zu reden, ihm die Wahrheit

ohne Schonung unverhüllt vorzuhalten und wo möglich sein Gewissen zu rühren. Der gute Dornberg, der einen jungen Wüstling von Stande erwartete, hochmüthig, leichtsinnig, etwas abgelebt und ein wenig altern, wurde auf das Aeußerste überrascht, als ihm Trattenheim mit dem Anstand eines gesetzten Mannes, mit all der ihm eignen Feinheit und Liebenswürdigkeit, einen rührenden Zug von Schwermuth im Gesichte, entgegen trat. Dornberg war um den Eingang verlegen, aber Trattenheim, der es nicht zu bemerken schien, nahm mit seiner gewöhnlichen Ungezwungenheit das Wort.

„Baron Dörnberg, mein Freund ist doch wohl nicht in Gefahr?"

„Der Wundarzt macht mir Hoffnung" —

„Vergeben sie mir Baron Dornberg, ich glaube ihr Verhältniß mit Reinhold zu kennen, vergeben sie mir, daß ich auch sie beynahe in mein unglückliches Schicksal mit verwickelt hätte. So viel Ehre meinem Freund auch seine un-

eigennützige Liebe zu Amalien macht, so schön und edel es ist sich des Unterdrückten anzunehmen und den Unterdrücker zu züchtigen, so hat er sich doch wohl von seiner edlen Hitze zu weit führen lassen und mich, ohne im geringsten auf meine Versicherungen zu achten, durch wiederhohlte Beleidigungen mit den Waaren zu einem Kampfe gezogen, bey dem ich ihm so sehr überlegen war. Er wollte Amalien rächen? mich bestrafen? bin ich nicht bestraft genug? O! wenn ich durch meinen Tod den Schatten der unglücklichen Amalie versöhnen, oder ungeschehen machen könnte, was sie ins Grab stürzte, mit Freuden wollt' ich ihn aufsuchen; aber leider ist das Geschehene nicht mehr zu ändern und ich muß, so lange wie ich lebe, das martternde Bewußtseyn mit mir herum tragen, ein edles Mädchen, das ich wirklich liebte, dem eingewurzelten Vorurtheil gegen das ganze Geschlecht geopfert zu haben. Bedauern sie mich, Baron Dörnberg, wenden sie ihre Au-

gen nicht mit Abſcheu von mir. Hätte ich die Folgen vorausgeſehen, mir ſie nur als möglich gedacht, gewiß ſo ſchlecht hätte ich nie gehandelt; ich bin kein Böſewicht, ich war nur verblendet."

Dörnberg war ganz aus ſeinem Concepte; wider ſeinen Willen wurde er gerührt und konnte dem Grafen ſein Mitleid nicht verſagen.

„Amalie," fuhr der Graf fort, „hat noch in ihren letzten Tagen das Glück gehabt an ihnen einen Freund zu finden, ſie hat ihnen das höchſte Zutrauen bewieſen, ſie verdienen es, edler Mann. Amalie," ſagte er mit bebender Stimme, „hat mir einen Sohn geboren, ſie hat ihnen meinen Sohn übergeben, laſſen ſie mich mein Kind ſehen."

Dörnberg ſchien ſich zu bedenken.

„O! könnten ſie wohl ſo grauſam ſeyn, einem Vater ſein Kind vorzuenthalten?"

„Wenn man ſich ſeiner Rechte verluſtig macht, Herr Graf" —

„Halten sie ein, Baron Dörnberg, sprechen sie nicht vom Rechte, leider habe ich alle Ansprüche darauf verloren, aber Reue versöhnt, edler Mann: lassen sie mich mein Kind sehen. Amalie, wenn sie lebte, würde mir es nicht versagen. Von meinen Bitten, von meinen Thränen gerührt, würde sie mir verzeihen; ich will alles für meinen Sohn thun, mein Leben soll mir von nun an nur noch theurer seyn um seinetwillen."

„Graf Trattenheim," antwortete Dörnberg ganz ernsthaft, „es war zwar nicht gerade zu Amaliens letzter bestimmter Befehl, der letzte, heilige, unumstößliche Wille einer Sterbenden, daß ihr Kind nie in die Hände seines Vaters kommen, nie seinen Namen führen, nie das Geringste von ihm annehmen solle, es war nicht ihr bestimmter Befehl, sage ich, aber sie schien es zu wünschen."

Trattenheim gieng in großer Bewegung auf und ab, dann blieb er vor dem Herrn

von Dörnberg stehen und sagte mit glühenden Wangen: „Sie schien es zu wünschen? und deßwegen konnten sie dieses unmenschliche Testament, in seinem ganzen Umfange vollziehen?“

„Amaliens letzter Wunsch ist mit ihrem Tode versiegelt.“

„Nein, sie können es nicht, sie können den allerunglückseligsten Menschen nicht ohne Hoffnung, ohne Trost von sich gehen lassen: Amalie, ob sie gleich ein beleidigtes Weib war, war sanft und gut und würde mir vergeben haben; wollen sie härter seyn wie sie, die ich beleidigte? Warum darf ich, was ich an der Mutter verschuldet habe, an dem Kinde nicht wieder gut machen, so viel in meinen Kräften stehet? Noch mehr, warum soll das Verbrechen des Vaters an dem Kinde gerächt werden? Denn wenn ich meinen Sohn nicht legitimiren darf, wenn er meinen Namen nicht führen soll, mit was für einem Namen soll er denn auf das Vermögen seines Gros-

vaters Anſpruch machen? auf welche Art ſoll er denn zu den Riankourtſchen Gutern gelangen, wenn mein Credit, wenn mein Name ſie ihm nicht verſchafft? Er iſt entweder mein legitimer Sohn, oder ein Bettler."

„Ein Bettler wird Amaliens Sohn nie, Graf Trattenheim. Ich habe verſprochen ſein Vater zu ſeyn und werde es halten, auch wenn die Guter ſeines Großvaters niemals in die Hände ihres rechtmäßigen Beſitzers kommen ſollten."

„Harter Mann," antwortete Trattenheim außer ſich, „dieſe grauſame Fürſorge, dieſe gewiſſenhafte Fuhlloſigkeit bringt mich von Sinnen; ſeyn ſie großmuthig, Dornberg, haben ſie ſich gar nichts vorzuwerfen? ſind ſie ganz rein? hat nie ein unſchuldiges Mädchen Wehe über ſie gerufen? Greifen ſie in ihren Buſen, Dornberg, und wenn ſich da etwas regt, das zu meiner Entſchuldigung ſpricht, ſo haben ſie Mitleid mit mir und bringen ſie mich nicht zur Verzweiflung."

„Sie ſollen ihren Sohn ſehen," antwortete Dörnberg ſchnell, von Trattenheims letzten Worten ergriffen, „ſie ſollen ihr Kind ſegnen; aber dann," fuhr er gelaſſner fort, „verſprechen ſie mir, uns ſogleich zu verlaſſen."

„Ich will es," antwortete er, „ich gehe nach Wien, um dort meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, dann kaufe ich mich in Frankreich an, wie ſchon längſt mein Wunſch war. Heirathen werde ich nie; alle Jahre werden ſie mir doch erlauben meinen Sohn zu ſehen? ſie werden mir doch erlauben mich manchmal nach ihm zu erkundigen? ſie werden meinen Sohn doch nicht im Haß gegen ſeinen Vater aufziehen? Nein, dazu denken ſie zu edel."

Dörnberg gab ihm die Hand: „Nein, gewiß nicht.

„Wenn ich meinen Sohn auch nicht unterſtützen darf, ſo lange wie ich lebe, wenn ich todt bin, werden ſie ihn doch nicht hindern,

mein Vermögen in Beſitz zu nehmen, nicht wahr?"

„An ihren Tod wollen wir nicht denken," antwortete Dörnberg gerührt. Iſt ihre Reue aufrichtig, ſo wird es mich freuen ſie bey mir zu ſehen, und alles, was ſie dann für ihren Sohn thun wollen, wird mir angenehm ſeyn. Ich ſage dieß in Amaliens Seele."

„Ich bin zufrieden; mein heißeſter Wunſch iſt erfüllt; wir ſcheiden als Freunde."

Dörnberg gieng. Ein Auftrag von ihm entfernte die treue Juſtine, dann nahm er den Kleinen, trug ihn in Trattenheims Zimmer und legte ihn in die Arme des entzückten und erſchütterten Vaters, der nicht ſatt werden konnte das Kind an ſein Herz zu drucken, und der es mit tauſend reuigen Thränen benetzte.

Dörnberg ſprach dem Grafen, der ganz erſchöpft war, Troſt zu, nahm ihm endlich den Kleinen, der ſeinen Vater anlächelte und die Händchen nach ihm ausſtreckte, wieder

aus den Armen und bat ihn aufs Neue, sobald als möglich abzureisen, um jede Zusammenkunft mit Ferdinand zu vermeiden. Der Graf versprach es, küßte noch ein Mal die freundlichen Züge seines Sohnes, umarmte den Gesandten mit Thränen im Auge, begleitete ihn bis an die Thüre und sah ihn lange traurig und sprachlos nach. Am Abend desselbigen Tages reiste er ab.

Zweytes Kapitel.

Ferdinand war in einigen Tagen außer Gefahr und durch die liebevolle Pflege seiner Freunde, in kurzem so weit wieder hergestellt, daß er im Stande war wieder kleine Spaziergänge zu machen. Die Sorgfalt seiner Lieben trug wenigstens eben so viel dazu bey als die Geschicklichkeit des Wundarztes. Jetzt da er endlich mit Gewißheit wußte, daß Dörnberg sein Vater war, bat er diesen in

den zärtlichſten und ehrerbietigſten Ausdrükken, aber mit der feurigen Sehnſucht der aufs heftigſte gereizten Neugierde, um die Mittheilung ſeiner Geſchichte. Dornberg ſeufzte. „Ich werde deine Achtung verlieren, mein Sohn, ſagte er, wie ich ſo lange meine eigne verloren habe. In meinen Augen kann die aufrichtigſte Reue das Verbrechen nicht ganz auslöſchen, und zwanzig unbeſcholtene Jahre vermögen nicht die Schuld eines Augenblickes zu vertilgen, im höchſten Rauſch der Sinne begangen; doch ich will dich mit Gemeinſprüchen und Nutzanwendungen verſchonen und zu meiner Geſchichte ſelbſt ſchreiten; nur bitte ich dich im Voraus, lieber Sohn, nicht ungeduldig zu werden, wenn ich vielleicht weitläuftiger bin als ich ſeyn ſollte. Du weißt ja, Schwatzhaftigkeit iſt, wie man ſagt, ein gewöhnlicher Fehler des Alters."

Ferdinand antwortete, daß nichts, was ſeinen geliebten Vater beträfe, ihm gleich-

gültig seyn oder ihn ungeduldig machen könnte, und Herr von Dörnberg begann.

„Meine Eltern lebten in Berlin. Mein Vater, ein reicher und vornehmer Mann, der im Finanz-Collegio einen angesehenen Posten begleitete, lernte meine Mutter auf einer seiner vielen Geschäfts-Reisen kennen. Sie war die Tochter eines armen Edelmannes, mit dem er als Königlicher Commissarius zu thun hatte und ihre Schönheit und Güte, ihre Tugenden waren ihre einzige Mitgift. Mein Vater, so wenig Eindruck die schönen Berlinerinnen bisher auf sein Herz gemacht hatten, konnte die Rose, die hier in einem einsamen Thale, in einem Kranze dunkler Ahorn-Bäume unbeneidet ihre schöne Knospe entfaltete, nicht sehen, ohne den Wunsch bey sich zu beherbergen, sie für sich zu pflücken. Er war ein rüstiger Geschäftsmann. Der Gedanke, der bey ihm entstand, faßte schnell bey ihm Wurzel; die Blüthe seiner Empfindungen reifte bey ihm in einem Tage. In eben

dem Tone, in dem er von Geſchäften geſpro-
chen hatte, machte er ſeinen Wirth mit ſei-
nem Wunſche bekannt und bewarb ſich um die
Hand ſeiner Tochter, wie er einen Prozeß re-
gulirte. Mein Großvater, eben ſo ſehr über-
raſcht als geſchmeichelt, gab mit Freuden ſeine
Einwilligung, rief ſogleich ſeine Tochter und
ſtellte ihr meinen Vater als ihren Bräuti-
gam vor. Meine Mutter, gewohnt in Allem
den Befehlen ihres Vaters nachzuleben, gab
als eine gehorſame Tochter ihre Hand einem
Manne, dem ſie kaum dem Namen nach kann-
te, zum lebenslänglichen Bunde. Ihre
Wangen wurden bey der Umarmung meines
Vaters von der Röthe jungfräulicher Schaam
überzogen und ſie ließ es ohne Widerſtand
zu, daß mein Vater ihr, als ſeiner verlobten
Braut, einen Ring von großem Werth an den
Finger ſteckte; worauf er, nachdem er verſpro-
chen hatte, ſie in vier Wochen heimzuholen,
ſehr vergnügt mit dem Ausgang ſeines Ge-
ſchäftes abreiſte. Doch ich ermude dich wohl,

lieber Sohn, mit der Erzählung dieser kleinen Begebenheiten, und will mich kürzer zu fassen suchen.„

Ferdinand versicherte ihm feyerlich das Gegentheil, und Herr von Dörnberg fuhr fort.

„Mein Vater hielt pünktlich Wort. Nach vier Wochen holte er meine Mutter ab. Er feyerte seine Hochzeit mit großer Pracht, meine Mutter war die Königin des Festes; ihre Unschuld, Sanftmuth und zuvorkommende Freundlichkeit, gewannen ihr alle Herzen. Das allgemeine Lob, das die Wahl meines Vaters erhielt, schmeichelte seiner Eitelkeit, er fühlte sich glücklich, und ziemlich lange vertrat diese bey ihm die Stelle der Liebe. Von der frühsten Jugend auf an den strengsten Gehorsam gewöhnt, fügte sich meine Mutter geduldig in alle Launen ihres Gatten, erhielt äußerlich den Schein einer glücklichen Ehe, so wenig auch mein Vater den wahren Werth seines Weibes eigentlich empfand und zu schätzen wußte.

Ich war die einzige Frucht ihrer Ehe und meine Mutter hieng mit aller der innigen und zärtlichen Liebe an mir, die der Himmel in die reitzbare Seele des Weibes gelegt hat, den Gegenstand seiner ersten Neigung damit zu beglücken. Kindliche Ehrfurcht hatte sie für ihren Vater, eine Art von scheuer Achtung für den Meinigen gefühlt, ich war das erste Wesen, das sie liebte. Mein Vater in Geschäften vertieft, in Acten vergraben, überließ ihr herzlich gern die Sorge für meine Erziehung. Sie hatte den besten Willen mich zu einem nützlichen Glied der menschlichen Gesellschaft zu bilden, aber es fehlten ihr die Kräfte dazu, sie liebte mich zu sehr. Was ich wollte, das geschah, denn was ich nicht im Stande war ihr abzutrotzen, gewährte sie unbedingt meinen Thränen oder Schmeicheleyen. Die Klagen, die öfters wegen kindischer Streiche gegen mich einliefen, suchte sie meinem Vater so ängstlich zu verheimlichen, als hätte sie selbst gefehlt und den Unwillen

meiner Lehrer besänftigten ihre Geschenke. So wuchs ich auf, ohne erzogen zu werden; unentwickelt schliefen meine Kräfte und Fähigkeiten in mir, so wie im rohen Kieselstein der Diamant sich verbirgt. Mein Vater sah mich selten, seine Gegenwart legte mir Zwang auf, er kam sehr spät zur Erkenntniß, daß meine Erziehung vernachlässiget wurde; aber dann fiel auch alle Schuld auf meine arme Mutter, ob er gleich selbst wohl eben so viel Schuld hatte wie sie. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe, entfernte mich sogleich aus dem Hause und schickte mich in eine öffentliche Schule. Die Strafgerichte des Rectors, dem ich noch besonders übergeben wurde, standen meinem ungebundenen Sinn nicht an; ich verließ die Schule heimlich und begab mich unter den Schutz des Generals von Z., eines Freundes meines Vaters, den ich dringend bat, mich bey seinem Regimente als Standart-Junker anzustellen. Der alte Hußar lächelte, lobte meinen Entschluß, ließ

mich einkleiden und führte mich dann zu meinen troſtloſen Eltern, die eben mit dumpfem Schmerz und bittern Thränen des Rektors Klageſchreiben durchlaſen, der ihnen meine Entweichung im gehäſſigſten Lichte vorgeſtellt und, um ſich ſelbſt zu rechtfertigen, meine Aufführung mit den grellſten Farben geſchildert hatte. Der erſte Augenblick war bey meinen Eltern nur der Freude über ihren wiedergefundnen Sohn geweiht, dann aber freylich mußte ich manches ſtrenge Wort meines Vaters, manchen gelinden Vorwurf meiner Mutter anhören, und der General hatte einen harten Kampf mit meinen Eltern, den aber der alte Krieger ſiegreich beſtand und mich im Triumph als ſeine Beute davon führte."

„Ich war nun Huſar und, wie ich damals glaubte, auf dem höchſten Gipfel irdiſchen Glücks; ich kam in ſolche Hände, die wenigſtens das Gute, was in mir lag, nicht im Keime erſtickten, wurde durch meine Lebhaf-

tigkeit, durch meinen Dienſteifer des Generals Liebling und bald, vielleicht zu früh für mich, Offizier. Doch es iſt ſchon ſpät, lieber Sohn, und du bedarfſt Ruhe; gute Nacht für Heute.“

Drittes Kapitel.

Den Tag darauf, bey einem einſamen Spaziergange, bat Ferdinand den Herrn von Dörnberg in ſeiner Erzählung fortzufahren. Dörnberg ließ ſich nicht lange bitten und fuhr fort.

„Ich war Officier. Mein Vater, deſſen Stolz es ſchmeichelte, wenn ich es durch groſſen Aufwand den übrigen Officiers zuvor that, unterſtützte mich reichlich. Ich lebte luſtig und froh, theilte meine Börſe öfters mit meinen Cameraden, die mir deshalb meinen Reichthum verziehen, blieb vor

wie nach der Liebling des Generals, und so vergiengen mir auf die angenehmste Art sechs Jahre wie einzelne Tage. Um diese Zeit fieng ein junger Mann, der mit mir bey einer Escadron stand, und seit Kurzem zum Unterofficier avancirt war, an, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so daß ich ihn näher beobachtete. Seine edle schöne männliche Gestalt nahm mich auf den ersten Blick für ihn ein, und ein unnennbares Etwas — nenne es Sympathie, wenn du willst — zog mich unwiderstehlich zu ihm hin. Eine sanfte Schwermuth lag auf seinem Gesichte, hatte seine Wangen gebleicht und seinen Blick verdüstert; aber es war nicht der finstre, zurückschreckende Blick des Menschenhasses, nicht der scheue, ungewisse des Lasterhaften; es war der Blick eines Mannes, der unglücklich ist und sein Unglück fühlt. Ich war erst nur begierig seine Schicksale zu wissen; seine exemplarische Aufführung, seine Kenntnisse machten mir ihn werth. Ich zeichnete ihn

ſichtlich aus, zog ihn in meine Geſellſchaft und behandelte ihn wie meinen Freund. Ein ſeltenes Talent zur Muſik, das ich bey ihm entdeckte, brauchte ich zum Vorwand, meinen nähern Umgang mit einem Unterofficier zu rechtfertigen, denn noch konnte ich meine falſche Schaam nicht überwinden, öffentlich zu geſtehen, daß ich der Tugend auch im niedern Gewande huldige."

„Reinhold ſchien ſich mir gleichfalls mit Liebe zu nähern" —

„Wie? mein Vater," unterbrach ihn hier Ferdinand mit Wärme, „iſt es mein Lehrer, mein Erzieher, mein väterlicher Freund, deſſen Bild ſie jetzt entwerfen?"

„Ja, er iſt's," antwortete Dörnberg, „es iſt unſer gemeinſchaftlicher Freund, unſer Beyder Wohlthäter. Unterbrich mich nicht, mein Sohn, denn bald wirſt du den edelſten der Menſchen näher kennen lernen. Reinhold, ob er gleich meine herzliche Vertraulichkeit nicht

erwiederte und immer in den Schranken des Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten blieb, schien sich mir doch mit Liebe zu nähern. So wenig ich auch damals noch verdiente sein Freund zu seyn, so zog er doch meine Gesellschaft, der seiner rohen, gröstentheils ganz ungebildeten Cameraden vor. Sein Umgang mit mir war für mich von großem Nutzen, er machte mich mit vieler Schonung auf meine vernachläßigte Erziehung aufmerksam und suchte mir nach und nach Geschmack an ernsthaften Dingen beyzubringen. Es gelang ihm nicht übel und mit seiner Hülfe fieng ich sehr eifrig an, das Versäumte nachzuhohlen. Ich erstaunte bey der nähern Bekanntschaft mit ihm über die ausgebreiteten Kenntnisse dieses Mannes, noch mehr aber über die anspruchlose Bescheidenheit, mit der er sie verbarg. Täglich wurde ich dringender in meinen Bitten, daß er sich mir entdecken sollte, aber immer wußte er mich hinzuhalten und einer vertraulichen Eröffnung auszuwei-

chen. Endlich gab er meinen Bitten nach. Er war der Sohn eines Landgeiſtlichen und wurde von dieſem zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Er ſtudierte in Halle, lebte ſtill und eingezogen und verſchwendete ſeine Zeit nicht unnutz. Auf der Univerſität lernte er ein reizendes Mädchen von vortrefflichem Herzen und gebildetem Verſtande kennen und gab ſich mit ganzer Seele dem unausſprechlich ſeligen Gefühl der erſten heiligen zärtlichen Liebe hin, das bey der reinſten Unſchuld des Mädchens aber doch von ihr eben ſo zärtlich erwiedert wurde. Mit den beſten Zeugniſſen verſehen, verließ Reinhold die Univerſität, erhielt durch den Einfluß eines vornehmen Mannes, der ſeinem Vater beſonders wohlwollte, die Anwartſchaft auf eine einträgliche Stelle, machte nun ſeinen Vater mit freudigem Herzen und vollem kindlichen Vertrauen mit ſeiner Liebe bekannt, und bat ihn um ſeine Einwilligung und um den Segen zu ſeiner Verbindung.“

„Sein Vater war ein herrlicher alter Mann, von tugendhaftem Lebenswandel, der Vater ſeiner Gemeine, der Freund ſeines Sohnes, aber voller eingewurzelter Vorurtheile, die ſich, je älter er wurde, deſto feſter bey ihm ſetzten. Zum Unglück für den armen Reinhold war ſeine Geliebte eine reformirte Chriſtin, und ob ihm, dem Aufgeklärten, gleich nie der Gedanke eingefallen war, es könnte dieſer Unterſchied der Religionen den heitern Himmel ſeines Glückes trüben, ſo geſchah es doch. Sein Vater, der eifrigſte Anhänger des reinen lutheriſchen Glaubens, fand in dieſer Verſchiedenheit ein unüberſteigliches Hinderniß und verſagte ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung mit harten Worten. Als der junge Mann, der der kindlichen Pflicht Gnüge geleiſtet zu haben glaubte und um eines Vorurtheils willen einem edlen Mädchen nicht wortbruchig werden wollte, ſich nicht daran kehrte, behandelte ihn ſein eigner Vater auf das Feind-

seligste, zog seine Hand ganz von ihm ab, verbot ihm sein Haus, und als dieß immer seinen Entschluß Sophien zu heirathen nicht wankend machen konnte, hintertrieb der alte Geistliche aus Fanatismus selbst die Anstellung seines Sohnes und haßte ihn von dem Augenblick an, wo er die Heirath mit Sophien wirklich vollzog, eben so glühend, wie er ihn sonst heiß geliebt hatte. Reinhold ließ sich mit seiner jungen Frau in Leipzig nieder, schränkte sich so viel als möglich ein, übernahm Informationen, corrigirte litterarische Arbeiten, schrieb Noten ab, und da er und seine Frau wenig Bedürfnisse hatten, so gelang es ihm sich für den drückendsten Mangel zu schützen."

„Er würde so gar glücklich gelebt haben, wenn die feinfühlende Sophie den Kummer ganz hätte unterdrücken können, den ihr die unselige Trennung des Vaters und des Sohnes machte, deren Ursache sie war. So

heiter Reinhold in ihrer Gegenwart immer zu seyn schien, so entgieng dem liebenden Weibe keine, auch nicht die kleinste, Falte seiner Stirn, auch nicht der unwillkührliche Seufzer des Sohnes über die Hartnäckigkeit des alten Vaters, und der Kummer darüber nagte an der Blüthe ihres Lebens. Häusliche Sorgen bey eintretender Theurung, wirklicher Mangel und endlich noch Schmerz über unverschuldete Verläumdung und eine dadurch früher herbey geführte unglückliche Niederkunft stürzte die Dulderin ins Grab. Reinhold folgte der Leiche seines geliebten Weibes in gänzlicher Fühllosigkeit. Ein einziger Gedanke beschäftigte ausschließend seine Seele, der, seinen Vater, den grausamen Zerstörer seines Glücks, nie wieder zu sehen und ihn, der jetzt nach Sophiens Tode die erste Hand zur Versöhnung bieten würde, durch die Ungewißheit über das Schicksal seines einzigen Sohnes am härtesten zu strafen. Ohne wieder in sein Dachstübchen zurück zu

kehren, verließ er den Ort, wo seine geliebte Gattin und sein Kind im Schooß der mütterlichen Erde, vom Dunkel des Todes umhüllt, dem ewigen Lichte entgegen schlummerten, und irrte planlos in der Welt herum."

„Halb wahnsinnig, ohne Paß, in sehr vernachläßigter Kleidung, fiel er in die Hände unserer Werber, die ihn nach Berlin transportirten, er hätte sich hier als Gelehrter leicht wieder loß machen können, aber ihm war jetzt jeder Stand gleichgültig, ja bey dem heftigen unbeschreiblichen Schmerz, der seine ganze Seele erfüllte, war ihn vielmehr, in den damaligen kriegerischen Zeiten, die Aussicht auf einen ruhmlichen Tod willkommener als auf ein elendes Leben. Der Name Reinhold war ein angenommener; seinen wahren Namen verschwieg er. Sein Vater, dem er nicht die geringste Nachricht von sich gab, hatte seit dem Tode seiner Gattin nie etwas von ihm erfahren; das Schicksal einer jüngern

Schweſter, von der Geburt an ſchon ihrer Mutter beraubt, die er ſehr liebte, und die, als er aus dem väterlichen Hauſe geſtoßen wurde, die ſchönſten Hoffnungen von ſich gab und zu erfüllen verſprach, war das Einzige, was ihn oft unwillkührlich an ſeinen Geburtsort erinnerte und die Stachein unbefriedigter Sehnſucht in ſeinem Herzen zurück ließ. Dieß erfuhr ich von ihm und das innigſte Mitleiden mit dem Unglücklichen, der ſeinem unverdienten Schickſal männliche Standhaftigkeit entgegen ſetzte, erfüllte mich. Auf meine Verwendung wurde er zum Wachtmeiſter befordert, ohngeachtet ich dadurch meinen Freund aus meiner Nähe verlor. Er wurde zu einer andern Escadron verſetzt, und ob er gleich dadurch und durch ſeinen viel umfaſſenden Dienſt verhindert wurde, mich, ſo wie vorher, täglich zu beſuchen, und ich alſo eigentlich dabey einbüßte, ſo freute es mich doch, ſeinen Wirkungskreis erweitert, und ihn an einen Platz geſtellt zu

haben, der mehr für ihn paßte. Dieß Gefühl belohnte mich hinlänglich. Da du selbst Soldat warst, mein Sohn, so wirst du mich verstehen, und mit mir über die Wichtigkeit dieses Postens gewiß einverstanden seyn. Ich für mein Theil glaube, daß der brave Mann als Wachtmeister so viel Gutes bey der Escadron stiften kann, als der rechtschaffene Geistliche bey seiner Gemeine."

Hier unterbrach Elvire die Erzählung des Herrn von Dörnberg; sie hatte ihren Wohlthäter aufgesucht und hieng sich jetzt schmeichelnd an seinen Arm. Er umarmte die kleine Schmeichlerin, sprach in ihrer Gegenwart von gleichgültigen Dingen und verschob bis auf den Abend die Fortsetzung seiner Geschichte.

Viertes Kapitel.

Sobald ſie gegen Abend allein waren, nahm Dörnberg den abgeriſſenen Faden ſeiner Geſchichte wieder auf. „Der ſiebenjährige Krieg brach aus," erzählte er ſeinem aufmerkſamen Sohn, „unſer Regiment wurde getheilt, das Bataillon, bey dem ich ſtand, kam zu dem Corps, das der König ſelbſt kommandirte, indeß das Bataillon, bey dem mein Freund ſtand, zu der Armee nach Schleſien rückte. Es war ein wahres Unglück für mich, daß ich ſo bald von meinem Freund getrennt wurde, da ſein Beyſpiel mich zum Guten anfeuerte und ſein Unterricht meinen immer regen Geiſt in nützlicher Thätigkeit erhielt; ich war noch zu ſchwach, der Saame des Guten war zwar geſtreut, hatte gekeimt, aber noch nicht feſte Wurzel gefaßt und oft entführt ein Windſtoß die ſchwachen Keime dem lockern

Boden. Ueberhaupt nimmt es der junge Krieger während des Feldzugs mit den Regeln der Weisheit nicht so genau; die frevere, ungebundene Lebensart, der beständige Wechsel, die öftere Todesgefahr, die den Soldaten endlich gleichgültig gegen den Tod macht, und selbst das nähere Anschließen aller Cameraden, wo einer den andern aufmuntert, das Leben noch zu genießen, weil man es noch hat: dieß Alles verführt oft selbst gesetzte Männer zu Thorheiten, die sie in Standquartieren nie begangen haben würden. Ich sage dieß, lieber Sohn, weil ich das Bedürfniß fühle, mich zu entschuldigen; leider komme ich jetzt zu dem Theil meiner Geschichte, den ich dir gern verschwieg, zu dem einzigen Fehltritt, dessen Einfluß ich mein ganzes Leben hindurch gefühlt habe, der mich noch jetzt mit Gewissensbissen erfüllt, obgleich seine Folgen immer noch besser für mich ausgefallen sind, als ich es verdiente. — Im Anfange des Krieges fiel in Bezug auf mich nichts merkwürdiges

vor, ich that meine Schuldigkeit als Soldat, ſonſt aber fieng ich es ſo ziemlich da wieder an, wo ich es vor meiner Bekanntſchaft mit unſerm Reinhold gelaſſen hatte. Im Laufe des zweyten Jahres rückte das Bataillon, bey dem ich ſtand, in der Nähe von Gotha in Cantonnirungsquartiere; ich wurde zu dem Geiſtlichen des Orts einquartiert. Ich fand an dem Prediger einen Mann im Silberhaar von ächt patriarchaliſchen Sitten und an ſeiner einzigen Tochter ein himmliſches Geſchöpf, eine ächte Tochter der Natur, unverdorben, wie ſie aus den Händen dieſer guten Mutter hervorgegangen war; ich war über mein glückliches Loos entzückt und auch mein Wirth und ſeine liebenswürdige Tochter ſchienen es dem Zufall Dank zu wiſſen, der gerade mich zu ihnen geführt hatte. Wir wurden bald mit einander bekannt, es war, als gehörte ich mit zur Familie. Auch die kleine Aengſtlichkeit, die Marie Anfangs fühlte, wenn ich mich ihr näherte, wenn ich ſie mit meinen Armen

umſchlang, verlor ſich in kurzem; ſie behandelte mich wie einen geliebten Bruder, ich war der Vertraute ihrer kleinen Abentheuer, wir ſangen zuſammen, machten zuſammen Muſik, und wenn ich neben ihr ſaß und mit ihren Locken ſpielte, gab ſie oft in ihrer Unſchuld mir alle meine Liebkoſungen zurück. Der alte Vater, im feſten Vertrauen auf meine Redlichkeit und die Unſchuld ſeiner Tochter, ließ uns Stunden, ja halbe Tage lang allein. Gewohnt ſich des Abends bey Zeiten niederzulegen, verließ er uns ſchon um Sieben Uhr und oft blieb ich noch bis Eilf Uhr mit Marien in dem Garten. Eines Abends ſaßen wir in einer dunkeln Geißblatt-Laube am Ende des Gartens; einzelne Strahlen des Vollmonds ſtahlen ſich durch die dicht verſchlungenen Blätter. Marie lag an meiner Bruſt, meine Arme umſchlangen die ſchönen Conture ihres Körpers, ihr warmer Athem wehte mich an, ihre Wange glühte an der meinigen, die Nachtigall ſang ihr

himmliſches Lied in unſerer Nähe; die Blumen öffneten ihre Kelche und erfüllten mit Wohlgerüchen die laue Luft. Es war einer von den herrlichen Abenden des Sommers, wo die ganze Natur zum Genuß einladet. Ich hieng an ihren Lippen; ein ſüßes wollüſtiges Vergeſſen ſaugte ich von ihrem Munde ein; mein Blut floß heiß durch meine Adern, meine Sinne wurden mir zu mächtig. Zeit und Gelegenheit, Natur und Liebe im Einklang berauſchten ſie; ſie widerſtand nicht länger, und ohne zu wiſſen, was ich that, ihre Schwäche und den Augenblick benutzend, raubte ich ihre Unſchuld. Ein Schrey des Entſetzens entfuhr ihr, wie ſie aus ihrem Taumel erwachte; ſie ſtieß mich wüthend zurück, entwand ſich mit Gewalt meinen Liebkoſungen. „Fort," rief ſie mit einem Ton, der noch heute in meinem Innerſten wiederhallt; „fort, unzroßmüthiger Mann, rühre mich nicht an, du haſt mich entweiht! Hinweg, entferne dich auf immer aus meinen Augen!"

Umsonst suchte ich sie zu beruhigen; sie vergoß einen Strom von Thränen, rang die Hände und nannte sich die Mörderin ihres Vaters. Denke dir meine Lage, Ferdinand! Ich fiel vor ihr aufs Knie und suchte alles hervor, was die Arme beruhigen und sie bey sich selbst entschuldigen konnte. Ich nahm alle Schuld auf mich, klagte nur mich an, und schon gelang es mir, ihren ausschweifenden Schmerz etwas zu besänftigen, als ein neues unvermuthetes Ereigniß ihn in seiner ganzen Heftigkeit wieder erneuerte. Trompeten schmetterten durch die Nacht; eilig kam der Wachtmeister, mir den schnellen Aufbruch der Escadron, den eine eigenhändige Ordre des Königs veranlaßte, anzukündigen. Ich erstarrte und Marie sank leblos an meiner Seite nieder. Ich küßte noch Ein Mal ihre bleichen Lippen, überließ sie der Sorgfalt einer alten treuen Magd, empfahl mich dem bestürzten Geistlichen mit kurzen Worten, schwang mich aufs Pferd und entfernte

mich in Galloyp." — Hier ſchwieg Dörnberg ganz erſchöpft, ſo ſehr hatte ihn dieſe Erzählung angegriffen; Ferdinand trocknete ſich die Augen und faßte theilnehmend die Hand ſeines Vaters. Dörnberg verſtand ihn, umarmte ihn ſchweigend und verließ ſchnell das Zimmer.

Fünftes Kapitel.

Nach einer kurzen Pauſe fuhr Herr von Dörnberg in ſeiner Erzählung fort. „Wir marſchierten in Eilmärſchen nach Schleſien und ſtießen bey Breslau zu dem Corps des Prinzen Heinrich. Hier fanden wir das zweyte Bataillon des Regiments, ich hatte die Freude, meinen Freund wieder zu ſehen und ihn geſund und merklich erheitert zu umarmen; deſto weniger war ich es, ich konnte Marien nicht vergeſſen, zu ſehr war ihr Bild meiner Seele eingedrückt. Immer hörte ich ihren Jammertön, immer ſah ich ſie leblos

zu meinen Füßen niederſinken. Dem Scharfblick meines Freundes entgieng mein geheimer Kummer nicht; er ſah die Falte, die ingeheim auf meiner Stirne lag, ob ſie gleich öffentlich geglättet war, und drang mit freundſchaftlicher Wärme in mich, mich ihm zu entdecken. Ich that es — er horte mir mit Entſetzen zu!

Wie hieß das Mädchen? ſagte er mit bebender Stimme.

Marie Winter —

Unglücklicher! rief er ganz außer ſich, du haſt meine Schweſter geſchändet."

Dörnberg ſprang von ſeinem Stuhle auf und gieng in heftiger Bewegung auf und ab; er hielt die Hand vor das Geſicht und Thränen rollten ſeine Wangen herab.

Ferdinand folgte ihm mit glühenden Blikken, dann ſank er lautweinend an die Bruſt ſeines Vaters.

Nach einer langen Pauſe, ſagte Dörnberg: „Daß ich dir ein Gemählde von meinen Em-

pfindungen mache, verlange nicht, es war der schrecklichste Augenblick meines Lebens und mein Schmerz, daß ich noch zu dem Unglück meines Freundes beygetragen hatte, war so heftig, daß er an Verzweiflung grenzte. Reinhold wurde davon gerührt; er verzieh mir und versprach mir, sich unserer anzunehmen. Meinen Vorschlag, Marien zu heyrathen, verwarf er mit Heftigkeit; er wußte wohl, daß die geringste Nachricht, die meinem Ahnenstolzen Vater davon zu Ohren gekommen wäre, mir ohnfehlbar seinen Fluch und Enterbung zugezogen und Marien in mein Unglück mit verwickelt haben würde. Reinhold kannte aus Erfahrung den traurigen Einfluß, den die Vorurtheile der Eltern selbst auf tugendhafte Kinder haben. Das Vorurtheil seines Vaters hatte ihn unaussprechlich unglücklich gemacht, ihn, den tugendhaften, edlen Jüngling, der so viel für sich hatte; und ich, der Sünder, was hätte ich dem Vorurtheil meines Vaters entgegen setzen sollen?

Reinhold verſprach mir, auf den Fall daß Mariens Schwachheit Folgen gehabt hätte, die ſicherſten Maaßregeln zu treffen, ſie der ganzen Welt zu verbergen. Die Schweſter ſeiner Mutter, Wittbe eines Landgeiſtlichen in der Mark, eine Frau von vortrefflichem Herzen, die dort in ihrem Dörfchen in ländlicher Stille von einer kleinen Penſion lebte, wurde das Werkzeug zu Mariens Rettung. Sobald das Regiment die Winterquartiere bezog, was zum Glück für uns in dieſem Jahre früher als gewöhnlich geſchah, verſchaffte ich meinem Freund Urlaub und gab ihm das nöthige Geld. Er reiſte zu ſeiner Tante, vertraute ihr das Unglück ſeiner Schweſter und fand die würdige Frau ſogleich bereitwillig, ihrer Nichte beyzuſtehen. Von ihm mit Geld unterſtützt, beſuchte ſie ihren Schwager, der ſie ſchon öfters zu ſich eingeladen hatte, fand ihre Nichte bleich und kränklich, aber ihr Schickſal nicht ahndend. Die erfahrne Tante aber überzeugte ſich bald

von Mariens Zuſtande; unſere Furcht war nicht ungegründet geweſen. Ohne ihr etwas davon zu ſagen, beredete ſie Marien, ſie nach der Mark zu begleiten. Nach langem Bitten gab der alte Vater, der, ſeit dem Verluſt ſeines Sohnes, mit ganzer Seele an der einzigen Tochter hieng, ſeine Einwilligung. Sobald ſie den Wohnort der Tante erreicht hatten, machte Madam Ernſt, Marien mit vieler Schonung auf ihren Zuſtand aufmerkſam. Sie hörte es mit mehr Faſſung an, als die Tante geglaubt hatte, lebte ganz eingezogen, befolgte alle Vorſchriften der vortrefflichen Matrone genau und wurde nach fünf Monaten in Geheim und ſehr glücklich von einem geſunden Sohn entbunden, der in der Taufe den Namen Ferdinand erhielt."

„Eine Frage erlauben ſie mir, mein theurer Vater," unterbrach ihn hier der erſchütterte Ferdinand: „lebt meine Mutter noch? iſt mir das Glück noch beſchieden ihren mütterlichen Segen zu empfangen?"

„Sie lebt, mein Sohn, und du wirst sie wieder sehen.“

„Gott sey Dank! jetzt fahren sie fort mein Vater.“

„Meine Geschichte ist nun gleich aus. Niemand als der Prediger des Orts wurde in unser Geheimniß gezogen, die Niederkunft deiner Mutter war leicht und glücklich, die Tante erfahren genug, ihr beyzustehen; deine Mutter trennte sich nicht eher von dir, als bis eine Krankheit ihres Vaters sie veranlaßte, nach Thüringen zurückzugehen. Die Tante erzog dich nun als den Sohn eines Anverwandten ihres verstorbenen Mannes bis ins vierte Jahr; deine Mutter, die nach Einem Jahr den Bitten und ernstlichen Vorstellungen ihres Vaters nachgegeben und einen angesehenen Mann in der Nachbarschaft geheirathet hatte, erfuhr, unserer Abrede gemäß, deinen Tod von der Tante, die nun schon längst durch den ihrigen unser Geheimniß besiegelt hat. Unterdessen verließ ich auf

Bitten meines Vaters meine militairiſche Laufbahn und zog nach Reichenau, das er mir übergab; ich verſchaffte deinem Onkel den Abſchied, übergab ihm die Verwaltung meines Guthes und bat ihn deine Erziehung zu übernehmen. Er hohlte dich von der Tante ab und von jetzt an weißt du alles, da du mit uns gelebt haſt.' Meine Eltern ſtarben und da ich dich in guten Händen wußte, betrat ich, um nicht unthätig zu ſeyn, eine neue und zwar die diplomatiſche Laufbahn. Jetzt hab' ich auch dieſe beſchloſſen, und du ſiehſt mich im Begriff, mich auf immer nach Reichenau zurückzuziehen. Du wirſt meinem Namen, den du von nun an führen ſollſt, keine Schande machen; du biſt zum Manne gereift, und ich freue mich, in dir den Freund wieder erſetzt zu finden, den mir der unerbittliche Tod raubte.".

„Meine Mutter hält mich alſo für todt, mein Vater?"

„Ja, mein Sohn; es war nothwendig, sie mit dieser falschen Nachricht um ihrer selbst willen zu hintergehen. Sie ist verheirathet, und der Gedanke, daß ein uneheliches Kind, der Zeuge einer schwachen Stunde von ihr, lebte, würde ihre Ehe verbittert haben, wäre sie auch sonst noch so glücklich gewesen."

„So darf ich also meiner Mutter nicht unter die Augen treten?"

„Du kennst sie schon," antwortete Dörnberg, „du hast bey ihr gelebt; sie hat dir, ohne dich zu kennen, die Sorgfalt einer Mutter bewiesen — sagt dir dein Herz nichts, Ferdinand? Marie Warburg ist deine Mutter."

„Heiliger Gott!" rief er erschrocken, „so ist also Julie —"

„Deine Schwester, die Tochter deiner Mutter."

„O Gott!" rief Ferdinand aus, „wie gut ist es nun —"

„Ja wohl," unterbrach ihn Dörnberg, „wie gut es, daß aus eurer Verbindung nichts

geworden iſt. Ewig würde ich mich nicht haben zufrieden geben können, daß ich dir aus deiner Geburt ein Geheimniß machte. Sieh, Ferdinand, ſo ſchwach iſt der Menſch, ſo blind für die Zukunft, daß das, was du damals für ein Unglück hielteſt, dir jezt als das gröſte Glück erſcheint."

Hier trennte ſich Vater und Sohn; beyde hatte die Erzählung angegriffen; ſie fühlten das Bedürfniß allein zu ſeyn.

Sechstes Kapitel.

Sobald Ferdinand von ſeiner Wunde ſo weit wieder hergeſtellt war, daß er ohne Gefahr die Beſchwerlichkeiten einer weiten Reiſe ertragen konnte, verließ Herr von Dörnberg Montpellier und nahm den nächſten Weg nach ſeinem lieben Reichenau. Je

näher ſie auf ihrer Reiſe der Thüringiſchen Grenze kamen, deſto ängſtlicher wurde Ferdinand, und als ſie endlich nur noch einige Meilen von Heilsberg entfernt waren, und die Landſtraße ſeitwärts abgieng, konnte er ſeine Sehnſucht nicht länger verbergen. Dörnberg, der ihm ſchon längſt ſeinen Wunſch abgemerkt hatte, nahm ihn lächelnd bey der Hand. „Geh, mein Sohn," ſagte er, „ſuche deine Lieben auf, aber vergiß nicht, daß es das Geheimniß deines Vaters iſt, was du zu ehren haſt, und daß du unter keiner andern Geſtalt, wie unter der ihres alten Bekannten bey ihnen erſcheinen darfſt. Ferdinand verſprach es, umarmte ſeinen Vater, der ſeine Reiſe fortſetzte, nahm in Erfurt eine Poſtchaiſe und fuhr nach Heilsberg. Mit was für ganz andern Empfindungen, wie ehedem, kam er jetzt dort an! Eine ruhigere Liebe erfüllte jetzt ſein Herz, aber dennoch pochte es ungeſtüm. Schnell ſprang er aus dem Wagen und wollte in das Haus hinein,

als ihm in der Thüre ein unbekannter Mann im Jagdkleide entgegen trat, dem, wie es ſchien, das Rollen des Wagens herbeygezogen hatte und der ſich ganz kurz erkundigte, was zu ſeinen Dienſten ſey. „Ich ſuche," antwortete Ferdinand, betreten daß ihm ein Fremder begrüßte, „den Oberförſter Warburg." „Aha, meinen Antezeſſor," antwortete der grüne Mann, „ſuchen ſie den, da bedaur' ich, der iſt todt, mauſetodt, ſage ich ihnen, den macht niemand wieder lebendig. Ja! ja! wir ſind alle ſterblich. Der gute liebe Mann hat ſich bey der letzten Forſt-Reviſion etwas geärgert, und da kam es ganz plötzlich mit ihm; i nun freylich aber der Tod will immer eine Urſache haben." — Ferdinand, über den Tod ſeines alten Freundes ſehr beſtürzt, fragte nur noch, wo ſich ſeine Familie hingewendet habe, und als ihn der grüne Mann Dresden nannte, ſprang er nach einer leichten Verbeugung wieder in den Wagen, und befahl dem Poſtillion umzukehren, ohne auf die Einladung

des Forſtmannes ein Wort zu erwiedern. Er reiſte Tag und Nacht nach Dresden, ſtieg im Gaſthofe ab. Dort aber fiel ihm doch ein, ſich erſt genauer nach Warburgs Familie zu erkundigen. Auguſt und Julie wohnten bey dem Rath Warburg, Auguſts Vater; auch die Mutter wohnte bey ihm. Nach dem, was er ſo unter der Hand von ihnen erfuhr, ſo lebten zwar die jungen Eheleute noch immer, dem Anſcheine nach, ſehr glücklich zuſammen; allein in der Familie unter ſich herrſchte eine Art von Kaltſinn, der vermuthlich davon herrührte, daß der Rath Warburg die Vermögensumſtände des Oberförſters bey ſeinem Tode nicht ſo beträchtlich gefunden habe, als er erwartet hatte. Nachdem Ferdinand dieſe Erkundigung eingezogen hatte, hielt er es für das Klügſte, Dresden zu verlaſſen, ohne ſeine Mutter und Julien aufzuſuchen und erſt mit ſeinem Vater zu ſprechen. Er wollte es ſich ſelbſt nicht geſtehen, aber Warburgs Tod erfüllte ſein Herz mit einer geheimen Hoff-

nung, die er die ganze Reiſe bis Reichenau nährte, ſo daß er es kaum erwarten konnte, wieder mit ſeinem Vater vereinigt zu ſeyn. Ferdinands Ankunft in Reichenau war ein allgemeiner Feſttag für die dortigen Einwohner, die ihn alle von der Zeit her, wo ſie ihn noch als den Sohn ihres Verwalters kannten, herzlich liebten und die ihm ihre ungeheuchelte Freude gutmeynend an den Tag legten. Sobald Ferdinand mit dem Herrn von Dörnberg allein war, fragte dieſer nicht ohne einige Unruhe, wie Ferdinand ſeine Mutter geſunden habe; und als er ihn darauf von dem Tod des Oberförſters benachrichtigte und ſeiner Mutter jetzige beſchränkte Lage beſchrieb, war Dörnbergs Erſchütterung merklich; doch antwortete er nichts darauf, was unſern Helden in ſeinen Hoffnungen beſtärken konnte. Als nun verſchiedene Wochen vergiengen, ohne daß Dörnberg ſeiner Mutter erwähnte, fieng Ferdinand an ſeine geheimen Hoffnungen aufzugeben.

Eines Tages, nachdem ein Fremder von Berlin, der verschiedene Schriften gebracht und mit dem sich Herr von Dörnberg einige Zeit eingeschlossen hatte, wieder abgereist war, wurde der Reisewagen geschwind in Stand gesetzt, und Dörnberg lud seinen Sohn ein, ihn auf einer Reise nach Hamburg zu begleiten, wo er Geschäfte habe, die seine persönliche Gegenwart heischten. Ferdinand, ohne sich von dieser Reise in seiner jetzigen Stimmung viel Vergnügen zu versprechen, benutzte die Erlaubniß seines Vaters, ihn zu begleiten, und reiste gegen Abend mit ihm ab. Sie fuhren die ganze Nacht, fanden auf den Stationen die Pferde bestellt und schon angeschirrt, hielten sich nirgends lange auf und kamen den folgenden Tag, bey guter Zeit in Dresden an. Ferdinand hatte Anfangs auf den Weg, den sie nahmen, nicht Achtung gegeben, auf der ersten Sächsischen Poststation aber errieth er seines Vaters Absicht. Er warf einen Blick der innig-

ſten Liebe und Verehrung auf den edlen Dörnberg, dann fiel er ihm ſprachlos um den Hals. „Mein guter Sohn," ſagte Dörnberg gerührt, „ich habe viel wieder gut zu machen. Gott! laſſe es mir gelingen." Sie ſtiegen in Dresden in einem Privathauſe ab. — Ferdinand machte hier die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen Familie, aber er war jetzt zu ſehr zerſtreut, als daß er ſich hätte mit den ſchönen Bewohnerinnen des Hauſes beſchäftigen können; bey jedem Geräuſch blickte er nach der Thüre und bey jedem Fußtritt eines Kommenden glaubte er den ſeiner Mutter zu erkennen. Zwey lange Stunden mußte er warten. Endlich fuhr ein Wagen vor und Julie, Auguſt und ſeine Mutter ſtiegen aus. Er zitterte und war unvermögend vom Stuhl aufzuſtehen; auch Dörnberg konnte kaum ſeine Erſchütterung verbergen.

Er hatte, um Alles zu entfernen, was Mariens Ruhe nachtheilig werden könnte, ihre

beyderseitige Bekanntschaft mit Stillschweigen übergangen, und hatte seinem Freunde in Dresden die Wohlthaten, die sein Sohn in Warburgs Hause genossen hatte, als Ursache angegeben, warum er die Bekanntschaft mit dieser Familie zu machen wünsche. Die Oberförsterin und Julie waren über Ferdinands Anwesenheit sehr betroffen — Ferdinand verlor alle Fassung. Julie stammelte einige Worte und sah auf ihren Mann. August Warburg aber, der allein ganz ruhig war, umarmte ihn herzlich, ergriff liebevoll seine Hand, und führte ihn zu der hocherröthenden Julie. —

„Wie, liebes Weib, — willst du den Freund deiner Jugend, dessen wir so oft mit Wärme gedacht haben, nicht herzlicher empfangen?“

Julie umarmte ihren Mann mit nassen Augen, der sie der Umarmung Ferdinands entgegen führte.

Die liebenswürdige Familie des Hauses

hatte ſich indeſſen unbemerkt in das angränzende Zimmer entfernt, um die Freunde ungeſtört ſich ſelbſt zu überlaſſen. Nur Dörnberg blieb. Die Oberförſterin verlor jetzt ihre Verlegenheit auch, umarmte den jungen Mann recht herzlich, der ſeine Mutter mit einem unbeſchreiblichen Gefühl von Zärtlichkeit und Wehmuth an ſeine Bruſt drückte. Sie erzählte ihm mit von Thränen halb erſtickter Stimme den plötzlichen Tod ihres Mannes, der ihn, wie ſie ſagte, immer wie ein Vater geliebt habe. Ferdinand, der ſeine Thränen mit den ihrigen vermiſchte, nahm alsdann von dieſem Worte Gelegenheit, ihr nun auch ſeinen Vater vorzuſtellen, der indeß unbeweglich am Fenſter geſtanden hatte und wie aus einem langen Traum erwachte. Er verbeugte ſich ſchweigend; ein Wink von ihm, den Ferdinand verſtand, entfernte dieſen mit Julien und Auguſt, die ihm auf ſeine Verſicherung, daß ſein Vater etwas wichtiges mit ihrer Mutter allein zu ſprechen

habe, in den Saal folgten, wo sie die Gesellschaft fanden, die sie verlassen hatte.

Siebentes Kapitel.

Marie erkannte den Herrn von Dörnberg nicht; er hatte sich sehr verändert und auch der Name Dörnberg, den er von einer Herrschaft gleiches Namens in Westphalen führte, die ihm nach dem Tode seines Vaters, unter der Bedingung, daß er diesen Namen annähme, von einem weitläuftigen Verwandten vermacht worden war, trug das Seinige dazu bey, ihn der Oberforsterin ganz fremd zu machen. Als er aber jetzt ihre Hand ergriff und in zärtlichem Ton fragte:

„Erkennt mich meine Marie nicht? — spricht gar nichts in ihrem Herzen für mich?“ so erwachten plötzlich Erinnerungen und Gefühle bey ihr, die in ihrer Seele schlie-

ſen. — Sie ſah ihm erſchrocken ins Geſicht — Ahndungen durchzuckten ſie, und wie der Blitzſtrahl plötzlich die dunkle Nacht erhellt — ſo ſtand im Augenblick ſein Bild vor ihren Augen. Heinrich Trontheim — ſagte ſie; aber dann, wenn ſie ihn naher betrachtete — kein Zug mehr von dem Geliebten, ſogar ſein Name nicht, aber der Ton ſeiner Stimme. Er iſt's — er iſt's doch — rief ſie aus!

„Ja ich bin's, Marie — ich bin der Unglückliche, der ihre Unerfahrenheit mißbrauchte, der lange Jahre die Strafe ſeines Verbrechens mit ſich herum trug, der hierher reiſte, von Mariens Großmuth ſich Vergebung zu erflehen und ſeine Hand dem edlen Weibe anbietet, das allein ſein Herz beſeſſen hat."

„O! Herr von Trontheim," antwortete die erſchrockene Oberförſterin, die ſich jedoch gleich wieder zu faſſen ſuchte, „ich habe ihnen längſt vergeben, ich bin ihnen ſogar Dank ſchuldig — denn ſie haben meinen Ruf geſchont und nicht, wie ſo viele junge Leute ihres

Standes, mit dem Siege über ein armes unerfahrnes Mädchen geprahlt! — Aber wie könnt' ich jemals dem Manne meine Hand geben, der mich mit so beyspielloser Grausamkeit verließ, der, ohne des armen verführten Mädchens zu gedenken, ohne," setzte sie mit leiser Stimme hinzu, „sich seines Kindes zu erbarmen, das es unter dem Herzen trug — einige zwanzig Jahre verstreichen läßt und dann durch ein einziges Wort glaubt, den Schaden, den er angerichtet hat, wieder zu ersetzen? Wie könnt' ich es jetzt thun — nachdem ich zwanzig Jahr mit einem edlen, rechtschaffenen Manne in der glücklichsten Ehe gelebt habe — von dem mich der Tod erst kürzlich getrennt hat?"

„Und das Kind, das Marie unter dem Herzen getragen hat, spricht es gar nicht für seinen unglücklichen Vater?" —

„Der Himmel hat es zu sich genommen," sagte sie bewegt, „er hat nicht gewollt, daß es

lebend ſeinen unnatürlichen Vater anklagen ſollte."

„Halten ſie ein, Marie"— antwortete Dörnberg, „erſparen ſie ſich die Reue und mir den Schmerz über dieſe Vorwürfe, die ich nicht verdiene — warten ſie einen Augenblick, ich will mir einen Vorſprecher hohlen, der vielleicht mehr ausrichten wird, als ich."

Er gieng und ließ die Oberförſterin über dieſen Auftritt verwirrt und ſehr begierig, wie der Knoten ſich noch loſen würde, zurück.

Jetzt trat er mit Ferdinand in das Zimmer. Er führte ihn vor die Oberförſterin. „Hier, Mutter," ſagte er mit gerührter Stimme, „bringe ich ihnen ihren Sohn, er lebt, ihr Bruder hat ihn erzogen, er iſt mein Erbe. — Der unnatürliche Vater bin ich nicht, für den ſie mich halten."

Ferdinand umfaßte ihre Knie. „Meine Mutter, meine theure Mutter," ſagte er ſchmerzlich.

„Gott im Himmel! iſt es möglich, du mein Sohn?“ rief ſie auſſer ſich — „Ja ich fühle es, du biſt mein Sohn, mein Sohn, mein wiedergefundner Sohn.“ — Sie hob ihn auf und drückte ihn an ihr klopfendes Herz. — „Jetzt erklär' ich mir,“ fuhr ſie nach einer langen Umarmung mit mehrerer Ruhe fort, „die Bewegungen meines Herzens, als ich ihn ſahe, — es iſt ihr Bild, grauſamer Mann — das ich vor mir ſehe — Heinrich Trontheims Bild; aber,“ ſagte ſie dann mit Thränen im Auge, „meine Ehre, mein Ruf iſt auf ewig dahin. Was wird die Welt, was der Rath Warburg, was der Mann meiner Tochter dazu ſagen? Du koſteſt mich viel, du Schmerzens-Kind! Ach Gott! jetzt fällt mir ein,“ rief ſie mit Schrecken aus, „du wollteſt Julien heirathen! — Gerechter Gott! was wäre aus uns allen geworden —“

„Die Vorſehung hat ſichtlich über unſere Kinder gewacht“ — ſagte Dörnberg. „Was

aber ihren Ruf betrift, liebe Marie, ſo ſoll er nicht leiden. Julien und ihrem Mann ſagen wir unſer Geheimniß, dieſen Beyden allein, um das natürliche Verhältniß unſerer Kinder herzuſtellen. Wir nehmen ſie mit auf meine Güter, wo ich dem jungen Warburg zu meinem Amtmann beſtimmt habe; ſie, liebe Marie, geben mir ihre Hand und vor der Welt ſind ſie Ferdinands Stiefmutter, ſo wie ſie unter uns ſeine leibliche Mutter ſind. Niemand wird ſich dann wundern, wenn er ſie Mutter nennt und ſie ihn wie ihren Sohn behandeln."

„Trontheim," ſagte ſie gerührt, „ſie haben Alles gethan, was ſie thun konnten, entdecken ſie Julien und Auguſt das Geheimniß von der Geburt unſers Sohnes. Auguſt iſt ein edler Menſch, er wird mir eine augenblickliche Schwäche verzeihen, die ich mein ganzes Leben hindurch bereuet habe; nehmen ſie meine Kinder mit ſich, ich will mit meinen Kindern bey ihnen leben, ich bin verſöhnt."

Ferdinand fiel ihr ſtürmiſch um den Hals — „Ich ſehe meine Eltern vereiniget; das iſt der glücklichſte Augenblick meines Lebens.“

„So laſſen ſie uns Julien und ihren Mann herbeyrufen,“ ſagte Dörnberg, „um ſie mit unſerer Verbindung bekannt zu machen.

„Nein,“ antwortete ſie mit ſtillem Ernſt, „erſt hören ſie mich an — hören ſie meinen unwiederruflichen Entſchluß; ich habe einen edlen Mann zwanzig Jahre hintergangen, er hielt mich für ſchuldlos und ich war verführt. Nur erſt auf ſeinem Todenbette hat er die Wahrheit von mir erfahren und mir großmüthig verziehen. Bey ſeinem Grabe habe ich das Gelübde gethan, nie das Weib eines Andern zu werden, das Andenken an ſeine Liebe, an ſeinen Edelmuth in meinem Herzen zu erhalten und mit ins Grab zu nehmen, immer ſeinen Namen zu führen.“

„Mutter, um ihres Sohnes willen,“ unterbrach ſie Dörnberg —

„Unterbrechen ſie mich nicht,“ fuhr

ſie fort, „es kann meinem Sohn nichts helfen, wenn ich ihre Hand annehme, die ſie mir großmüthig anbieten. Wenn ſie ihn legitimirt haben, durch ihre Verbindung mit mir wird er nicht ebenbürtiger, und dann, wenn der Sohn den Brautführer ſeiner Mutter machen kann, ſo iſt es beſſer, ſie verheirathet ſich nicht. Wir ſind Beyde über die Jahre der Liebe hinaus, Herr von Dörnberg, aber in einem Punkt können wir uns immer noch liebend vereinigen. Lieben wir uns in unſerm Sohn. Sie brauchen eine Haushälterin, eine Ausgeberin, Jemanden, der ihnen die Wirthſchaft führt, da ſie unverheirathet ſind; ich will es ſeyn. Nehmen ſie den Mann meiner Tochter zu ſich, ſo können wir ja alle noch eine glückliche Familie ausmachen.“

Und ſo wurde es auch; Marie blieb unbeweglich und endlich gaben ihr Dörnberg und Ferdinand nach. Auguſt und Julie erfuhren das Geheimniß — Auguſt war einen Augenblick überraſcht, dann nahm er ſich, ſei-

nem Charakter gemäß, edel und bieder. Julie hatte eine ausschweifende Freude über ihr neues Verhältniß zu ihrem Bruder, (den sie in einem Athem wohl zwanzig mal so nannte) und darüber, daß sie jetzt ohne Gewissensbisse den geliebten Ferdinand, der immer noch einen Platz in ihrem Herzen behauptete, so oft sie wollte, umarmen konnte. August wurde Amtmann und zog nach Reichenau. Auch Weibers, der aus der Gefangenschaft zurückgekommen und ein ganz anderer Mensch geworden war, nahm seinen Abschied und zog zu seinem Vetter. So machten sie denn wirklich eine glückliche Familie aus. So wie der Wanderer, der die unwegsamen Gebirge zurück gelegt hat und leicht und froh den Pfad betritt, der auf sammtnen Rasen in der Ebene sich fortschlängelt, wandelten sie jetzt die Bahn ihres Lebens; alles Rauhe und Unebene lag hinter ihnen. Fanden sich ja noch Dornen im Wege, so räumten sie unter einander sie muthig hinweg und pflegten der Blüm-

chen, die am Wege keimten, Heiterkeit, Genügsamkeit, Häuslichkeit und Beschäftigung.

Trattenheims Reue war aufrichtig; er verkaufte seine Güter in Frankreich und zog nach Berlin. Ein dunkles Vorgefühl ließ ihn der Sturm ahnden, der nachher ganz Frankreich erschütterte. Juſtine, des kleinen Ferdinands treue Wärterin, söhnte ſich endlich mit ſeinem Vater aus. Trattenheim nahm ſeinen Sohn zu ſich, den er geſund als einen lieblichen Knaben aus Dörnbergs Händen empfieng. Elvire war, von Julien gebildet, zur blühenden Jungfrau geworden. Ferdinand von Trontheim — dieſen Namen führte er jetzt, — ſah die Roſe knospen und ſich entfalten. Lange traute er ſeinen Gefühlen nicht, er hielt für brüderliche Anhänglichkeit, was längſt ſchon zur Leidenſchaft geworden war. Eine gefährliche Krankheit Elvirens belehrte ihn über ſeine Empfindungen, er wich nicht von ihrem Bette, aus ſeinen Händen empfing ſie die Arzeneien, kein Schlaf kam in ſeine

Augen, nicht eher verließ er ihr Zimmer, bis sie außer Gefahr, nicht eher wurde er ruhig, bis sie völlig wieder hergestellt war. Als sie zum erstenmal wieder im Garten die stärkende Frühlingsluft einathmete, ihre Brust sich erweiterte, und das immer noch schwache Mädchen mit einer unbeschreiblich süßen Empfindung auf des jungen Mannes starken Arm sich lehnte, drückte er sie schnell an sein klopfendes Herz. Willst du mein seyn, Elvire? fragte er sie, und das holde Mädchen sank sanft erröthend ohne Antwort an seine Brust. Keine Worte hatten sie zusammen gewechselt, aber ihre Herzen hatten sich längst verstanden. Ferdinand führte sie zu seinem Vater. „Geben sie mir Elviren zum Weibe," sagte er zu ihm.

Lächelnd legte Dörnberg die Hand seines Sohnes in des reizenden Mädchens Hand, deren bleichen Wangen die schöne Farbe der Rose anflog.

„Liebe sie, Ferdinand" — sagte er, „in einem Jahre sey sie dein. Reise ein Jahr, mein Sohn, und wenn du wieder kömmst und eben so denkst; wenn er wieder kömmt und du, Elvire, mit eben den Gefühlen an seine Brust sinkest, wie heute, so soll der Priester euren Bund segnen, wie ich ihn segne."